

Vincent Streichhahn, Riccardo Altieri (Hg.)

KRIEG UND GESCHLECHT IM 20. JAHRHUNDERT

Interdisziplinäre Perspektiven
zu Geschlechterfragen in der Kriegsforschung



[transcript]

Historische Geschlechterforschung

Vincent Streichhahn, Riccardo Altieri (Hg.)
Krieg und Geschlecht im 20. Jahrhundert

Vincent Streichhahn, geb. 1993, promoviert an der Universität Halle zur Theorie und Praxis der »Frauenfrage« in der Sozialdemokratie des Deutschen Kaiserreichs. Als Politologe widmet er sich der Geschlechterordnung der Moderne sowie den sozialen Bewegungen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.

Riccardo Altieri, geb. 1987, promovierte bei Mario Keßler an der Universität Potsdam im Fach Geschichte und arbeitet für den Bezirk Unterfranken. Er hat u.a. zu Klassismus in der Wissenschaft publiziert.

Vincent Streichhahn, Riccardo Altieri (Hg.)

Krieg und Geschlecht im 20. Jahrhundert

Interdisziplinäre Perspektiven zu Geschlechterfragen in der Kriegsforschung

[transcript]



The EOSC Future project is co-funded by the European Union Horizon Programme call INFRAEOSC-03-2020, Grant Agreement number 101017536

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch das Projekt EOSC Future.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Vincent Streichhahn, Riccardo Altieri (Hg.)**

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagcredit: BArch BILD 183/L19872, »Sowjetunion, Ukraine. Sowjetische Frauen, teils in Uniform, im Schlamm stehend, 1941.«

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5764-7

PDF-ISBN 978-3-8394-5764-1

<https://doi.org/10.14361/9783839457641>

Buchreihen-ISSN: 2627-1907

Buchreihen-eISSN: 2703-0512

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Vorwort	9

Einleitung: Krieg und Geschlecht im 20. Jahrhundert

<i>Vincent Streichhahn</i>	11

Kriegsmobilisierung und -propaganda

Frauen – Krieg – Literatur

Die geistige Kriegsmobilisierung im Rahmen des Ersten Weltkriegs

<i>Julia Richter</i>	25

»Schickt sich das?«

Voreheliche Sexualität und die publizistische Kriegsmobilisierung

»junger Damen«

<i>Anna Schiff</i>	45

»Abschaum des weiblichen Geschlechts«?

Sowjetsoldatinnen in finnischer und deutscher Propagandaphotographie
des Zweiten Weltkrieges

<i>Olli Kleemola</i>	65

Heimat- und Kriegsfront

»War Service for Everybody!«

Militanz und Patriotismus in der britischen Frauenbewegung

<i>Jana Günther</i>	87

Zwischen-Räume(n)

Franquistische Krankenpflegerinnen an den Fronten
des Spanischen Bürgerkriegs

Katharina Seibert 105

Frauen als Opfer – Frauen als Täterinnen?

Geschlechtskonstruktionen und kollektive Gewalt in Barcelona vom
Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Spanischen Bürgerkrieg

Florian Grafl 125

Besatzung und Geschlecht

Geschlechtergeschichtliche Analysen des männlichen Alltagslebens unter
deutscher Besatzung im Zweiten Weltkrieg

Agnes Laba 143

Gewalt und Aufarbeitung

Nicht-jüdische Frauen und Holocaust in der Ukraine, 1941-1943

Wahrnehmung und Handlungsoptionen

Olga Radchenko 165

Sexualisierte Kriegsgewalt an Maya-Frauen im Bürgerkrieg in Guatemala

Wenn das Schweigen endet, beginnt die Aufarbeitung

Anja Titze 187

Der Gender-Konflikt-Nexus in der Demokratischen Republik Kongo

Ungleiche Geschlechterverhältnisse und der Erste Kongokrieg

Anja Zürn und Catharina Crasser 207

Kunst und Wissenschaft

Diven im Feld

Darstellende Künstler*innen und die Kategorie »Geschlecht« im
Zentraleuropa des Ersten Weltkriegs

Ute Sonnleitner 231

Gegenbilder zu weiblichen Opferfiguren in der Figuration afrikanischer Bürgerkriege

Messan Tossa 251

»Ich würde es gerne machen, um einen Mann zu ersetzen«

Industrie-Chemikerinnen in Deutschland im Ersten und Zweiten Weltkrieg

Anna Horstmann 265

Gertrud Soeken und die politische Rolle von NS-Medizinerinnen

Schuld kennt kein Geschlecht

Julia Nebe 285

Erinnerung in Nachkriegszeiten

Abwesende Väter, defizitäre Mütter und problematische Kinder

Geschlecht in Erziehungsratgebern der Nachkriegszeit

Sebastian Engelmann 307

Rosi Wolfstein – Ein Leben im Schatten der Kriege des 20. Jahrhunderts

Riccardo Altieri 321

Autor*innen 341

Vorwort

Im Jahr 1997 traf sich erstmals ein internationales Kolloquium aus Militärhistoriker*innen und Historiker*innen der Geschlechtergeschichte. Nach anfänglicher Skepsis war schnell klar, dass eine Zusammenarbeit der Forschungsgebiete großes Erkenntnispotenzial besaß (Hagemann/Schüler-Springorum 2002, ix). Damit fand die in den 1980er Jahren besonders im angelsächsischen Raum einsetzende geschlechterhistorische Militär- und Kriegsforschung zaghaft Eingang in die mehrheitlich androzentrisch geprägte Geschichtswissenschaft. Seitdem hat sich die gemeinsame Betrachtung von »Krieg und Geschlecht« intensiviert, wie anhand zahlreicher Publikationen ersichtlich ist.

Das Spektrum der geschlechterhistorischen Forschung auf diesem Gebiet ist inzwischen von erstaunlicher Breite. Dabei stehen – sicherlich auch aufgrund der europäischen Geschichte – häufig die Phänomene des Strukturwandels der Kriege im 20. Jahrhundert im Fokus. Das in starkem Maße durch kriegерische und genozidale Auseinandersetzungen geprägte »Zeitalter der Extreme« (Eric Hobsbawm) bildet auch im vorliegenden Sammelband die zeitliche Klammer der Untersuchungen, die die beiden Weltkriege, den Spanischen Bürgerkrieg und außereuropäische Konflikte zum Untersuchungsgegenstand haben. Dabei versteht sich die Anlage des Bandes als eine interdisziplinäre Sammlung von Beiträgen zu diversen Forschungsgebieten, die von theoretisch-methodischen Zugängen über biographische Ansätze bis hin zu Spezialuntersuchungen raumhistorischer oder ikonographischer Art aufgestellt sind.

Im vorliegenden Band widmen sich insgesamt 18 Wissenschaftler*innen aus fünf europäischen Ländern und einem vom Autor ausgewiesenen westafrikanischen Standpunkt dem äußerst vielschichtigen Forschungsfeld von »Krieg und Geschlecht im 20. Jahrhundert« auf unterschiedlichste Weise. Die Herausgeber danken ihnen dafür, dass sie ihre Forschungseinblicke, die mitunter aus Promotions- und Drittmittelprojekten stammen, mit einem größeren Publikum teilen. Darüber hinaus gilt unser Dank noch einigen weiteren Personen: Zunächst danken wir den Mitarbeiter*innen der Archive und Universitätsbibliotheken, die unsere Arbeit auch inmitten einer Pandemie möglich gemacht haben. Unser Dank gilt ferner Dr. Mirjam Galley vom transcript-Verlag in Bielefeld und ihren Kolleg*innen, die das

Projekt während des gesamten Entstehungsprozesses unterstützt haben. Außerdem danken wir all jenen, die unseren Autor*innen via Crowdfunding eine kleine Entschädigung für ihren Arbeitsaufwand haben zukommen lassen.

Wir hoffen, mit diesem Projekt die geschlechterhistorische Forschung zu »Krieg und Geschlecht« im deutschsprachigen Raum weiter voranzubringen. Zwar ist seit den Anfängen dieser Forschung eine Menge passiert, aber die Berücksichtigung von Geschlechteraspekten ist angesichts einer weiterhin dominierenden androzentrischen Perspektive in der deutschen Geschichtswissenschaft von großer Bedeutung. Dazu mögen die einzelnen Beiträge als Anstoß dienen.

*Vincent Streichhahn/Riccardo Altieri
Halle und Hof an der Saale, im Mai 2021*

Literaturverzeichnis

Hagemann, Karen/Schüler-Springorum, Stefanie: Preface, in: dies. (Hg.): Home/Front. The Military, War and Gender in Twentieth-Century Germany, Oxford/New York 2002, S. ix-xii.

Einleitung: Krieg und Geschlecht im 20. Jahrhundert

Vincent Streichhahn

An sich ist »Krieg und Geschlecht« kein junges Forschungsfeld. Spätestens seit den 1980er Jahren widmen sich Wissenschaftler*innen überwiegend aus dem angelsächsischen Raum der Kriegs- und Militärforschung aus einer geschlechtersensiblen Perspektive. Angesichts einer androzentrischen Militärgeschichtsschreibung, deren Wurzeln bis in die Antike zurückreichen, ist es hingegen taufrisch. Auch die sogenannte New Military History, welche in den 1970er Jahren aufkam und stärker auf sozial- und kulturgeschichtliche Zugänge zurückgriff, ließ den wissenschaftlichen Androzentrismus weitgehend in Takt (vgl. Hagemann 2020a, 4). Noch 1982 schrieb der Historiker Geoffrey Best (1982, 18) in der Einleitung zu seinem Buch über Kriege im revolutionären Europa: »We need not concern ourselves with women, who had very little part in our story.« Dieser patriarchale Reflex, der die männliche Perspektive auf den Forschungsgegenstand universalisiert, mag sich im 21. Jahrhundert mit einer größeren Begründungspflicht konfrontiert sehen, als es im ausgehenden letzten Jahrhundert der Fall gewesen ist, verschwunden ist er jedoch keineswegs. Die Historikerin Karen Hagemann (2017, 184; 2020a, 4) führt diesen Tatbestand auf eine »dual maleness« in der Geschichtswissenschaft zurück. Das meint: Männer stellen einerseits weiterhin die Mehrheit der Forschenden, andererseits werden Militär und Krieg in der Mainstreamforschung weiterhin überwiegend und selbstverständlich als genuin männlich verstanden.

In der Retrospektive führte die Frauenforschung, die als wissenschaftlicher Ausdruck der neuen Frauenbewegung in den 1970er Jahren aufkam, zu einer geschlechtlichen Erweiterung der Forschungsperspektiven. Zwei frühe grundlegende Arbeiten zum Konnex »Krieg und Geschlecht« stammen aus der Feder von zwei Sozialwissenschaftler*innen: »Does Khaki Become You? The Militarization of Women's Lives« der Politikwissenschaftlerin Cynthia Enloe (1983) sowie »Women and War« der Politischen Theoretikerin Jean Bethke Elshtain (1987) avancierten schnell zu Klassikern der feministischen Theorie. Die sich im Kontext der zweiten Frauenbewegung herausbildende Frauenforschung, welche den Anspruch einer radikalen Infragestellung bisheriger Muster vertrat (Kelly-Gadol 1977), trug ihre Früchte. In diesem Kontext ist auch die Frauen- und Geschlechtergeschichte entstanden, die relativ früh mit »Behind the Lines: Gender and the Two World Wars« (Higonnet

u.a. 1987) einen Sammelband hervorbrachte, der die Forschung auf dem Gebiet nachhaltig prägte und bis heute zum Kanon gehört.

Nach über drei Jahrzehnten hat die internationale (Geschlechter-)Forschung auf diesem Gebiet eine Fülle an Arbeiten hervorgebracht (Hagemann 2017, 179), wengleich deren Erkenntnisse »überraschend wenig in die Mainstreamforschung integriert« wurden (Hagemann 2008, 128) und weiterhin zahlreiche Desiderate existieren. Viele der neueren Veröffentlichungen, konstatiert Ingrid E. Sharp (2014, 61), setzen sich inzwischen explizit mit Geschlechteraspekten auseinander, auch wenn sie sich nicht spezifisch als geschlechtergeschichtliche Beiträge verstehen. Die Veröffentlichung von »The Oxford Handbook of Gender, War, and the Western World since 1600« (Hagemann/Dudink/Rose 2020) kann gewiss als vorläufiger Höhepunkt dieser Entwicklung betrachtet werden, der die Forschung im besten Falle weiter stimuliert. Allerdings bleibt das Bild insgesamt ambivalent. So beinhaltet die von Bruno Cabanes (2020) herausgegebene »Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart«¹ bei stattlichen 900 Seiten nur wenige Beiträge, die sich explizit mit Geschlechteraspekten auseinandersetzen. Sogar in der lesenswerten Einführung zur »Geschlechtergeschichte« von Claudia Opitz-Belakhal (2018, 154f.) wird der Bereich der geschlechtersensiblen Militär- und Kriegsgeschichte nur äußerst kurz abgehandelt und belegt deren anhaltende Randstellung vor allem in der deutschen Geschichtswissenschaft.

Im Folgenden werden einige zentrale Entwicklungen in dem Forschungsfeld »Krieg und Geschlecht« nachgezeichnet und die insgesamt 16 Beiträge des vorliegenden Bandes, die in fünf Themenbereiche gruppiert sind, darin verortet. Dabei kann der Forschungsstand an dieser Stelle keineswegs umfänglich dargestellt werden, sondern beschränkt sich auf zentrale Forschungskontroversen sowie einige klassische und neuere Arbeiten auf dem Gebiet.

Mit dem Aufkommen der Frauengeschichte dominierte zunächst der Ansatz, Frauen in der Geschichte überhaupt erst sichtbar zu machen, die durch eine Verwissenschaftlichung der Historiographie im 19. Jahrhundert systematisch aus dieser herausgeschrieben wurden (Opitz-Belakhal 2018, 156f.). In diesem Sinne erschließt Riccardo Altieri durch seinen biographischen Zugang in diesem Band das Leben Rosi Frölichs, geb. Wolfstein, das er als eines im Schatten der Kriege des 20. Jahrhunderts beschreibt. Als Frau und überzeugte Antimilitaristin wurde Wolfstein aufgrund einer androzentrischen Perspektive nicht nur von der Geschichtswissenschaft lange Zeit vernachlässigt, sondern sah sich auch zu Lebzeiten u.a. als Abgeordnete im Preußischen Landtag mit antifeministischen Abwehrhaltungen konfrontiert.

1 Es handelt sich bei dem Band um eine Übersetzung von *Une histoire de la guerre. Du XIXe siècle à nos jours* (Cabanes 2018).

In vielen der frühen Forschungsarbeiten dominierten zunächst Untersuchungen zur Frauenarbeit in der Kriegsindustrie (u.a. Daniel 1989; Winkler 1977) sowie der geschlechtsspezifischen Kriegspropaganda (u.a. Honey 1984; Rupp 1978). Gleichwohl bietet dieses Feld weiterhin Potenziale für aktuelle Forschungen, wie mehrere Beiträge dieses Bandes demonstrieren. So analysiert Julia Richter die Sinnstiftungsmaßnahmen der »Heldenmutterpropaganda« in den literarischen Werken bürgerlicher Schriftstellerinnen im Kontext des Ersten Weltkrieges. Anhand verschiedener Egodokumente von Frauen zeigt sie, wie stark die propagierte weibliche Kriegsrolle – teils widersprüchlich – verinnerlicht wurde, was den Erfolg der zeitgenössischen Propagandamaßnahmen belegt. Anna Schiff wiederum analysiert anhand der Publikumszeitschrift *Die junge Dame* (1933-1943), wie Sexualität als Medium einer zielgruppenspezifischen Propaganda genutzt wurde. Formen vorehelicher weiblicher Sexualität wurden partiell enttabuisiert und junge Frauen mit der Aufforderung des Verfassens von Liebesbriefen an Frontsoldaten für den Krieg mobilisiert.

Das in der Forschung behandelte Themenfeld erweiterte sich relativ schnell und umfasste bald auch die weiblichen Erfahrungen an der »Heimatfront« (Hagemann 2020b) sowie den Einfluss staatlicher Demobilisierungspolitiken nach den Weltkriegen (u.a. Kundrus 1995; Rouette 1993). Der Analyse und kritischen Infragestellung von »Kriegs-« und »Heimatfront« widmen sich auch heutzutage viele Wissenschaftler*innen. Im vorliegenden Sammelband beleuchtet Jana Günther den Einsatz der britischen Frauenbewegung an der »Heimatfront«. Sie analysiert dabei, wie Teile der Frauenbewegung versuchten, die gesellschaftliche Krisensituation strategisch geschickt zu nutzen, um politische Forderungen innerstaatlich voranzutreiben und dafür kriegswichtige Aufgaben übernahmen. Am britischen Beispiel zeigt sich besonders prägnant, wie schnell emanzipatorische Forderungen in bestimmten Bewegungssettings für nationale Interessen und militaristische Politiken anschlussfähig werden. Aus einer raumhistorischen Perspektive widmet sich Katharina Seibert den in der Forschung lange Zeit vernachlässigten Franquistinnen und deren Aktivitäten in der Kriegskrankenpflege des Spanischen Bürgerkrieges. Sie zeigt, wie die Massenmobilisierung von Frauen zum Sanitätsdienst in Frontnähe die diskursiv hergestellte Vermännlichung der Front in Frage stellte und Zwischenräume entstehen ließ, die von den Akteurinnen strategisch genutzt wurden.

Das sich etablierende Forschungsfeld einer Frauen- und später Geschlechtergeschichte des Krieges sah sich ab Mitte der 1980er Jahre mit zwei zentralen Kontroversen konfrontiert, die bis heute als Referenzpunkte für Forschungsarbeiten dienen. Während der erste Streit um die Bedeutung der beiden Weltkriege für die ökonomische, politische und gesellschaftliche Stellung der Frau rang, widmete sich der zweite der Täterinnen-Opfer-Kontroverse (Hagemann/Rose 2020a, 382).

Anlass für die erste zentrale Auseinandersetzung war die von manchen Forschenden vertretene These, dass der Erste Weltkrieg als Katalysator für die Frauenemanzipation gedient habe (u.a. Marwick 1977). Zu diesem Bild hat sowohl die Ausweitung der Frauenarbeit in zuvor Männern vorbehaltenen Bereiche als auch die Einführung des Frauenstimmrechts in einigen »westlichen« Ländern nach dem Ersten Weltkrieg sowie das in der Zwischenkriegszeit medial transportierte Ideal der »Neuen Frau« beigetragen (Hagemann 2020a, 9f.). Die Forschung konnte jedoch recht schnell mit der Annahme aufräumen, dass die Weltkriege zu einer relevanten quantitativen Steigerung der Frauenerwerbsarbeit geführt hätten (Daniel 1989). Stattdessen betonten die Historiker*innen die temporale Limitierung von Veränderungen innerhalb der Geschlechterverhältnisse während der Kriegszeit und verwiesen auf die Persistenz der Geschlechterhierarchie, die nach Kriegsende rasch wiederhergestellt wurde (u.a. Grayzel 2010).

Mit dem äußerst einflussreichen Konzept der »double helix«, welches das Forscher*innenpaar Margaret und Patrice Higonnet (1987) einführte, wurde ein produktiver Umgang mit dieser Frontstellung von Kontinuität und Wandel gefunden. Das Bild der »Doppelhelix« soll den Wandel der Geschlechterverhältnisse bei gleichzeitiger Verfestigung der Geschlechtergrenzen als widersprüchliche aber zugleich verflochtene Entwicklung fassen. »This image permits us to look at woman not in isolation but within a persistent system of gender relationships« (Higonnet/Higonnet 1987, 34). Dieses Grundmuster der modernen Kriege, in denen die Einbeziehung von Frauen unabdingbar ist, führte zu Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen, die nach Kriegsende wiederhergestellt wurden, »um die als bedrohlich erachtete Erweiterung des öffentlichen Handlungsspielraums von Frauen wieder einzuschränken« (Hagemann 1998, 26). In der historischen Erforschung von kriegesischen Auseinandersetzungen ist dieser Prozess sowie das Modell der »Doppelhelix« immer noch weit verbreitet (vgl. Hämmerle u.a. 2014, 4).

So untersucht Anna Horstmann in diesem Band unter Rückgriff auf dieses Konzept die Beteiligung von Frauen an der deutschen Chemieindustrie vergleichend für die beiden Weltkriege. Es zeigt sich, dass der Erste Weltkrieg viel stärker von grundsätzlichen Diskussionen um die Einstellung von Chemikerinnen geprägt war. Diese Diskussionen wurden aufgrund des eklatanten Arbeitskräftemangels im Zweiten Weltkrieg nicht geführt, allerdings wurde die im Ersten Weltkrieg etablierte geschlechtliche Segregation der Arbeitsbereiche fortgeschrieben, die die Geschlechterhierarchie trotz Wandel in der Chemieindustrie aufrechterhalten sollte. Gleichwohl konnten die Veränderungen nie restlos zurückgedreht werden, sondern hinterließen zumindest Spuren im (Selbst-)Bewusstsein der Akteur*innen und in den gesellschaftlichen Institutionen. Das zeigt auch Sebastian Engelmanns Analyse der Ratgeberliteratur *Kindernöte* (1950–1957). Engelmann untersucht, wie der Rat zur Erziehungspraxis unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterver-

hältnisse konstruiert und mit den Kriegserfahrungen in Nachkriegsdeutschland verbunden wurde. Dabei arbeitet er heraus, wie diese in der Zeitschrift als relevantes Element der narrativen Entfaltung von Erziehungsproblemen fungierten und, trotz eines partiellen Wandels, ein hierarchisiertes Verhältnis der Geschlechter festschrieben.

Die zweite zentrale Forschungskontroverse, bekannt als Historikerinnenstreit (Bock 1992), entfaltete sich entlang der Frage, inwiefern die Frauen der NS-Zeit in die Verbrechen des Holocaust und des Zweiten Weltkriegs eingebunden waren. Die Forschung beschränkte sich zu Beginn weitgehend darauf, die Frauen als Opfer des Nationalsozialismus zu beschreiben oder deren Täterinnenschaft als Resultat patriarchaler Strukturen zu deuten (u.a. Mitscherlich 1985). Andere Forscher*innen stellten weibliche Widerstandskämpferinnen in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen (u.a. Szepansky 1987). Die US-amerikanische Historikerin Claudia Koonz (1988) vertrat hingegen in ihrem Buch »Mothers in the Fatherland: Women, the Family and Nazi Politics«, welches die Kontroverse endgültig ins Rollen brachte, die Position, dass Frauen zwar Opfer der nationalsozialistischen Politik sein konnten, aber ebenso davon profitierten oder selbst aktiv an den Verbrechen mitwirkten. Diese Debatte wurde vor allem innerhalb der ersten Generation von Frauenforscher*innen erstaunlich hart geführt, während spätere Generationen damit produktiver umgingen und das weite Spektrum von Frauenrollen im Nationalsozialismus betonten (u.a. Bemporad/Warren 2018; Herkommer 2005; Lower 2013). Die theoretischen wie methodischen Fragen, die diese Kontroverse begleiteten, haben sich für die Forschung auch jenseits der konkreten Auseinandersetzung über den deutschen Nationalsozialismus als nützlich erwiesen (Hagemann 2020a, 11).

Welch produktive Kraft die Fragestellungen aus der Täterinnen-Opfer-Kontroverse noch immer haben, zeigen die Beiträge von Julia Nebe, Olga Radchenko, Florian Grafl und Olli Kleemola in diesem Band. Einen Beitrag zur weiblichen Täterschaft im Nationalsozialismus liefert Julia Nebe mit ihrem Artikel über die Medizinerin Gertrud Soeken. Anhand dieses biographischen Zugangs zeigt Nebe, inwieweit karriereorientierte Medizinerinnen oftmals besonders opportun und NS-konform agierten, um ihre Karrierechancen zu verbessern. Gleichzeitig war Soeken an der Schulung und Erziehung des Volkes im Sinne einer menschenverachtenden NS-Gesundheitspolitik aktiv und aus eigener Überzeugung beteiligt. Olga Radchenko untersucht weder Opfer noch Täterinnen, sondern erweitert das Akteursspektrum um die nicht-jüdischen Retterinnen im Reichskommissariat Ukraine, deren Wahrnehmung des Holocaust sowie deren Handlungsoptionen. Aus einer Fülle von Datenmaterial arbeitet Radchenko sieben Gruppen von Retterinnen heraus. Die Einzelfälle werden jedoch nicht nur systematisiert, sondern einem deutschsprachigen Publikum erstmals zugänglich gemacht.

Ein gänzlich anderes Feld der Täterinnendiskussion untersucht Florian Grafl mit dem Spanischen Bürgerkrieg. Am Beispiel der Gewaltgeschichte Barcelonas

zeigt er dessen geschlechtsspezifische Voraussetzungen. Während die Gewaltgemeinschaften der Zwischenkriegszeit laut Grafl als Männerdomäne beschrieben werden können, in denen Frauen überwiegend Hilfstätigkeiten übernahmen, führte die Entgrenzung von Gewalt im Zuge des Bürgerkrieges zu einer partiellen Partizipation von Frauen an Kampfhandlungen, die jedoch überwiegend ein Phänomen des beginnenden Bürgerkrieges blieb. Welch ambivalente Reaktion die weibliche Kriegsteilnahme in den militärischen Institutionen auslöste, wird durch die ikonographische Studie Olli Kleemolas deutlich. Anhand von finnischen und deutschen Propagandaphotographien gefangener sowjetischer Soldatinnen und Zivilistinnen im Zweiten Weltkrieg zeigt Kleemola, zu welchen Herausforderungen kämpfende Frauen für die staatliche Kriegspropaganda führten.

Neben diesen zwei zentralen Forschungskontroversen etablierten sich weitere lohnenswerte Perspektiven. Gerade die Militär- und Kriegsgeschichte bietet ein innovatives Feld für Untersuchungen von Maskulinität. Eine frühe und bahnbrechende Arbeit stellt Klaus Theweleits (1977) Buch »Männerphantasien« dar, in dem dieser die protofaschistische Mentalität und Körpererfahrung von Männern in den Freikorps nach dem Ersten Weltkrieg untersucht. George L. Mosse (1990) dekonstruierte einige Jahre später in seinem die Forschung prägenden Werk den männlichen Mythos der Kriegserfahrung. So entwickelte sich die »Geschichte von Militär und Krieg [...] in den 1990er Jahren zu einem der ersten Forschungsfelder, in denen die Geschlechtergeschichte systematisch zur Geschichte von Männern und Männlichkeit weiterentwickelt wurde« (Hagemann 2017, 178). Dass der Krieg und vornehmlich der damit verbundene »Arkanraum des Tötens« (Latzel u.a. 2011, 17) lange Zeit als rein männliche Erfahrung und das Militär allgemein als »Schule der Männlichkeit« (Frevert 2008) galten, zeigt eindrücklich die enorme Bedeutung von geschlechterkritischen Arbeiten auf diesem Feld auf.

In diesem Sinne analysiert Agnes Laba im vorliegenden Band die »besetzten Männlichkeiten« des Zweiten Weltkrieges. Die deutschen Besatzungen hatten einen entscheidenden Einfluss auf Konzepte von Männlichkeit sowie auf männliche Selbstverständnisse und Identitäten. Laba elaboriert in ihrem Beitrag die These, dass die Besatzung zu einer Neustrukturierung des Alltags der besetzten Gesellschaften führte und damit sowohl geschlechtsspezifische Alltagspraktiken als auch die vorherrschenden geschlechtsspezifischen sozialen Rollen sowie soziale Machtverhältnisse herausforderte. Das Doing Gender unter Besatzung offenbart sich als ein äußerst innovatives Forschungsfeld. Es wird darüber hinaus in dem Beitrag von Ute Sonnleitner über das deutschsprachige Theatersystems Zentraleuropas aufgegriffen. Anhand von Egodokumenten und Medienberichten rückt Sonnleitner die Person der Künstler*innen in den Fokus und zeigt, wie der Krieg einerseits die Ausweitung und Neudeutung des Künstler*innentums beförderte und andererseits die traditionellen Geschlechternormen festschrieb. Unabhängig vom Geschlecht,

so Sonnleitner, rief der Auftritt von Künstler*innen in Kriegszeiten starke Irritationen hervor und offenbart deren Sonderstellung in den Kriegsgesellschaften.

Der Kalte Krieg und die Vielzahl von kriegerischen und genozidalen Konflikten, die nach dessen Ende nicht nur in Europa aufflammten, führten in der Forschung zu neuen Themenkonjunkturen (Hagemann/Rose 2020b). Der Bosnien- (1992-1995) und Kosovokrieg (1998-1999) im ehemaligen Jugoslawien sowie der Genozid in Ruanda (1994) demonstrierten auf schreckliche Art und Weise den geschlechtsspezifischen Charakter gewaltsamer Auseinandersetzungen (Zarkov 2020, 727f.). Das führte zu einer wissenschaftlichen Aufarbeitung von Massenvergewaltigungen und anderen Formen sexualisierter Gewalt sowie Genoziden (u.a. Branche 2020; Herzog 2008). Der Schwerpunkt der Forschung liegt dabei vermehrt auf den beiden Weltkriegen (u.a. Eschbach/Mühlhauser 2008; Mühlhauser 2020) und den Konflikten nach dem Ende des Kalten Krieges (u.a. Hirschauer 2014; Zarkov 2020). Vergewaltigungen wurden sowohl als Kriegswaffe eingesetzt als auch zur Demonstration von »Männlichkeit« (u.a. Banwell 2014). Andere Forschungsarbeiten nehmen zudem die Geschichte männlicher Opfer in den Blick und kontextualisieren sexualisierte Gewalt in gewaltsamen Auseinandersetzungen stärker politik-ökonomisch (u.a. Turshen 2001). Zu einem wichtigen Forschungsfeld avancierte auch der Bereich der Transitional Justice, wodurch die Auswirkungen in der Nachkriegszeit und die Bedingungen der gesellschaftlichen Aufarbeitung in den Fokus rücken (u.a. Mouthaan/Jurasz 2019; Shackel/Fiske 2019).

In diesem Feld sind gleichfalls mehrere Beiträge des vorliegenden Bandes zu verorten. Im Zentrum von Anja Titzes Beitrag steht die sexualisierte Kriegsgewalt gegenüber Maya-Frauen und die juristische Aufarbeitung in Guatemala. Titze zeigt, dass die Gewalt und institutionelle Straflosigkeit als zwei Konstanten in der Geschichte des Landes die strafrechtliche Aufarbeitung bis heute erschweren. Anja Zürn und Catharina Crasser beschäftigen sich ebenfalls mit sexualisierter Kriegsgewalt, die sie am Beispiel der ostkongolesischen Kivu-Provinzen untersuchen. Diese verstärkt sich, so Zürn und Crasser, in Abhängigkeit von anderen Diskriminierungssituationen ökonomischer, sozialer und kultureller Art. Eine nachhaltige Veränderung kann laut den Autorinnen nur erzielt werden, wenn neben der Hilfestellung für die Opfer und der justiziellen Aufarbeitung der Taten diese Strukturen angegangen werden. Einen literaturwissenschaftlich orientierten Blick wirft Messan Tossa auf dieses Feld. Von einem westafrikanischen Standpunkt aus untersucht dieser die weiblichen Opferfiguren in der literarischen Figuration afrikanischer Bürgerkriege. Tossa argumentiert, dass die aktive Beteiligung von Frauen an den Bürgerkriegen zu einer Erweiterung ihrer Handlungsräume und -möglichkeiten führt. In den Romanfiktionen wird dieses emanzipatorische Moment durch die Grausamkeit der Akteure ausgeblendet. Dies liegt laut Tossa am apokalyptischen Deutungsmuster der Kriegshandlungen, an denen journalistische Berichte und fiktionale Aufarbeitungen nur das Schrecklichste wahrnehmen wollen oder können.

Das Ziel des Bandes ist es, die Forschung auf diesem Gebiet im deutschsprachigen Raum voranzubringen. In Anlehnung an Sharp (2014, 63) sind wir davon überzeugt, dass nur »ein interdisziplinäres Vorgehen auf internationaler Ebene sowie eine geschlechtergeschichtliche Perspektive [...] der Komplexität des Themas gerecht« werden. Die Beiträge des Sammelbandes eröffnen daher eine geographisch und zeitlich geweitete Perspektive auf Deutschland, Finnland, Großbritannien, Guatemala, den Kongo, Österreich, die Ukraine und Spanien. Den geographischen Schwerpunkt bildet rein quantitativ Europa, aber drei Aufsätze verlassen den eurozentrischen Horizont und tragen dadurch zur »Provinzialisierung Europas« (Chakrabarty 2000) bei. Die internationalen Autor*innen wählen in geschlechterhistorischer Absicht eine Vielzahl von unterschiedlichen methodischen Zugängen, die ikonographischer, raumhistorischer, diskurstheoretischer, rechts-ethnologischer, biographischer und theoretisch-methodologischer Natur sind. Das Verständnis von Geschlecht variiert bei den Autor*innen, wie allgemein in der Forschung (siehe zur Forschungskontroverse Hausen 1998; Lynn 1998; Scott 1986). Mit dieser Heterogenität wollen wir den komplexen Anforderungen des Forschungsfeldes gerecht werden und zu weiteren Untersuchungen anregen. Zwar gehört das 20. Jahrhundert, welches den hiesigen Schwerpunkt bildet, zu den Epochen, welche am stärksten erforscht werden, aber die Berücksichtigung von Geschlechteraspekten und entsprechenden methodischen Zugängen ist angesichts einer Neuinterpretation der kriegerischen und genozidalen Auseinandersetzungen dieser Zeit – vor allem auch jenseits der beiden Weltkriege – und einer weiterhin dominierenden androzentrischen Perspektive in der deutschen Geschichtswissenschaft von großer Bedeutung.

Literaturverzeichnis

- Banwell, Stacey: Rape and sexual violence in the Democratic Republic of Congo: a case study of gender-based violence, in: *Journal of Gender Studies* 1 (2014), S. 45-58.
- Bemporad, Elissa/Warren, Joyce W.: *Women and Genocide. Survivors, Victims, Perpetrators*, Bloomington 2018.
- Best, Geoffrey: *War and Society in Revolutionary Europe, 1770-1870*, London 1982.
- Bock, Gisela: Ein Historikerinnenstreit?, in: *Geschichte und Gesellschaft* 18 (1992) 3, S. 400-404.
- Branche, Raphaëlle: Vergewaltigung: eine Kriegswaffe?, in: *Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart*, Hamburg 2020, S. 684-700.
- Cabanes, Bruno (Hg.): *Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart*, Hamburg 2020. Übersetzung von Ders. (Hg.): *Une histoire de la guerre. Du XIXe siècle à nos jours*, Paris 2018.

- Chakrabarty, Dipesh: *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2000.
- Daniel, Ute: *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft: Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1989.
- Elshtain, Jean Bethke: *Women and War*, New York 1987.
- Enloe, Cynthia: *Does Khaki Become You? The Militarization of Women's Lives*, Boston 1983.
- Eschebach, Insa/Mühlhäuser, Regina (Hg.): *Krieg und Geschlecht. Sexuelle Gewalt im Krieg und Sex-Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern*, Berlin 2008.
- Frevort, Ute: *Das Militär als Schule der Männlichkeiten*, in: Brunotte, Ulrike/Herrn, Rainer (Hg.): *Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*, Bielefeld 2008, S. 57-76.
- Grayzel, Susan R.: *Women and Men*, in: Horne, John (Hg.): *A companion to World War I*, Malden, MA 2010, S. 263-278.
- Hagemann, Karen: *Venus und Mars. Reflexionen zu einer Geschlechtergeschichte von Militär und Krieg*, in: Dies./Pröve, Ralf (Hg.): *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel*, Frankfurt a.M. 1998, S. 13-48.
- : *Krieg, Militär und Mainstream. Geschlechtergeschichte und Militär*, in: Dies./Quataert, Jean (Hg.): *Geschichte und Geschlechter. Revisionen der neueren deutschen Kultur*, Frankfurt a.M./New York 2008, S. 92-129.
- : *Militär, Krieg und Geschlecht. Ein Kommentar zur Militärgeschichtsschreibung in der MGZ*, in: *Militärgeschichtliche Zeitschrift* 76 (2017) 1, S. 175-184.
- : *Introduction: Gender and the History of War. The Development of the Research*, in: Hagemann, Karen/Dudink, Stefan/Rose, Sonya O. (Hg.): *The Oxford Handbook of Gender, War, and the Western World since 1600*, Oxford 2020a, S. 1-34.
- : *Heimatfront*, in: Cabanes, Bruno (Hg.): *Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart*, Hamburg 2020b, S. 182-202.
- Hagemann, Karen/Dudink, Stefan/Rose, Sonya O. (Hg.): *The Oxford Handbook of Gender, War, and the Western World since 1600*, Oxford 2020.
- Hagemann, Karen/Rose, Sonya O.: *War and Gender: The Age of the World Wars and Its Aftermath – an Overview*, in: Dies./Dudink (Hg.): *The Oxford Handbook of Gender, War, and the Western World since 1600*, Oxford 2020a, S. 369-409.
- : *War and Gender: From the Global Cold War to the Conflicts of the Post-Cold War Era – an Overview*, in: Dies./Dudink (Hg.): *The Oxford Handbook of Gender, War, and the Western World since 1600*, Oxford 2020b, S. 635-676.
- Hämmerle, Christa u.a.: *Gender and the First World War*, Basingstoke 2014.
- Hausen, Karin: *Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte*, in: Medick, Hans/Trepp, Anne-Charlott (Hg.), *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte*, Göttingen 1998, S. 15-55.

- Herkommer, Christina: Frauen im Nationalsozialismus – Opfer oder Täterinnen? Eine Kontroverse der Frauenforschung im Spiegel feministischer Theoriebildung und der allgemeinen historischen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, München 2005.
- Herzog, Dagmar (Hg.): Brutality and Desire: War and Sexuality in Europe's Twentieth Century, Basingstoke 2008.
- Hirschauer, Sabine. The Securitization of Rape: Women, War and Sexual Violence, New York 2014.
- Higonnet, Margaret R./Higonnet, Patrice L.-R.: The double helix, in: Higonnet, Margaret R. u.a. (Hg.): Behind the Lines. Gender and the two World Wars, New Haven 1987, S. 31-47.
- Higonnet, Margaret R. u.a. (Hg.): Behind the Lines. Gender and the two World Wars, New Haven/London 1987.
- Honey, Maureen: Creating Rosie the Riveter: Class, Gender, and Propaganda during World War II, Amherst 1984.
- Hunt, Lynn: The Challenge of Gender. Deconstruction of Categories and Reconstruction of Narratives in Gender History, in: Medick, Hans/Trepp, Anne-Charlott (Hg.), Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte, Göttingen 1998, S. 57-97.
- Kelly-Gadol, Joan: Did Women Have a Renaissance?, in: Blumenthal, Renate/Koonz, Claudia (Hg.): Becoming Visible: Women in European History, Boston 1977, S. 137-164.
- Koonz, Claudia: Mothers in the Fatherland: Women, the Family and Nazi Politics, New York 1988.
- Kundrus, Birthe: Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechtsverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1995.
- Latzel, Klaus/Maubach, Franka/Satjukow, Silke (Hg.): Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute, Paderborn 2011.
- Lower, Wendy: Hitler's Furies: German Women in the Nazi Killing Fields, Boston 2013.
- Marwick, Arthur: Women at War, 1914-1918, London 1977.
- Mitscherlich, Magarete: Die friedfertige Frau. Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter⁶. Aufl., Frankfurt a.M. 1985.
- Mouthaan, Solange/Jurasz, Olga (Hg.): Gender and War. International and Transitional Justice Perspectives, Cambridge 2019.
- Mosse, George L.: Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars, New York 1990.
- Mühlhauser, Regina: Sexuality, Sexual Violence, and the Military in the Age of the World Wars, in: Hagemann, Karen/Dudink, Stefan/Rose, Sonya O. (Hg.): The Oxford Handbook of Gender, War, and the Western World since 1600, Oxford 2020, S. 539-560.

- Opitz-Belakhal, Claudia: Geschlechtergeschichte, Frankfurt a.M. 2018.
- Rupp, Leila J.: Mobilizing Women for War: German and American Propaganda, 1939-1945, Princeton 1978.
- Rouette, Susanne: Sozialpolitik als Geschlechterpolitik: Die Regulierung der Frauenarbeit nach dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt a.M. 1993.
- Scott, Joan W.: Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: American Historical Review 98 (1986) 4, S. 1053-1075.
- Shackel, Rita/Fiske, Lucy: Rethinking Transitional Gender Justice Transformative Approaches in Post-Conflict Settings, London 2019.
- Sharp, Ingrid E.: Geschlechtergeschichte und die Erforschung des Ersten Weltkriegs in Deutschland: Entwicklungen und Perspektiven, in: Geschichte und Region/Storia e regione 23 (2014) 2, S. 49-64.
- Szepansky, Gerda (Hg.): Blitzmädel, Heldenmutter, Kriegerwitwe, Frankfurt a.M. 1987.
- Theweleits, Klaus: Männerphantasien, Reinbek b.H. 1977.
- Turshen, Meredith: The Political Economy of Rape: An Analysis of Systematic Rape and Sexual Abuse of Women during Armed Conflict in Africa, in: Moser, Caroline/Clarke, Fiona (Hg.): Victims, Perpetrators or Actors? Gender, Armed Conflict and Political Violence, London 2001, S. 55-68.
- Winkler, Dörte: Frauenarbeit im »Dritten Reich«, Hamburg 1977.
- Zarkov, Dubravka: Conceptualizing Sexual Violence in Post-Cold War Global Conflicts, in: Hagemann, Karen/Dudink, Stefan/Rose, Sonya O. (Hg.): The Oxford Handbook of Gender, War, and the Western World since 1600, Oxford 2020, S. 727-745.

Kriegsmobilisierung und -propaganda

Frauen – Krieg – Literatur

Die geistige Kriegsmobilisierung im Rahmen des Ersten Weltkriegs

Julia Richter

»Im Westen viel Neues?« In Anlehnung an Erich Maria Remarque (1929) fragte der Deutsche Kulturrat jüngst nach der Erinnerungskultur des Ersten Weltkriegs (Deutscher Kulturrat 2018, 1). Dieser »geradezu vergessene« Krieg (Meteling 2011, 614) ließ anlässlich seines 100-jährigen Jubiläums eine unerwartet hohe Welle an wissenschaftlichem Interesse aufleben (Corneließen 2016, 269-287). Aus erweiterten Perspektiven werden fortan bekannte Ereignisse, soziale Prozesse aber auch gesellschaftliche Strukturen neu bearbeitet und interpretiert. Dabei wird auch vermehrt auf die im vorliegenden Beitrag genutzten methodologischen Ansätze der Geschlechter-, Alltags- und Mentalitätsgeschichte zurückgegriffen, um zu untersuchen, wie Kriegsgeschehnisse individuell und geschlechtsspezifisch wahrgenommen wurden.

In den ersten wissenschaftlichen Untersuchungen zu geschlechtsspezifischen Kriegserfahrungen aus den 1980er Jahren wurden Frauen stets im Verhältnis zu Männern thematisiert (Sharp 2014, 49). Diese Herangehensweise ist nicht dazu in der Lage, Dynamiken geschlechtskonstituierender Prozesse im Rahmen des Krieges in ihrer Komplexität abzubilden. Um diesem Anliegen gerecht zu werden, ist es daher geboten, einen dezidiert frauengeschichtlichen Zugang heranzuziehen. Bis heute wird in der Forschung diskutiert, ob der Erste Weltkrieg die Frauenemanzipation vorangetrieben habe. Diese These kam primär im Zusammenhang mit der vielerorts sichtbaren, weiblichen Erwerbsarbeit auf und wurde von einigen Forschenden verneint (u.a. Chickering 2002, 141-143). Allerdings handelt es sich beim Kriegsgeschehen sowie der Entwicklung der Frauenemanzipation um facettenreiche Phänomene. Dies geht insbesondere dadurch hervor, dass die erste deutsche Frauenbewegung unterschiedliche Ziele, Strategien und Inhalte mit dem Begriff »Emanzipation« verband. Ein Teil der Frauen kämpfte überwiegend für bessere Bildungs- und Erwerbschancen, andere für politische Rechte des weiblichen Geschlechts (u.a. Gerhard 2018). Allen gemein war, dass sie sich für eine dauerhaft-

te Erweiterung von Handlungsspielräumen für Frauen einsetzten (Bussemer 1985, 245).

Insbesondere Kriegszeiten seien dafür geeignet, Unterschiede in den Geschlechterrollen und Prozesse der Geschlechtskonstruktion sichtbar zu machen, wie das Autor*innenkollektiv um Margaret R. Higonnet (u.a. 1987, 4) bereits Ende der 1980er Jahre anmerkte. Es wäre daher verfehlt, die Frage nach einem Zusammenhang von Erstem Weltkrieg und Frauenemanzipation im Sinne einer dauerhaften Erweiterung von weiblichen Handlungsspielräumen vorschnell zu verwerfen. Die Vielschichtigkeit der Thematik sowie die spezifischen Zeitgeschehnisse eröffnen vielmehr die Möglichkeit, die oben benannte These auf eine andere, neue Ebene zu verlagern.

Den ersten als »total« (Chickering/Förster 2000) wahrgenommenen Krieg kennzeichnet neben der »totalen« Form der Massenkriegsführung auch eine »totale« Mobilisierung der deutschen Gesellschaft (Gerdes 2016, 10). Die günstige und einfache Produktion von Printmedien, die geographische Erweiterung der Medienrezipient*innen sowie der hohe Alphabetisierungsgrad der deutschen Gesellschaft gewährleisteten eine vorher nie dagewesene Massenkommunikation. Damit verbunden stiegen die Einwirkungsmöglichkeiten der Medieninhalte auf ihre Leser*innen (Wille 2008, 285f.). Zum ersten Mal in der deutschen Geschichte adressierten groß angelegte Medien- und Propagandakampagnen auch die deutsche weibliche Bevölkerung und riefen diese zur Beteiligung am Kriegsgeschehen an der »Heimatfront« auf. Es bietet sich folglich an, den Blick auf die »frauenspezifischen« Propagandamaßnahmen in Deutschland zu richten. Welche Ausrichtung hatten die an deutsche Frauen gerichteten, schriftlichen Propagandamaßnahmen bzw. welche Funktionen waren darin für deutsche Frauen im Krieg vorgesehen? Und inwieweit wurden die Leserinnen davon tatsächlich in ihrem Handeln und Denken beeinflusst?

Diesen beiden Aspekten wird im Folgenden nachgegangen. Es wird untersucht, ob die Sinnstiftungsmaßnahmen, die durch die Kriegspropaganda verbreitet wurden, eine innovative und dauerhafte Neukonzeption der gesellschaftlichen Rolle deutscher Frauen hervorbrachten. Dabei handelt es sich um eine weitgehend unerforschte Thematik, die jedoch auf Grund des vielfältigen, öffentlichen Sinnstiftungsangebots, welches in der Zeit kurz vor und während der ersten Kriegsjahre verbreitet wurde, Beachtung verdient.

Materialauswahl und Vorgehen

Da der Erste Weltkrieg als »literarischste[r] aller Kriege« (Ulrich 1990) gilt, wird sich bei der Untersuchung der Sinnstiftungsmaßnahmen auf literarische Werke in Form von Gedichten, Novellen und Ratgebern beschränkt. Im Speziellen wer-

den non-fiktionale Texte herangezogen, die zwischen 1913 und 1916 im Deutschen Reich (1871-1918) veröffentlicht wurden und die Rolle deutscher, bürgerlicher Frauen thematisieren, da davon ausgegangen wird, dass sich das zeitgenössische, gesellschaftliche Gedankengut darin am eindeutigsten widerspiegelt und am direktesten für die Rezipientinnen formuliert wurde (Förster 2011, 30).

Als einer der ersten und wenigen Forschenden untersuchte Hans-Otto Binder (1997) Kriegsliteratur des Ersten Weltkrieges aus einer geschichtswissenschaftlichen Perspektive. Zwar fokussierten Aibe-Marlene Gerdes und Michael Fischer (2016) dieses Forschungsgebiet vor kurzem erneut, viele Aspekte blieben jedoch weiterhin offen. Daran knüpft der vorliegende Beitrag an. Zur Bearbeitung der Ausgangsfragen werden Werke untersucht, die vor und während des Krieges von, für und über Frauen im Deutschen Reich geschrieben wurden. In einem ersten Schritt werden, nach einer einführenden Kontextualisierung, die Propagandamaßnahmen der Vorkriegszeit sowie der frühen Kriegszeit im Kontext des historischen Geschlechterdenkens herausgearbeitet. Diese werden miteinander verglichen. In einem zweiten Schritt wird systematisch überprüft, inwiefern die tatsächlich-alltäglichen und mental-emotionalen Gegebenheiten deutscher Frauen den entworfenen Sinnstiftungsmaßnahmen entsprachen.

Zu Beginn des Krieges publizierten in erster Linie etablierte Schriftstellerinnen. Besonders groß war der Anteil an bürgerlichen und adeligen Frauen, die lyrische Werke und Ratgeberschriften verfassten (Bab 1920, 25). In diesem Zusammenhang bietet das Vorwort der bellizistischen Novellensammlung »Der Krieg und die Frauen« von Thea von Harbou einen ersten Einstieg in die Untersuchung der weiblichen Kriegsrolle (Harbou 1913), da das 1913 erschienene Werk bis 1916 mehrfach, inhaltlich unverändert, neu aufgelegt wurde. Auch nach Kriegsausbruch war das Werk eine der kommerziell erfolgreichsten Veröffentlichungen, die die Rolle deutscher Frauen im Kriegsfall behandelt (Binder 1997, 109). Ferner kommt der sogenannten »Heldenmutterpropaganda«, welche zu Kriegsausbruch sowie in den ersten Kriegsjahren durch Printmedien betrieben wurde und konkrete Handlungsempfehlungen für die »verheiratete Städterin des Mittelstandes« (Fehleemann 2016, 241) verbreitete, eine besondere Bedeutung zu. Exemplarisch werden die Schrift »Der Krieg und die Frau« von Gertrud Bäumer aus dem Jahr 1914 und das im selben Jahr erschienene Kriegsgedicht »An die deutsche Frau!« von Margarethe Korth herangezogen. Zusätzlich wird die im Januar 1916 erschienene Ratgeberschrift »Das deutsche Frauenziel« von Käthe Lubowski verwertet, bei der davon auszugehen ist, dass sie bereits weit vor dem Veröffentlichungsdatum verfasst wurde. Die Werke sind auf Grund des Zeitpunkts ihrer Veröffentlichung sowie ihrer inhaltlichen Positionierung interessant.

Zur exemplarischen Überprüfung, inwiefern die kriegsliterarisch skizzierte Rollenvorstellung von Frauen im Krieg tatsächlich ins gesellschaftliche und mentale Geschehen adaptiert wurde, wird zum einen das Tagebuch der Pfarrersfrau

Elisabeth Kreiter herangezogen. Zum anderen wird eine Postkarte von Hedwig Stehr, der Ehefrau des Schriftstellers Hermann Stehr, analysiert. Die beiden Egodokumente aus dem Jahr 1914 geben Auskunft über den Kriegsalltag sowie die Gedanken und Gefühle der beiden Frauen hinsichtlich der Kriegsteilnahmen ihrer Söhne Kurt Kreiter und Willy Stehr.

Die deutsche Gesellschaft im Sommer 1914

»Im August 1914 [...] ergriff eine gewaltige Woge der Kriegsbegeisterung die Deutschen«, wie es einst Thomas Nipperdey beschrieb (1993, 779f.). Diese »zum Klischee erstarrte Vorstellung« (Ullrich 1999, 9) wurde unlängst korrigiert (u.a. Leonhard 2014). Gleichwohl war der drohende Kriegsfall im Sommer 1914 allgegenwärtig (Bruhn 2007, 60). Der deutschen Öffentlichkeit wurde der drohende Krieg als Verteidigungskrieg präsentiert. So verkündete beispielsweise die *Frankfurter Zeitung* am 1. August 1914, dass sich »das Deutsche Reich und das deutsche Volk« dem »im Auslande geschürte[n] Haß« entgegensetzen müsse. Nichts weniger als »Deutschlands Existenz« sowie »die materiellen und ideellen Güter der deutschen Nation« würden von den ausländischen Gegnern bedroht (*Frankfurter Zeitung und Handelsblatt* 1914, 1). Mit der propagierten »unverschuldeten Notlage« wurde an das Nationalbewusstsein der deutschen Bevölkerung appelliert und dazu aufgerufen, das »Vaterland« zu beschützen.

Thea von Harbou vermerkte in ihrem Vorwort, dass »das Nationalbewußtsein [...] dem Deutschen Jahrhunderte lang gefehlt hat, [aber] in den letzten Jahrzehnten gewaltig aufgewacht [sei]« (Harbou 1916a, 12). Bei der Besinnung auf »die« deutsche Nation stand die deutsche Gesellschaft des frühen 20. Jahrhunderts tatsächlich in einer langen Tradition der Suche nach einer eigenen, nationalen Identität. Diese hatte bereits im deutschen Humanismus (15./16. Jahrhundert) begonnen. Die Forderung nach einer deutschnationalen Einheit wurde spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Herkunft und »Rasse« bestimmt und zu einer völkischen Identität stilisiert. Das fortwährende Bestreben, die nordische »Rasse« von anderen abzugrenzen, manifestierte sich Ende des 19. Jahrhunderts zu einem nationalistischen Denken, dem Berufen auf die deutsche »Nation« und dem Entstehen fürs »Vaterland« (Wiwjorra 2006, 20, 245). Durch das Proklamieren des sich anbahnenden Krieges als »Verteidigungskrieg« konnte an dieses bereits vorgeprägte Nationalbewusstsein der deutschen Gesellschaft appelliert werden, um die Bevölkerung für die Kriegsteilnahme zu mobilisieren. Beide Geschlechter sollten geschlechtsspezifisch fürs »Vaterland« eingesetzt werden.

Das Geschlechterdenken innerhalb der deutschen, bürgerlichen Gesellschaft war im frühen 20. Jahrhundert dichotomisch-hierarchisch strukturiert. Bereits Mitte des 18. Jahrhunderts arbeitete Johann Caspar Lavater heraus, dass Frauen

auf Grund der vermeintlich natürlichen Schwäche ihrer Anatomie und ihres Geistes dem »kräftigern Mannsgeschlechte« unterlegen seien und sich ihnen unterzuordnen hätten (Lavater 1777, 294f.). Männern und Frauen wurden mithin auf Grund ihrer spezifischen körperlichen Merkmale sowie geistigen Beschaffenheit unterschiedliche Aufgaben und Wirkbereiche »von Natur aus« zugesprochen. Diese Zuordnung begründete eine gesellschaftliche Geschlechterhierarchie (Hausen 2012 [1976]).

Das dichotomische Unterordnungsverhältnis festigte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Im Zuge der Industrialisierung traten der Erwerbs- und der Privatbereich, die im feudalen Sozialkonstrukt des »Ganzen Hauses« (Brunner 1968, 103-127) eine Einheit bildeten, (räumlich) auseinander. Anstelle der Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft von Mann, Frau und weiteren Angehörigen der Hausgemeinschaft trat nun die durch verwandtschaftliche und emotionale Bindung zusammengehaltene Familie (Gestrich 2013, 4f.). Infolgedessen entwickelten sich neue Strukturen: »Der Mann beherrscht die Welt des Gedankens und der Tat, die sichtbaren Dinge«, die Frau hingegen agiere im eigenen Haus, wo sie »mit der Hingabe ihres ganzen Wesens, mit völliger Selbstentäußerung dient« (Lammers 1877, 15f.). Männern wurde mithin der öffentliche Erwerbs- und Berufsbereich zugeordnet, in dem sie aktiv handelten. Der Handlungs- und Erfahrungsraum von Frauen sollte sich primär auf den privaten, häuslichen Bereich beschränken, wenngleich eine »klare Trennung zwischen dem Bereich des »Öffentlichen« und dem Bereich des »Privaten« nicht gezogen werden [kann]« (Opitz-Belachal 2018, 107) und Frauen nie gänzlich abwesend in der Öffentlichkeit waren. Durch diese Entwicklung manifestierte sich jedoch die Vorstellung von ungleichwertigen, konträren innerfamiliären Rollen (Hausen 2012, 19-49). Deutsche bürgerliche Frauen sollten die reproduktiven Arbeiten für ihre Ehemänner und Kinder übernehmen. Damit hätten sie »mit einem Male ihren Beruf erfüllt, den Gipfel ihrer erhabenen Bestimmung erreicht« (Damen-Conversations-Lexikon 1836, 330-332). Die derart vorgesehene Rollenaufteilung bildete die Grundlage des gängigen, bürgerlichen Familienmodells, an welches im Zuge des drohenden Krieges angeknüpft werden sollte.

Das Gros der wehrfähigen Männer sah seine öffentliche Aufgabe in der aktiven Verteidigung der »Nation« durch den Kriegsdienst an der »Front«. In Anlehnung an das französische Konzept des »soldat citoyen« (1789) kam im Zuge der Napoleonischen Kriege (1792-1815) auch in Preußen erstmals die Forderung auf, den Bürgerstatus an die Wehrfähigkeit zu binden (Frevert 2004, 45-64). Institutionalisiert wurde dieser Gedanke durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in den deutschen Gebieten. Der männliche Staatsbürger trat fortan aktiv für sein »Vaterland« ein und verteidigte es im Kriegsfall. Auch die staatsbürgerlichen Rechte wurden an die Wehrpflicht gekoppelt und die Armee als »Haupt-Bildungsschule der ganzen Nation« erachtet (Frevert 1997, 17-47). Der männliche Bürger sollte für den Krieg gebildet werden. Zusätzlich sollte er während der militärischen Ausbil-

dung Tugenden wie Ehre, Tapferkeit, Kameradschaft und »Vaterlandstreue« erlernen (Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 3.9.1814). Werte, die bereits im medizinisch-pädagogischen Diskurs des späten 18. Jahrhunderts (u.a. Frank 1786, 633-642; Vieth 1795, 25) vorgesehen waren. Zudem wurde darin beschrieben, dass Männer ihren Körper stählen sollten. Ein kräftiger Körper wurde als Grundvoraussetzung für die »heroische Liebe fürs Vaterland, [...] fürs allgemeine Beste und zur Hülfe des Nebenmenschen« betrachtet. »Von Kränklichen und Schwachen« ließe sich »kein hohes Emporstreben zu edelmüthigen Thaten erwarten« (Gutsmuths 1793, 17).

Im Zuge dieser Entwicklung veränderte sich der ideologische Hintergrund des männlichen Geschlechtscharakters im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Nur wehrhafte Männer wurden als männlich erachtet. Die Tätigkeit als Soldat entwickelte sich dabei zu einem hohen patriotischen Ziel, bei dem der deutsche Bürger bereit sein sollte, sein Leben fürs »Vaterland« zu geben. Das Mann-Sein, also die männliche Geschlechtsidentität, implizierte fortan diese Opferbereitschaft, die als Märtyrer- oder Heldentod propagiert wurde (Schmale 2003, 195). Gefestigt wurde diese patriotische Einstellung dadurch, dass »durch die großen [militärischen] Thaten von 1864, 1866, 1870/71, [...] die Armee sich den Ehrenplatz in der Schätzung des ganzen Volkes erworben [habe]« (Lübke 1893, 148f.). Die Kriege der 1860er und frühen 70er Jahre führten letztlich zur Gründung des deutschen Nationalstaates und der einsetzenden Universalisierung des Mannes als Soldat. Ende des 19. Jahrhunderts setzte ferner eine Verherrlichung der »militärischen Männlichkeit« ein und die Bereitschaft, der Nation zu dienen, war gesellschaftlich besonders anerkannt. Der Mann wurde stereotyp als »Soldaten-Mann« bewertet (Jaun 1997, 51).

Die Aufgabe einer bürgerlichen Frau an der sogenannten »Heimatfront« war jedoch noch nicht näher definiert. Gleichwohl appellierte Thea von Harbou in ihrem Vorwort ebenfalls an das »Nationalbewusstsein« deutscher Frauen: »Wohl dem Herrscher, der hinter sich ein Volk weiß, [...] dessen Männer und Frauen entschlossen sind, ihrer Pflicht gegen das Vaterland getreu zu sein – bis in den Tod.« Im gleichen Atemzug wirft Harbou jedoch die Frage auf, woraus genau »die Pflicht der Frau« bestünde (Harbou 1916a, 12-15).

Theoretische Gedanken zur weiblichen Kriegsbeteiligung bei Thea von Harbou (1913)

In ihrem Vorwort betont Harbou die Bedeutung der deutschen Frauen für die Nation im Kriegsfall. Ebenso wie Männer seien Frauen im Krieg dazu berufen, »an der Entwicklung ihres Landes mitzuschaffen« (Harbou 1916a, 15). Sie beschränkte »die« deutsche Frau zwar, dem weiblichen Rollenverständnis entsprechend, auf ihre Funktion als Ehefrau und Mutter, es entspräche »der Natur des Weibes am

stärksten« als »[Kranken]pflegerin« zu fungieren, gleichwohl obliege ihr eine bedeutendere Aufgabe im Rahmen des Krieges: »Die innere Größe eines Volkes [zeige sich nämlich] in der Gesinnung seiner Frauen wie durch die Taten der Männer« (ebd., 13-15). Dadurch brachte Harbou die geschlechtsspezifische Aufgabenverteilung zum Ausdruck. Die Aufgabe der Frau läge in der ideologischen Stärkung der Gesellschaft, die des Mannes in der tatsächlichen Stärkung durch den Wehrdienst.

Diese weibliche »Gesinnung« fände ihren Ausdruck darin, dass Frauen »ihre Söhne zum höchsten Pflichtbewusstsein gegen das Vaterland erziehen« und »zu jeder Stunde bereit sind, [dem Vaterland] das Liebste, das sie haben, zum Opfer zu bringen«. Als »Trägerin der Zukunft« helfe »der sittliche, der seelische Einfluß der Frauen« (Harbou 1916a, 15f.) dabei, den Mann und Sohn in der Wehrhaftigkeit und Vaterlandsverteidigung zu unterstützen und sie nicht durch private Belange zurückzuhalten. Die Pflicht zum Opfer stelle dabei den geforderten Grundtenor der weiblichen Gesinnung dar. Frauen sollten bereit sein, ihr persönliches Glück aus Überzeugung für die »Nation« und die nationale Aufgabe aufzugeben und sich durch diese Opferbereitschaft am Kriegsgeschehen zu beteiligen. Dabei sei der gegebenenfalls eintretende Tod ihrer Lieben stolz hinzunehmen. Der weibliche Patriotismus bilde die Voraussetzung für das Herausbilden der männlichen Vaterlandspflicht sowie die erzieherische Grundlage für eine vaterlandstreue neue Generation.

Harbous Ansatz stand jedoch im Widerspruch zur umsorgenden, beschützenden Erhaltung der eigenen Familie. Während sich Frauen in Friedenszeiten für ihre Familien aufzuopfern hatten, bestünde die Opferpflicht im Kriegsfall darin, »das Liebste her[zu]geben zum Schutz des Vaterlandes« (Harbou 1916a, 14). Zwar sollten Frauen durch diese ideologische Form der Kriegsbeteiligung weiterhin passiv agieren, die weibliche Kriegspflicht betitelte Harbou sinngemäß als »schweigendes Heldentum« (Harbou 1916a, 15). Sie beschreibt jedoch, dass diese Eigenschaften deutscher Frauen in der Vorkriegszeit im Falle eines Krieges vom häuslichen privaten Bereich auf die nationale Ebene zu verlagern seien. Die patriotische, nationalistische Werthaltung Harbous kann aus ihrer »Vaterlandsverbundenheit« und Einstellung zum Krieg gefolgert werden. Als eine der wenigen Kriegsautorinnen stellte sie Krieg nicht als Übel dar, sondern als etwas »riesenhaftes« und »gigantisches« (Harbou 1916a, 9). Sie stand damit im Einklang mit den meisten deutschen Kriegsautoren. Der Großteil, darunter beispielsweise Rainer Maria Rilke, Hugo von Hofmannsthal, Georg Simmel und Thomas Mann, begrüßte den lang ersehnten Kriegsausbruch. Thomas Mann bezeichnete den Krieg im November 1914 gar als eine Art »Reinigung, Befreiung« von der Friedenszeit, die von großen Teilen der Bevölkerung als »Zersetzungsstoff [...] der Zivilisation« wahrgenommen wurde und die man »so satt, so überaus satt hatte« (Mann 1914, 1471-1484).

Harbou beschreibt in ihrem Vorwort eine völlig neue Aufgabe deutscher Frauen in Zeiten des Krieges, welche im Kontrast zum familiären Schutz stand. In der Vor-

kriegszeit beschränkte sich der weibliche Wirkungs- und Aufgabenbereich in der bürgerlichen Familienideologie auf den häuslichen Bereich. Im Falle des drohenden Krieges sollten sich deutsche Frauen durch eine nationalistische Einstellung passiv fürs »Vaterland« einsetzen und ihre Männer dem »Dienst für die Nation« übergeben. Gleichwohl blieb sie bei ihrem Weiblichkeitsentwurf nah an der Geschlechterordnung der Vorkriegszeit, indem sie Männer und Frauen entsprechend ihrer »Natur« für aktive und passive Aufgaben vorsah und beim Aufruf zur »nationalen Beteiligung« an »mütterliche« Eigenschaften der Frauen appellierte. Das Beschützen und Umsorgen, was in der Vorkriegszeit primär in der eigenen Familie umgesetzt wurde, entfiel im Falle eines Krieges jedoch auf die gesamte »Nation«.

Verhaltensvorgaben für deutsche bürgerliche Frauen in den Schriften der »Heldenmutterpropaganda« (1914-1916)

Durch die Kriegsteilnahme der Männer und Söhne verloren deutsche Frauen ihre Aufgabe des Umsorgens und Erhaltens der eigenen Familie. Die spätere DDP-Politikerin Gertrud Bäumer (1914, 5) meinte daher, dass Frauen in Kriegszeiten »die Beraubten, Ausgeschlossenen« seien, was in der Form nicht stimmt. Sie engagierten sich schließlich am Dienst für die Allgemeinheit, indem sie sich unter anderem in der Pflege der Verwundeten und der Kriegsfürsorge betätigten (Hämmerle 2020, 39-43). Darüberhinausgehende soziale Erwartungen, die an deutsche, bürgerliche Frauen gestellt wurden, waren in zeitgenössischen, literarischen Erzeugnissen formuliert. Unter dem Schlagwort »Heldenmutterpropaganda« fanden sich darin Verhaltensmuster für deutsche Frauen, nach denen sie sich in dieser neuen Situation richten sollten. Das Kriegsgedicht von Margarethe Korth (1914, 5) gibt einen ersten Hinweis auf die Zielsetzung dieser geschlechtsspezifischen Propaganda:

»Nun zeig' die deutsche Frau, dein Germanenherz/Und laß' dir den Nacken nicht beugen,/Bekämpfe den heißen, den wilden Schmerz,/werde fest wie das deutsche Eisen/Fürs Vaterland/Sei mutig und stark, wenn das Schwerste kommt,/und beiße zusammen die Zähne,/Bezwing', wie es der Germanin frommt,/das Leid um gefallene Söhne./Fürs Vaterland«

Die Gleichsetzung von »Frau« und »Mutter« wird in dem Ausschnitt des Gedichts dadurch deutlich, dass explizit die Trauer um »Söhne« formuliert wurde, was aber eine Trauer um Ehemänner, Väter oder Brüder nicht ausschloss. Frauen sollten genug Kraft und Größe aufbringen, ihre Lieben für die »Vaterlandsverteidigung« in den Krieg ziehen zu lassen und dem etwaigen Verlust ebendieser würdevoll entgegenzutreten. Um diese möglichen Schicksale zu erdulden, verwies Korth auf germanische Tugenden. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die – mittlerweile

widerlegte – Vorstellung, dass das deutsche Volk von den Germanen abstamme, allgemein verbreitet (Krebs 2011, 14).

Das Kriegsgedicht beinhaltet folglich die gleichen Verweise auf die »nationale Aufgabe« deutscher Frauen wie das Vorwort Harbous. Ferner finden sich in beiden Schriften das Hervorheben der Opferbereitschaft für das »Vaterland«. Das Nationale hatte Vorrang vor dem Privaten und die weibliche Fürsorge sollte der »nationalen Sache« zu Gute kommen. Aus den Handlungsempfehlungen Gertrud Bäumers (1914, 9) geht hervor, wie dieses Verhalten von Frauen umgesetzt werden sollte: »Über das Frauengefühl, – so dachten wir – das liebevoll an der Erhaltung des Lebens hängt und dem es vor Vernichtung graut, würde dann das Gebot der Gewalt schreiten, und unser innerstes Empfinden hätte zu schweigen und sich der großen Notwendigkeit zu fügen.« Bäumer legt dar, dass zwischen dem verlangten Geschlechts- bzw. Gefühlscharakter deutscher Frauen in Friedenszeiten und jenem zu Kriegszeiten unterschieden wurde. Frauen hätten vielmehr die »Krone des Leides [...] wie Heldinnen [zu] tragen« (ebd., 9) und schweigend, also passiv, das Bewahren der »Nation« über den Schutz der Familie zu stellen. Bäumer verdeutlicht mithin, genauso wie Harbou und Korth, dass Frauen während des Krieges Verantwortung für ihr »Vaterland« übernehmen sollten und ihre privaten Belange für die nationale Beteiligung am »großen Ganzen« zurückzustellen hätten. Obwohl Bäumer von 1910–1919 Vorsitzende des »Bundes Deutscher Frauenvereine« (BDF) und als Mitglied des gemäßigten Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung eine der führenden deutschen Frauenrechtlerinnen ihrer Zeit war, hätten ihrer Überzeugung nach sogar die sogenannten »Sonderinteressen« der Frauen in Zeiten des Krieges gegenüber dem Einsatz fürs »Vaterland« zurückzustehen (Klaus/Wischermann 2010, 308).

Wie die »klassischen« weiblichen Verhaltensweisen und die Rolle der Frauen im Krieg dabei in Einklang gebracht werden sollten, wird aus den Aufzeichnungen von Käthe Lubowski (1916, 117f.) deutlich: »Es ist wohl das Schwierigste in diesem heißen Kriege, wenn man von einer Frau verlangt, daß sie dabei absolut kühl bleiben soll. Wohlverstanden ihr Inneres darf glühen, so viel es Bedürfnis hat, aber eine strenge maßvolle Selbstzucht muß alle Zeit geübt werden.« Vermeintlich weibliche Wesensarten, wie Emotionalität, sollten erhalten bleiben, jedoch nach innen verlagert und kontrolliert werden. Innerlich wurden Gefühle wie Trauer und Wehmut zugestanden. Nach außen sollten Frauen jedoch stolz und gefasst sein, wenn ihre Lieben der »vaterländischen Pflicht« nachgingen, was abermals verdeutlicht, dass das Private einmal mehr hinter dem Wohl des »Vaterlandes« zurückzustehen hatte.

Die kriegsliterarischen Werke der »Heldenmutterpropaganda« schließen mit ihren Verhaltensvorgaben größtenteils an die Gedanken, die Harbou in ihrem Vorwort äußert, an. Insbesondere die passive Opferbereitschaft, durch die sich Frauen für die »Nation« einsetzen sollten, stand sowohl bei Harbou als auch in der

»Heldenmutterpropaganda« im Vordergrund. Denkbar ist, dass Harbours Gedanken, auf Grund der Popularität und der kriegsdienlichen Inhalte ihrer Novellensammlung bzw. ihres Vorwortes, als Vorlage für andere kriegsliterarische Schriften dienten. Harbous nationalistisch geprägte, unbedingte »Vaterlandstreue« bediente sich dabei dem Zeitgeist der wilhelminischen Gesellschaft. Durch das Proklamieren des Krieges als »Verteidigungskrieg« konnte das gesellschaftlich verankerte Nationalbewusstsein genutzt werden, um die gesamte deutsche Bevölkerung zu mobilisieren. Die literarischen Schriften der »Heldenmutterpropaganda« reichten sich schließlich in diese Art der Kriegsmobilisierung ein.

Im Gegensatz zu den theoretischen Überlegungen Harbous differenzierten die Schriften, die während des Krieges entstanden sind, zwischen innerem und äußerem Gefühls- sowie Aufgabenbereich deutscher bürgerlicher Frauen. Dieses Auseinanderfallen der theoretischen und tatsächlichen weiblichen Rolle im Rahmen der Kriegsbeteiligung wird als Reaktion auf die realen Erlebnisse und Eindrücke rund um den Kriegsbeginn und die damit verbundenen Kriegsgeschehnisse gewertet. Wie das *Berliner Tageblatt* am 3. August 1914 berichtete, gaben sich »Frauen schrankenlos ihrem verzweiferten Schmerze hin« und »[ver]flossen Tränen« als sie ihre Männer und Söhne in den Kriegsdienst verabschieden (*Berliner Tageblatt* 1914). Zwar wurde Harbou ebenfalls unter dem Frauenbild der Vorkriegszeit sozialisiert, ihre Kinderlosigkeit und ihr künstlerischer Lebenswandel (Kagelmann 2009, 10-14) lassen jedoch vermuten, dass sie sich nicht, dem Frauenbild der Vorkriegszeit entsprechend, besonders emotional im häuslichen Bereich engagiert hatte und dementsprechend nicht für solche Szenen sensibilisiert war. Die Unterteilung von äußerem und innerem Wirkungsbereich verdeutlicht daher, dass das weibliche Rollenbild der Vorkriegszeit nicht, wie bei Harbou, komplett durch die nationale Beteiligung ersetzt, sondern um diese erweitert wurde.

Die propagierte Verhaltenserwartung in der Alltags- und Gedankenwelt deutscher bürgerlicher Frauen (1914)

Harbou (1916b, 9f.) selbst deutete nach Kriegsausbruch an, dass es dieses »von Dichtern geschaffen[e]« Wesen, womit sie »die« deutsche Frau im Krieg meinte, »vielleicht nie gegeben hat«. Offen bleibt, ob sie damit ihre Konstruktion der weiblichen Kriegsbeteiligung meinte oder die Rollenerwartung, die in der »Heldenmutterpropaganda« zum Ausdruck kommt. Auch die jüngere Forschung zum Ersten Weltkrieg geht mittlerweile von einer differenzierten Einstellung deutscher Frauen zur Kriegsbeteiligung ihrer Männer aus (Fehleemann 2016, 240). Die exemplarische Untersuchung der realen alltäglichen und emotional-mentalenen Gegebenheiten bei Elisabeth Kreiter und Hedwig Stehr soll erste Aufschlüsse darüber geben, inwie-

fern das literarisch skizzierte Bild »der« deutschen Frau im Krieg tatsächlich in den Kriegsalltag und die individuelle Gedanken- und Gefühlswelt adaptiert wurde.

In den Tagebucheinträgen Elisabeth Kreiters wird wiederholt die Sorge über die Kriegsteilnahme ihres Sohnes Kurt sichtbar. Bei dem Gedanken daran »zittert das Herz«, schrieb sie am 1. August 1914 und sie »glaubte zusammenbrechen zu müssen«, wie sie es in ihrem Eintrag vom 12. August 1914 formulierte. Auch drückte sie direkt vor Kurt aus, dass es ihr sehr schwer fiele, ihn in den Krieg ziehen zu lassen. Kurt erinnerte sie daraufhin daran, dass es »eine Ehre für eine Mutter [sei], den Sohn fürs Vaterland hinzugeben«, wie sie am 30. September 1914 festhielt. Er signalisierte, dass er ihre Aufgabe darin sah, ihn voller Nationalstolz ziehen zu lassen, was der literarisch skizzierten Erwartung an eine deutsche Frau in der Kriegszeit entsprach.

Neben der ausgedrückten inneren Sorge Kreiters finden sich in ihren Aufzeichnungen auch Anzeichen dafür, dass sie selbst Stolz für Kurt empfand. In ihrem Tagebucheintrag vom 24. August 1914 erwähnte sie zum Beispiel, Kurt zum ersten Mal in Uniform gesehen zu haben und verwendete die positiv konnotierten Adjektive »sicher« und »stramm«, um ihn in der Uniform zu beschreiben. Ferner fügte sie ihren Aufzeichnungen mehrfach Gedichte bei, die sie aufmuntern sollten, wenn sie sich zu große Sorgen machte. In ihrem Eintrag vom 24. Oktober 1914 nahm sie das Gedicht Friedrich Speyers, dem Mann ihrer Bekannten Elsa Speyer, auf. Der Sohn der Familie Speyer war ebenfalls im Kriegsdienst, woraufhin Friedrich Speyer auf lyrische Weise die Ehre beschrieb, die es für einen jungen Soldaten sei, für das »Vaterland« zu kämpfen und gegebenenfalls auch zu sterben. Ferner drückte er darin den Stolz der Eltern aus, den Sohn der »vaterländischen Pflicht« übergeben zu haben. Kreiter vermerkte, dass »das Gedicht [...] jedem Vater und jeder Mutter aus der Seele gesprochen« habe, wodurch sie abermals ihren Stolz offenbarte (Kreiter 1914).

Die Tagebucheinträge verdeutlichen eine zweischneidige Gefühlslage bei Kreiter. Einerseits veranschaulichte sie, wie emotional und verängstigt sie um das Leben ihres Sohnes bangte, andererseits wird deutlich, dass sie, trotz ihrer Furcht, patriotisch stolz darauf war, ihren Sohn in seiner »vaterländischen Pflicht« zu wissen. Kreiter verkörpert mithin eine typische »Heldenmutter«. Das Aufführen der Gedichte und der damit einhergehende Stolz verdeutlichen zudem, dass sie literarische Arbeiten heranzog, um sich ihrer vermeintlichen Pflicht bewusst zu werden und diese zu verinnerlichen. Ihre patriotische Einstellung wurde mithin durch lyrische Werke geprägt und gefestigt.

Hedwig Stehr brachte durch ihre Postkarte vom 26. August 1914, die sie an ihre Freundin Margarethe Hauptmann schrieb, zum Ausdruck, dass sie die freiwillige Meldung zum Kriegsdienst ihres 18-jährigen Sohnes Willy furchtbar (emp)fand. Auch sprach sie sich, genauso wie ihr Ehemann Hermann, zunächst gegen die freiwillige Meldung des Schülers aus. Da die Volljährigkeit erst mit Vollendung des 21.

Lebensjahres eintrat (§ 2 BGB in der Fassung vom 1.1.1900), benötigte er dafür die Genehmigung der Eltern. Diese setzte er letzten Endes durch, was verdeutlicht, dass Stehr den freiwilligen Kriegsdienst ihres Sohnes zwar innerlich ablehnte, nach außen jedoch den gesellschaftlichen Erwartungen entsprach. Sie signalisierte allerdings, dass die Sorge um ihren Sohn jegliche andere Empfindung überdeckte. Wörtlich verwendete sie die Bezeichnung »Heldenmutter« im Zusammenhang mit dem Ziehenlassen ihres Sohnes als Kriegsfreiwilligen und schrieb, eben »keine Heldenmutter« zu sein (Stehr 1914, 167f.). Dies impliziert, dass der Terminus eine bestimmte, allgemein bekannte Bedeutung im zeitgenössischen Denken gehabt haben muss, über die sich identifiziert werden konnte. Ferner kann vermutet werden, dass der Begriff im gesellschaftlichen Denken eine positive Bedeutung hatte, da der Vermerk, sie könne sich nicht als ebendiese bezeichnen, mit dem Eingeständnis von Schwäche und Scham einherging.

Es ist mithin ersichtlich, dass die beschriebene »Heldenmutterpropaganda« zur allgemeinen Sinnstiftung in der Gesellschaft beitrug. Ferner geht aus den niedergeschriebenen Gedanken Stehrs eine Unterscheidung zwischen innerer und äußerer Gefühlsebene hervor, was die geforderte Zweischnidigkeit der weiblichen Gefühle verdeutlicht. Sie benannte diese Ebenen sogar bewusst, indem sie die nach außen zu verzeichnende »Heldenmutter« nannte und durch ihre inneren Empfindungen ablehnte, eine solche zu sein. Der Umstand, dass sie diese Gedanken auf eine Postkarte schrieb, zeigt, dass sie nicht nur vor ihren Freunden, sondern öffentlich sichtbar, zugab, die innere Sorge um ihren Sohn keinem gesellschaftlich geforderten nationalen Stolz unterzuordnen, was eine Abweichung vom geforderten Verhalten darstellt.

Elisabeth Kreiter und Hedwig Stehr weisen eine identische emotionale Ausgangslage auf. Beide Frauen drückten ihre innerlich empfundene Furcht und Sorge um ihre Söhne aus. Die emotionale Zweiteilung stellt ein idealtypisches Verhalten einer »guten, deutschen Frau« während des Krieges dar. Der geforderte Stolz auf die Erfüllung des männlichen Dienstes für die »Nation« sollte nach außen gewahrt werden und über die nach innen zu empfindende Sorge um die Männer gestellt werden. Stehr resignierte hinsichtlich der gesellschaftlichen Erwartungsvorstellung. Sie vermerkte, dass sie der vorgegebenen Rolle nicht gerecht werden könne, was ihre emotional-mentale Zerrissenheit zwischen eigener Gefühlslage und vorgegebenen Empfindungen unterstreicht. Ihre Mentalitäten offenbaren jedoch auch die durchschlagende Beeinflussung des Verhaltens und der Empfindungen durch die literarische Propaganda, da sich Stehr als Negativbeispiel einer »deutschen Frau« empfand. Das Beispiel von Kreiter verdeutlicht hingegen, dass das empfundene Nationalbewusstsein so groß sein konnte, um ein Zurückdrängen der inneren Gefühlswelt zugunsten des nationalen Stolzes zu erlauben.

Fazit

Das Verhältnis von Frauen zu ihren Männern und Kindern war im frühen 20. Jahrhundert von einer engen Emotionalität geprägt. Der weibliche Aufgaben- und Wirkungsbereich beschränkte sich häufig auf den häuslichen privaten Raum, in dem Frauen beschützend und aufopferungsvoll für ihre Familie sorgten. Diese friedvolle weibliche Aufgabe konnte im Falle des Krieges nicht umgesetzt werden, da die Männer im Namen der Vaterlandstreue für die »Nation« kämpften.

In Thea von Harbous Vorwort findet sich noch vor dem eigentlichen Kriegsausbruch der direkte Aufruf, dass Frauen im Kriegsfall ebenso dazu berufen seien, sich in den Dienst für die »Nation« zu stellen. Von besonderer Bedeutung war für sie die Vorstellung einer »vaterländischen Gesinnung« bei deutschen Frauen. Sie sollten die Gesellschaft durch passive Opferbereitschaft ideologisch stärken, indem sie ihre Söhne nationalistisch pflichtbewusst erzogen und ohne Wehmut die Männer dem Dienst für ihre »Nation« übergaben. Harbous Vorstellung von »der deutschen Frau im Krieg« löste sich jedoch nicht vollkommen von den als weiblich erachteten Tugenden der Vorkriegszeit. Diese wurden vielmehr vom häuslichen Bereich auf die nationale Ebene verlagert und der private Bereich hatte hinter dem Dienst für die »Nation« zurückzustehen. In ihrem Vorwort beschrieb Harbou zwar eine neue Rolle deutscher Frauen in Kriegszeiten, die sich funktional vom Weiblichkeitsbild der Vorkriegszeit unterschied, sich jedoch der dort vorherrschenden spezifisch weiblichen Tugenden bediente.

Die herangezogenen Schriften der »Heldenmutterpropaganda« verlangten von den deutschen Frauen die Pflicht zur passiven Aufopferung fürs »Vaterland«. Sie ordneten diese »nationale Aufgabe« auch über das Private. Allerdings verbannten sie, anders als Harbou, das Private nicht vollends aus dem Verhaltens- und Gefühlsspektrum deutscher Frauen. Sie differenzierten vielmehr zwischen den beiden Bereichen, was als Reaktion auf die tatsächlichen realen Eindrücke und Erlebnisse rund um den Kriegsbeginn zu werten ist. Nach außen sollten deutsche Frauen fortan ihre umsorgten Männer und Söhne der vaterländischen Pflicht übergeben, innerlich konnten sie jedoch ihre »Natur gegebene« Emotionalität und Sorge beibehalten. Die »Heldenmutterpropaganda« erweiterte mithin den gefühlvollen, aufopfernden und friedfertigen weiblichen Geschlechtscharakter der Vorkriegszeit um Harbous Annahme einer tapferen und stolzen, weiblichen Beteiligung an der nationalen »großen Sache«. Diese Beteiligung fand jedoch in passiver, die »Nation« beschützender, regelrecht »mütterlicher« Art statt, was auch die Verwendung des Wortes »Mutter« im Schlagwort »Heldenmutterpropaganda« verdeutlicht. Die Vorstellungen über die weibliche, ideologische Kriegsbeteiligung stellen mithin das Ergebnis verschiedener Einflussfaktoren und -prozesse dar. Die Beteiligung am »nationalen Geschehen« durch eine passive Opferbereitschaft, die Differenzierung zwischen innerem und äußerem Gefühls- und Wirkungsbereich und der propa-

gierte Vorzug des äußeren nationalen Bereichs können dabei als Erweiterung der weiblichen Rolle während der Kriegszeit ausgemacht werden.

Die Egodokumente von Elisabeth Kreiter und Hedwig Stehr lassen eine starke Verinnerlichung dieser weiblichen Kriegsrolle erkennen, was den Erfolg der zeitgenössischen Propagandamaßnahmen belegt. Im Falle von Kreiter wird deutlich, dass sie Propagandawerke heranzog, um sich ihrer Kriegsfunktion, dem stolzen Ziehenlassen der Männer, immer wieder bewusst zu werden oder um gar die innere Sorge mit den Propagandainhalten zu betäuben. Innerlich empfand sie jedoch Angst. Kreiter entspricht damit dem Idealtypus der »deutschen Heldenmutter«. Stehr lässt ebenso erkennen, wie sehr sie sich mit den propagierten Inhalten auseinandergesetzt hat und rang innerlich mit sich selbst, weil sie der medial und literarisch verbreiteten Erwartungshaltung nicht entsprechen konnte. Sie lehnte die weibliche Kriegsbeteiligung ab und konnte ihre innere Sorge, trotz der medialen Sinnstiftung, nicht dem äußeren Nationalbewusstsein unterordnen. Tatsächlich bietet sie jedoch die Qualitäten, die eine »Heldenmutter« ausmachten, indem sie ihren Sohn trauernd in den Kriegsdienst entließ. Die Mentalitäten der beiden deutschen, bürgerlichen Frauen lassen erkennen, dass es bei Kriegsausbruch unterschiedliche Einstellungen von deutschen Frauen zur männlichen Kriegsbeteiligung gab. Ferner verdeutlichen die Begebenheiten der beiden Frauen, dass vor allem Printmedien kurz vor Kriegsausbruch und während des Krieges ein mediales und literarisches Bild der »deutschen Frau« kreierten, welches als Leitbild anerkannt wurde. Deutsche Frauen setzten sich im Kriegsalltag aktiv mit den propagierten Wertvorstellungen, Handlungsweisen sowie Charaktereigenschaften auseinander.

Insgesamt hat sich gezeigt, dass der Beteiligung deutscher Frauen am »nationalen Geschehen« in der Kriegszeit eine gesellschaftliche Bedeutung beigemessen wurde, wobei man an die als weiblich konnotierten Tugenden anknüpfte. Die Erweiterung ihres Aufgaben- und Wirkungsbereichs bestand jedoch nur solange, wie ihre Männer und Söhne im Dienst für das »Vaterland« standen. Durch die Verwendung des Begriffs »Heldenmutter« wurden sie offiziell zu »Heldinnen« stilisiert, was jedoch nicht darüber hinwegtäuschen darf, dass sie nicht frei in ihrer Entscheidung waren, ob sie diese »Ehre« annehmen wollten. Die Schriften der »Heldenmutterpropaganda« sollten ihnen diese als Pflicht zu wertende Aufgabe lediglich zweckmäßig und erträglich machen, sie in gewisser Weise rationalisieren. Die kriegsliterarisch propagierte Erweiterung des weiblichen Wirkbereichs während des Krieges ist mithin als eine temporäre, zweckdienliche Reaktion auf die nationalistischen, gesellschaftlichen Bedürfnisse der Kriegszeit zu werten. Eine dauerhafte Innovation der weiblichen Geschlechterrolle war dadurch nicht vorgesehen. Die kriegsbefürwortenden Schriften, die vor und während des Krieges von und für Frauen verfasst wurden, sollten keinen emanzipatorischen Bestrebungen von Frauen dienen, sondern der Unterstützung und dem Rückhalt fürs »Vaterland«.

Eine Neukonzeption des Weiblichkeitsentwurfs, durch die deutsche Frauen eine beständige, aktive Aufgabe oder Funktion innerhalb der deutschen Gesellschaft hätten einnehmen können, war nicht intendiert.

Gleichwohl ist eine dahingehende Untersuchung der Kriegsschriften bzw. Propagandamaßnahmen damit noch nicht ausgeschöpft. Wie bereits beschrieben, gab es konträre Einstellungen zum Kriegausbruch und zum Krieg. Neben der patriotischen »Masse« formierte sich eine pazifistische Gegenstimmung. Auch Frauen »erhoben ihre Stimme [...] laut und vernehmlich in der Auseinandersetzung um Krieg und Frieden«, postulierten Sabine Hering und Cornelia Wenzel in ihrer Untersuchung zur Rolle deutscher Frauen in der internationalen Frauenfriedensbewegung (Hering/Wenzel 1986, 1). Institutionen wie die »Deutsche Friedensgesellschaft« oder der »Nationale Frauen-Ausschuß für dauernden Frieden« aber auch Teile der intellektuellen Elite sowie Aktivist*innen empfanden den Krieg als große »Kulturkatastrophe« (u.a. Zweites Kriegsflugblatt der Deutschen Friedensgesellschaft vom 15. August 1914; Heymann 1914, 129f.). Von weiterführendem Interesse wäre daher die Untersuchung, welche Funktion die pazifistischen literarischen und medialen Werke für deutsche Frauen während der Kriegszeit vorsahen. Aufbauend auf der Ausgangsthese des vorliegenden Beitrags stellt sich dann die Frage, ob die pazifistische Bewegung emanzipatorische Elemente beinhaltete, die eine auf Dauer angelegte Neukonzeption der gesellschaftlichen Rolle von Frauen vorsah.

Quellenverzeichnis

- Bab, Julius: Die deutsche Kriegsslyrik 1914-1918. Eine lyrische Bibliographie, Stettin 1920.
- Bäumer, Gertrud: Der Krieg und die Frau, Berlin und Stuttgart 1914.
- Berliner Tageblatt, 3.8.1914, zit.n.: Fehleemann, Silke: Abschiede: Mütter, Söhne und der Beginn des Großen Kriegs in Deutschland und Großbritannien, in: Löffelbein, Nils/Fehleemann, Silke/Cornelißen, Christoph (Hg.): Europa 1914. Wege ins Unbekannte, Paderborn 2016, S. 242.
- Brunner, Otto: 1968: Das »Ganze Haus« und die alteuropäische »Ökonomik«, in: Ders. (Hg.): Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, 2. Aufl., Göttingen 1968, S. 103-127.
- Deutscher Kulturrat: Im Westen viel Neues? Erinnerungskultur Erster Weltkrieg, in: Politik & Kultur 2 (2018), S. 1, <https://www.kulturrat.de/wp-content/uploads/2018/02/puko2-18.pdf> (15.01.2021).
- Frank, Johann Peter: System einer vollständigen medicinischen Policey, Bd. 2, Wien 1786, S. 633-642.

- Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 3. September 1814, abgedruckt in Huber, Ernst Rudolf (Hg.): *Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte*, Bd. 1, 3. Aufl., Stuttgart 1978, S. 58-60.
- Gröninger, Jasmin: Tagebucheinträge der Elisabeth Kreiter – Feldpostbriefe des Kurt Kreiter, www.regionalgeschichte.net/pfalz/germersheim/einzel-aspekte/tagebucheintraege-der-elisabeth-kreiter-feldpostbriefe-des-kurt-kreiter.html#c85013 (25.01.2021).
- Gutsmuths, Johann Christoph Friedrich: *Gymnastik für die Jugend. Enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nöthigsten Verbesserung der körperlichen Erziehung*, Schnepfenthal 1793.
- Harbou, Thea von: *Der Krieg und die Frauen. Novellen*, Stuttgart und Berlin 1913.
- : *Der Krieg und die Frauen. Novellen. Neue, wohlfeile Ausgabe* (61.-70. Tausend), Stuttgart/Berlin 1916.
- : Vor und nach dem 1. August 1914, in: Dies. (Hg.): *Die deutsche Frau im Weltkrieg. Einblicke und Ausblicke*, Leipzig 1916, S. 7-27.
- Heymann, Lida Gustava: Recht unter den Völkern – Faustrecht, in: *Die Frauenbewegung* 18/1914, S. 129f.
- Korth, Margarethe: An die deutsche Frau!, in: Dies. (Hg.): *Für deutsche Frauen! Kriegsgedichte*, Danzig 1914, S. 5.
- Lammers, Mathilde: *Die Frau. Ihre Stellung und Aufgabe in Haus und Welt*, Leipzig 1877, zit.n.: Schraut, Sylvia: *Bürgerinnen im Kaiserreich. Biographie eines Lebensstils*, Stuttgart 2013, S. 15.
- Lavater, Johann Caspar: *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Dritter Versuch. Mit vielen Kupfern*, Leipzig/Winterthur 1777.
- Lubowski, Käte: Das deutsche Frauenziel, in: Jünger, Karl (Hg.): *Deutschlands Frauen und Deutschlands Krieg. Ein Rat-, Tat- und Trostbuch. Gesammelte Blätter aus Frauenhand*, Stuttgart 1916, S. 117f.
- Mann, Thomas: Gedanken im Kriege, in: *Die neue Rundschau* 25/1914, Bd. 2, S. 1471-1484.
- o.A.: Art. »Mutter«, in: *Damen-Conversations-Lexikon* 7, [Leipzig] 1836, S. 330-332.
- o.A.: Deutschland wehr' dich!, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*, 1.8.1914, S. 1.
- Postkarte vom 26.8.1914 von Hedwig Stehr an Margarete Hauptmann, in: Sprenkel, Peter (Hg.): *Hermann und Hedwig Stehr im Briefwechsel mit Gerhart und Margarete Hauptmann*, Berlin 2008, S. 167f.
- Remarque, Erich Maria: *Im Westen nichts Neues*, Berlin 1929.
- Ulrich, Bernd: Geworfen ins Niemandsland. Das »Erlebnis« des Ersten Weltkriegs und die Veränderung kultureller Wahrnehmung, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14.11.1990, zit.n.: Kiefer, Klaus H.: *Kriegsziele und literarische Utopie im Ersten Weltkrieg*, in: *Krieg und Literatur* 9 (1993), S. 19-40.

- Vieth, Gerhard Ulrich Anton: Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen, Berlin 1795.
- Zweites Kriegsflugblatt der Deutschen Friedensgesellschaft vom 15. August 1914, in: Lipp, Karlheinz: Pazifismus im Ersten Weltkrieg, Herbolzheim 2004, S. 21f.
- § 2 BGB in der Fassung vom 1.1.1900, URL: www.koeblergerhard.de/Fontes/BGB-DR18961900.htm (22.02.2021).

Literaturverzeichnis

- Binder, Hans-Otto: Zum Opfern bereit: Kriegsliteratur von Frauen, in: Hirschfeld, Gerhard von (Hg.): Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1997, S. 107-128.
- Brehmer, Ilse: Erziehung zum Helden und zur Heldenmutter im Vaterland, in: Hey, Barbara/Huber, Cécile/Schmidlechner, Karin M. (Hg.): Krieg: Geschlecht und Gewalt, Graz 1999, S. 193-204.
- Bruhn, Nils: Vom Kulturkritiker zum »Kulturkrieger«. Paul Natorps Weg in den »Krieg der Geister«, Würzburg 2007.
- Bussemer, Herrad-Ulrike: Frauenemanzipation und Bildungsbürgertum. Sozialgeschichte der Frauenbewegung in der Reichsgründungszeit, Weinheim/Basel 1985.
- Chickering, Roger: Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 2002.
- Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.): Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front, Cambridge, MA 2000.
- Cornelißen, Christoph: »Wege ins Unbekannte«. 1914 und die Rückkehr des Ersten Weltkriegs 2014, in: Löffelbein, Nils/Fehleemann, Silke/Cornelißen, Christoph (Hg.): Europa 1914. Wege ins Unbekannte, Paderborn 2016, S. 269-287.
- Fehleemann, Silke: Abschiede: Mütter, Söhne und der Beginn des Großen Kriegs in Deutschland und Großbritannien, in: Löffelbein, Nils/Fehleemann, Silke/Cornelißen, Christoph (Hg.): Europa 1914. Wege ins Unbekannte, Paderborn 2016, S. 239-265.
- Förster, Birte: Der Königin Luise-Mythos. Mediengeschichte des »Idealbilds deutscher Weiblichkeit«, 1860-1960, Göttingen 2011.
- Frevort, Ute: Bürgersoldaten – Die Allgemeine Wehrpflicht im 19. und 20. Jahrhundert, in: Werkner, Ines-Jacqueline (Hg.): Die Wehrpflicht und ihre Hintergründe. Sozialwissenschaftliche Beiträge zur aktuellen Debatte, Wiesbaden 2004, S. 45-64.
- : Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung im Preußen-Deutschland, in: Dies. (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, S. 17-47.

- Gerdes, Aibe-Marlene/Fischer, Michael (Hg.): Der Krieg und die Frauen. Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg, Münster 2016.
- Gerhard, Ute: Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789, 3. Aufl., München 2018.
- Gestrich, Andreas: Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert, 3. Aufl., München 2013.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Dies. (Hg.): Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte, Göttingen 2012, S. 19-49. Erstveröffentlicht in Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363-393.
- Hämmerle, Christa: Mit »weiblichen Edelwaffen der Liebe und der Barmherzigkeit«? Zur (Selbst-)Mobilisierung von Frauen an der »Heimatfront« des Ersten Weltkriegs, in: Biron, Bettina/Duchkowitsch, Wolfgang/Lamprecht, Wolfgang (Hg.): Frauen.Medien.Krieg, Wien 2020, S. 35-51.
- Hering, Sabine/Wenzel, Cornelia: Frauen riefen, aber man hörte sie nicht. Die Rolle der deutschen Frauen in der internationalen Friedensbewegung zwischen 1892 und 1933, Kassel 1986.
- Higonnet, Margaret R. u.a. (Hg.): Behind the Lines. Gender and the two World Wars, New Haven/London 1987.
- Holl, Karl: Pazifismus in Deutschland, Frankfurt a.M. 1988.
- Jaun, Rudolf: Vom Bürger-Militär zum Soldaten-Militär: Die Schweiz im 19. Jahrhundert, in: Frevert, Ute (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, S. 48-77.
- Kagelmann, Andre: Der Krieg und die Frau. Thea von Harbous Erzählwerk zum Ersten Weltkrieg, Kassel 2009.
- Klaus, Elisabeth/Wischermann, Ulla: Kriegsdienst und Geschlechterdiskurs. Journalistinnen zum Ersten Weltkrieg, in: Thiele, Martina/Thomas, Tanja/Virchow, Fabian (Hg.): Medien-Krieg-Geschlecht. Affirmationen und Irritationen sozialer Ordnungen, Wiesbaden 2010, S. 295-313.
- Krebs, Christopher B.: Ein gefährliches Buch. Die »Germania« des Tacitus und die Erfindung der Deutschen, München 2011.
- Leonhard, Jörn: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, 5. Aufl., München 2014.
- Meteling, Wencke: Neue Forschungen zum Ersten Weltkrieg. Englisch- und französischsprachige Studien über Deutschland, Frankreich und Großbritannien, in: Geschichte und Gesellschaft 37 (2011) 4, S. 614-648.
- Nipperdey, Thomas: Der Erste Weltkrieg, in: Ders. (Hg.): Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie, 2. Aufl., München 1993.
- Opitz-Belakhal, Claudia: Geschlechtergeschichte, 2. Aufl., Frankfurt a.M./New York 2018.

- Schmale, Wolfgang: Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450-2000), Wien u.a. 2003.
- Schultze, Jutta: »Berlin im Krieg«. Romane und Erzählungen von Frauen zum Krieg (1914-1918), in: Bönisch, Monika/Bussemer, Herrad-Ulrike (Hg.): August 1914. Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin 1989, S. 242-251.
- Sharp, Ingrid E.: Geschlechtergeschichte und die Erforschung des Ersten Weltkriegs in Deutschland: Entwicklungen und Perspektiven, in: Geschichte und Region/Storia e regione 23 (2014) 2, S. 49-66.
- Ullrich, Volker: Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Beiträge zur Sozialgeschichte Hamburgs und Norddeutschlands im Ersten Weltkrieg 1914-1918, Bremen 1999.
- Wilke, Jürgen: Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2. Aufl., Köln/Weimar/Wien 2008.
- Wiwjorra, Ingo: Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts, Darmstadt 2006.

»Schickt sich das?«

Voreheliche Sexualität und die publizistische Kriegsmobilisierung »junger Damen«

Anna Schiff

»Blauer Junge. Blondes Mädel. Das ist eine heiße Mischung, die den Genuß von Eisgetränken verständlich macht«, titelte *Die junge Dame* im Juni 1940. Der dazu gehörige Leitartikel – »Können blaue Jungs auch rot werden?« – schildert anhand von zehn Fotos und Bildunterschriften den gemeinsamen romantischen Tag, den der Matrose Karl mit der Verkäuferin Susi verbringt (Junge Dame 25/1940, 2f.). Sexuelle Handlungen zwischen den beiden werden zwar nicht explizit erwähnt, aber angedeutet. So wird beispielsweise beschrieben, dass Susi sich »ein Steinchen zwischen Fußsohle und Sandale [setzt, Anm. A.S.], um ihn mal auf ein näherliegendes Thema zu bringen.« Dieses »näherliegende Thema« bezieht sich vordergründig auf die Kahnfahrt, die die beiden nach Susis »Wink mit der Wade« unternehmen. Gleichzeitig wird verdeutlicht, dass das Paar so ungestört und von fremden Blicken abgeschirmt Zeit miteinander verbringen kann. Zeit, die Karl nutzt, um die Initiative zu ergreifen: »Und unter dem Schutz der Zweige gibt er sich selbst den Befehl ›Klar zum Gefecht!‹, daß zur Abwechslung jetzt die kleine Susi rot zu werden beginnt« (ebd.).

Zielgruppe dieser kommerziellen Publikumszeitschrift, die von 1933 bis 1943 erschien, waren unverheiratete, berufstätige Mädchen und Frauen zwischen 17 und 30 Jahren (Lott 1985, 305). Trotz dieser anvisierten Leserinnenschaft waren Titelgeschichten wie die oben beschriebene keine Ausnahme – im Gegenteil. Die Themenkomplexe Liebe und voreheliche Sexualität gehörten zum festen inhaltlichen Kanon der Zeitschrift – insbesondere nach 1939. Eine konzeptionelle Entscheidung, die auch intern zu Kontroversen führte.

So verließ etwa Ilse Tietge unter anderem auf Grund dieser inhaltlichen Ausrichtung im Juni 1935 die Redaktion (ebd., 209f.). Die ehemalige Sekretärin und freiberufliche Journalistin war bis Oktober 1934 zusammen mit dem dänischen Verleger Pieter H. Fergo als Geschäftsführerin von »die junge Dame Verlagsgesellschaft m.b.H.« eingetragen und hatte seit Beginn die redaktionelle Verantwortung inne (ebd., 194f.). Auf Tietge folgten vier weitere Chefredakteurinnen, bis Hans Huffzy

ab März 1939 als erster Mann die Position des sogenannten »Hauptschriftleiters« besetzte (ebd., 205).

Die junge Dame bestätigt damit zunächst die Thesen der amerikanischen Historikerin Dagmar Herzog (2005), die in ihrer Studie »Sex After Fascism« die (wissenschaftliche) Annahme widerlegt hat, dass während der Zeit des Nationalsozialismus eine »prüde«, »puritanische« Haltung gegenüber Sexualität sowie »spießbürgerlichste Sexualmoral« vorgeherrscht hätten (Lewy 2016, 88, 90; Salewski 1990, 15). Herzog argumentiert, dass das Ziel der nationalsozialistischen Sexualpolitik nicht gewesen sei, Sexualität an und für sich zu »unterdrücken«, sondern Sexualität vielmehr als ein »Privileg« für nicht-behinderte, heterosexuelle »Arier« zu etablieren. Für diese Personen wurde versucht, Sexualität zu liberalisieren und sogar zu fördern. Dies galt nach Herzog auch für Mädchen, was wiederum dazu beigetragen habe, Jugendliche beiderlei Geschlechts an das NS-Regime zu binden und für dessen Ziele zu mobilisieren (Herzog 2005, 5f., 28-32).

Wie Frauen und Mädchen für den Zweiten Weltkrieg respektive die Ziele des Nationalsozialismus mobilisiert werden konnten, ist eine wiederkehrende Diskussionsfrage, bei deren Beantwortung der Verweis auf die weibliche Sexualität gerade in populären Darstellungen eine zentrale Rolle spielt. Die Funktion, die dieses Deutungsmuster innerhalb der Rezeptionsgeschichte sowie der Vergangenheitsbewältigung des Zweiten Weltkrieges eingenommen hat, ist bereits untersucht und seine Entstehung zeitgeschichtlich verortet worden (Heinemann 2002; Hoffmann-Curtis 1996; Rogoff 1993). Den historischen Konstruktions- und Inszenierungsmechanismen, die diesem Deutungsmuster zugrunde liegen, ist bisher jedoch wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden.

Auf Quellengrundlage der Publikumszeitschrift *Die junge Dame* werden im Folgenden Ansprachen und Techniken untersucht, mit denen versucht wurde, Frauen und Mädchen zu mobilisieren. Die leitende Frage der Untersuchung lautet, welche Funktion voreheliche Sexualität innerhalb der publizistischen Kriegsmobilisierung von Mädchen und jungen Frauen einnahm. Dabei wird die These vertreten, dass sie Teil einer zielgruppenspezifischen Propaganda war, die darauf abzielte, Mädchen und junge Frauen dahingehend zu instrumentalisieren, ihre Sexualität in den Dienst des Krieges zu stellen. Der Beitrag widmet sich damit dem »weiten Feld [...] geschlechterbezogener Ideologieproduktion über populäre Propagandaträger« (Latzel/Mailänder/Maubach 2008, 17; Kübler 2009, Mühlenfeld 2009).

»Ein Blatt für junge Damen«

»Sie wollen wissen, ob wir schon früher existierten? Nein, wir sind ganz neu und jung aus dem Bedürfnis heraus entstanden, daß ein Blatt für junge Damen fehlt« (Junge Dame 7/1933, 2) – so die (gedruckte) Antwort auf einen Leserinnenbrief.

Die junge Dame war – wie bereits erwähnt – keine parteiamtliche, sondern eine kommerzielle Publikumszeitschrift, die sich an unverheiratete, berufstätige Mädchen und junge Frauen richtete. Norbert Frei und Johannes Schmitz zufolge wandte sich *Die junge Dame* an einen bestimmten »Typ« Frau (bzw. Mädchen) – der »Typ der lebenslustigen, unverheirateten Büroangestellten« (Frei/Schmitz 1999, 73) – eine Charakterisierung der Zielgruppe, die an diejenige der »Neuen Frau« erinnert. Dennoch – oder vielmehr genau deshalb – konnte die Zeitschrift bis 1943 erscheinen.

Durch dieses redaktionelle Konzept besetzte die Zeitschrift eine Nische. Im Gegensatz zu Frauenzeitschriften wie beispielsweise *Hella* oder Modezeitschriften wie *Mode und Heim* spielten die Themen Mutterschaft, Kindererziehung und Ehealltag bis 1940 kaum eine Rolle. Im Gegensatz zur Mädchenzeitschrift *Das Kränzchen* erhob *Die junge Dame* keinen didaktisch-moralischen Anspruch (siehe Gallagher 2014; Sporhan-Krempel 1957; Voß 1997). Es ging nicht so sehr darum, die Leserinnen zu bilden und für die gehobene Konversation zu schulen, sondern vielmehr darum, zu unterhalten. Artikel zu Konsum und Freizeitgestaltung dominierten entsprechend. Außerdem thematisierte *Die junge Dame* – anders als *Das Kränzchen* oder *Hella* – Sexualität jenseits von Ehe und Mutterschaft, ohne diese durchweg zu verurteilen. Im Gegenteil: Das Zielpublikum wurde in gewisser Hinsicht sogar ermutigt. Hierin unterscheidet sich die *Die junge Dame* ebenfalls deutlich von den parteiamtlichen Mädchenzeitschriften, wie Laura Bensows Untersuchung zu zielgruppenspezifischer antisemitischer Propaganda gezeigt hat (Bensow 2016).

Die Tatsache, dass *Die junge Dame* mit diesem redaktionellen Konzept, zu dem auch eine Destigmatisierung vorehelicher weiblicher Sexualität gehörte, erscheinen konnte und nicht etwa indexiert wurde, bestätigt Herzogs Thesen zunächst. Diese ausgebliebene Zensur ist allerdings nicht mit einer gänzlichen Abwesenheit von Kritik durch das NS-Regime zu verwechseln. So waren etwa Werbeanzeigen gegen Magerkeit und für »vollendete schöne Brüste« in *Die junge Dame* Anlass für Diskussionen um eine Verschärfung der Anzeigen-Zensur, um eine »Verlotterung der deutschen Jugend« zu verhindern (Lott 1985, 308f.). Außerdem wurden einzelne Artikel angemahnt. Der *Zeitschriften-Dienst* – eine wöchentlich von der Abteilung Zeitschriftenpresse herausgegebene Zusammenstellung von Presse-Hinweisen für die einzelnen Redaktionen – rügte beispielsweise den Artikel »Betten, in denen nicht geschlafen wird« (*Junge Dame* 18/1939, 12f.) auf Grund dessen »erotischer Anspielungen«, die nicht der Art und Weise entsprächen, »wie junge Mädchen angesprochen werden sollten« (ebd., 260f.). Die Sonderstellung wiederum, die *Die junge Dame* innerhalb des Zeitschriftenmarktes für Mädchen und junge Frauen einnahm, verdeutlicht zusätzlich die Ambivalenzen und Paradoxien innerhalb des zeitgenössischen Diskurses um weibliche Sexualität.

Frank Bösch hat darauf verwiesen, dass es zu kurz greift, die Medien- und Pressegeschichte zur Zeit des Nationalsozialismus ausschließlich unter der Per-

spektive der allumfassenden Kontrolle und Propaganda zu betrachten und so die eindimensionale Geschichte der »Manipulation« oder gar »Verführung der Massen« fortzuschreiben (Bösch 2011, 171). Dementsprechend haben jüngere Arbeiten dem »voluntarist turn« (Gregor 2005) folgend, Propaganda nicht mehr als einseitige Beeinflussungsversuche verstanden, sondern durch die jeweiligen Rezipienten und Rezipientinnen mitbestimmt begriffen. Marion Wittfelds Untersuchung zu Modemagazinen beispielsweise hat ergeben, dass sich die Modephotographie »stilistisch und ästhetisch im Vergleich zu den Vorjahren kaum veränderte« (Wittfeld 2015). Was nach Wittfeld auch daran lag, dass es hierzu keine umfassenden staatlich-propagandistischen Vorgaben gab. Frühere Untersuchungen zu frauenspezifischer Propaganda in Zeitschriften, etwa die Arbeit von Dorothee Klinksiek, haben betont, dass der NS-Staat Frauenzeitschriften »gezielt« dazu nutzte, »unpolitische Frauen« anzusprechen und für das System nutzbar zu machen« (Klinksiek 1982, 133). Auch Wittfelds Untersuchungen sehen in Frauen- und Modemagazinen eine Form der zielgruppenspezifischen Propaganda. Allerdings zeigt Wittfeld, dass diese nicht in jeglicher Hinsicht intendiert war, vielmehr lassen sich gewisse redaktionelle Gestaltungsspielräume ausmachen, die wiederum auch dazu genutzt wurden, um den Geschmack der Leserinnen zu treffen, schließlich entschied deren Kauf über das Fortbestehen von kommerziellen Zeitschriften mit (Wittfeld 2014, 72). Sylvia Lott kommt für *Die junge Dame* zu einem ähnlichen Ergebnis. Über Hans Huffzky, der seit März 1939 Chefredakteur der Zeitschrift war, resümiert sie, dass dieser es verstand »sehr geschickt die letzten Lücken und Nischen im zentral-gelenkten Kommunikationssystem des Dritten Reichs« zu nutzen (Lott 1985, 49). Gleichzeitig stellt Lott, die für ihre Studie Interviews mit ehemaligen Redaktionsmitgliedern geführt hat, aber fest, dass

»die diktatorische Kommunikationspolitik erstaunlich wenig Spuren in den Erinnerungen und im Bewusstsein der befragten Kommunikatoren hinterlassen zu haben scheint. Es entsteht der Eindruck, daß viele ›Junge Dame‹-Mitarbeiter nur geringes Interesse für die von den Nationalsozialisten gelenkten Rahmenbedingungen ihrer Arbeit (erst recht nicht der Arbeit ihres Kollegen) gehabt, das Wissen darum verdrängt, mehr unbewußt Selbstzensur geübt und auch nach dem Ende des Dritten Reichs eine Auseinandersetzung mit dieser Problematik für unwichtig gehalten haben« (ebd., 310f.).

Dieses augenscheinliche oder vielleicht vielmehr vorgebliche Desinteresse mag auch daran liegen, dass etliche Redaktionsmitglieder von *Die junge Dame* die sich ihnen bietenden Lücken und Nischen nicht nur für journalistische Zwecke nutzten, sondern auch für politische. Der Photograph Enno Kind und die Redakteurin Ruth Andreas-Friedrich waren im Widerstand aktiv (Benz 2020). Andere wiederum waren überzeugte Kommunisten, unter ihnen Hans Huffzky (Lott 1985, 310f.). Im Selbstverständnis der Redaktion war der Versuch eine nach Möglichkeiten

»unpolitische allgemein-unterhaltende Zeitschrift« zu machen, ein Gegenentwurf zur Propaganda und Presselenkung während der Zeit des Nationalsozialismus (ebd.). Ob diese Form der Selbstdarstellung nicht auch eine gewisse Form des (beruflichen) Selbstschutzes in der BRD darstellte, kann auf Grund der Quellenlage nicht abschließend beantwortet werden. Eine inhaltliche Analyse von *Die junge Dame* zeigt allerdings klar, dass Unterhaltung und zielgruppenspezifische Propaganda keineswegs einen Widerspruch darstellten.

Männer, die Mädchenherzen höherschlagen lassen. Schauspieler und ihre Fans

Artikel zu Kinofilmen, Schauspieler*innen und Filmstudios gehörten über den gesamten Erscheinungszeitraum zum festen inhaltlichen Kanon der Zeitschrift *Die junge Dame*. Ab 1937, dem Jahr der Verstaatlichung großer Teile der deutschen Filmindustrie, lösten Ufa-Artikel diejenigen über Hollywood zunehmend ab (siehe Rother/Thomas 2017). Ab 1939 waren Artikel über das amerikanische Kino die Ausnahme und nicht wie zuvor die Regel. Die Filmberichterstattung war – neben Liebesgeschichten und Ratgeberkolumnen – der zentrale Ort innerhalb der Zeitschrift, an dem die Themen Liebe und Sexualität beschrieben und verhandelt wurden.

Artikel über und Interviews mit Schauspielern artikulierten dabei Formen von weiblichem (jugendlichem) Begehren jenseits von Ehe und Mutterschaft, ohne dieses zu verurteilen. Im Gegenteil: Dass Schauspieler es vermochten, »die Herzen aller jungen Mädchen höherschlagen« zu lassen (Junge Dame 11/1933, 2), wurde innerhalb von *Die junge Dame* als durchaus normaler und unproblematischer Aspekt weiblicher Adoleszenz und frühem Erwachsenenalter beschrieben.

Die Artikel können als eine Zusammenstellung darüber gedeutet werden, welche (physischen) Eigenschaften bei einem Mann begehrenswert waren bzw. sein sollten. Den Leserinnen wurde entsprechend ein (medialer) Raum geboten, in dem ihr Begehren artikuliert werden konnte. Gleichzeitig wurden sie in gewisser Hinsicht darin geschult, bei Männern auf ganz bestimmte Attribute zu achten. Gustav Fröhlich beispielsweise wurde als »unerhört gutaussehend« beschrieben (Junge Dame 24/1933, 5),¹ Albert Lieven bestach durch seinen »trotzigen Mund« und seine

1 Gustav Fröhlich (1902-1987) war ein deutscher Schauspieler und Filmregisseur. Fröhlich wechselte nach journalistischen Tätigkeiten zum Schauspielberuf, den er in den 1920ern u.a. am Neuen Volkstheater und der Volksbühne Berlin ausübte, bevor er zum Film ging. Bekanntheit erlangte er durch seine Rolle in Fritz Langs *Metropolis* (1927). Während der Zeit des Nationalsozialismus galt Fröhlich als einer der erfolgreichsten Schauspieler. Er wirkte u.a. in den Propagandafilmen *Alarm in Peking* (1937) und *Der große König* (1942) mit. Nach 1945 konnte Fröhlich an frühere Erfolge anknüpfen und spielte u.a. in *Die Sünderin* (1951) mit. 1973 wurde ihm das Filmband in Gold verliehen (siehe Heinzlmeier/Schulz 2000, 112f.).

»wilden braunen Augen und [sein, Anm. A.S.] hellblondes Haar, das meist ein wenig verwühlt ist« (Junge Dame 24/1933, 5).² Carl Ballhaus wiederum überzeugt mit »hellblauen Augen« und einem »knabenhaften Mund« (Junge Dame 3/1934, 5).³

Auf Grund der deutlichen Hervorhebung bestimmter Merkmale wie blonder Haare und blauer Augen kann *Die junge Dame* analog zu den von Marion Wittfeld untersuchten Modezeitschriften hinsichtlich begehrenswerter Männlichkeiten als »geschmackserziehend« interpretiert werden (Wittfeld 2015). Dies wird insbesondere bei Artikeln deutlich, die den Wandel des Männergeschmacks diskutierten. Dort ist beispielsweise zu lesen, dass »früher« ein »eleganter Gentleman« wie der Schauspieler Rudolph Valentino das »Ideal eines Liebhabers« verkörperte, »heute« allerdings »schwärmen die jungen Damen für den frischen, jungen Mann, der immer so angezogen ist, als wenn er eben vom Sportplatz kommt« (Junge Dame 11/1933, 2). Bebildert ist der Artikel mit Fotos der deutschen Schauspieler Heinz Rühmann⁴ und Willy Fritsch⁵.

-
- 2 Albert Lieven (1906-1971) war ein deutscher Schauspieler und Rundfunksprecher. Lieven begann seine Schauspiel-Karriere am Theater – 1929 bis 1932 war er Ensemble-Mitglied am Neuen Schauspielhaus in Königsberg, bevor er zunehmend auch Filmrollen übernahm. Er spielte u.a. in den Filmen *Reifende Jugend* (1933) sowie *Eine Frau ohne Bedeutung* (1936) mit. 1936 emigrierte er mit seiner jüdischen Ehefrau nach London, wo er während des Zweiten Weltkrieges für die BBC als Reporter und Nachrichtensprecher arbeitete (siehe Weniger 2001, Bd. 5, 33; Weniger 2011, 309).
 - 3 Carl Ballhaus (1905-1968) war ein deutscher Schauspieler, Regisseur und Autor. Er begann seine Schauspiel-Karriere am Theater – 1926 wurde er festes Mitglied an der Berliner Volksbühne – und übernahm zugleich Rollen im Film. Bekanntheit erlangte er durch sein Mitwirken in den Filmen *Der blaue Engel* (1930) und *M* (1931). Während der Zeit des Nationalsozialismus konnte Ballhaus seine Karriere zwar nicht im selben Maße fortsetzen, allerdings übernahm er kleinere Rollen in Theater und Film, etwa im Propagandafilm *Venus vor Gericht* (1941). Nach 1945 arbeitete Ballhaus zunächst als Theaterregisseur an verschiedenen Häusern, bis er 1950 Oberspielleiter des Staatstheaters Dresden wurde. Kurze Zeit später wechselte er als Regisseur zur DEFA (siehe Walk 2021; Weniger 2001, Bd. 1, 227f.).
 - 4 Heinrich »Heinz« Rühmann (1902-1994) war ein deutscher Schauspieler und Regisseur. Rühmann begann seine Schauspielkarriere am Theater in Breslau und wechselte später zum Film. Der Durchbruch gelang ihm mit dem Film *Die Drei von der Tankstelle* (1930). Während der Zeit des Nationalsozialismus gehörte er zu einem der erfolgreichsten deutschen Schauspieler. Er spielte u.a. im Propagandafilm *Wunschkonzert* (1940) und im »Durchhaltefilm« *Die Feuerzangenbowle* (1944) mit. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte Rühmann seine Karriere fortsetzen. 1966 erhielt er das Bundesverdienstkreuz (siehe Körner 2005, 219-221; Ohmann 2010; Weniger 2001, Bd. 6, 673f.).
 - 5 Willy Fritsch (1901-1973), war ein deutscher Schauspieler und Sänger. Er begann seine Schauspiel-Karriere am Deutschen Theater in Berlin und wechselte später zum Film. Durch seine Rollen in den unter der Regie von Fritz Lang entstandenen Filmen *Spione* (1928) und *Frau im Mond* (1929) gelangte er zu Berühmtheit. Während der Zeit des Nationalsozialismus trat Fritsch der NSDAP bei und konnte seine Film-Karriere erfolgreich fortsetzen. Er spielte u.a. in den Propagandafilme *Anschlag auf Baku* (1942) und *Junge Adler* (1944). Auch nach dem

Schauspieler waren im Kontext der Zeitschrift *Die junge Dame* nicht nur passive Objekte weiblichen Begehrens. Zwar wurde kein Zweifel daran gelassen, dass die Stars einem »Halb- oder Dreivierteltgott« (Junge Dame 20/1934, 4) gleich unerreichbar für ihre weiblichen Fans waren, gleichzeitig wurden sie durch das Medium Zeitschrift nahbar gemacht: Sie ließen »Begegnungen« (Junge Dame 47/1938, 4f.) zu, gewährten Einblicke in ihr »zu Hause« (Junge Dame 30/1937, 6f.) und beantworteten sogar »Verehrerinnenbriefe« (Junge Dame 25/1939, 6). Schauspieler und ihre Fans wurden im Kontext der Zeitschrift in Beziehung zueinander gesetzt, die keine einseitige war. Vielfach suggerierten Artikel, dass es gleichsam eine Form der (Karriere-)Unterstützung sei, wenn die weiblichen Fans ihrem Begehren Ausdruck verliehen, etwa in Form von »Verehrerinnenbriefen« oder durch den Besuch einer Kinovorstellung. Über den Schauspieler Willy Fritsch heißt es beispielsweise, dass durch seine Walzerrolle die Anzahl seiner »Verehrerinnen [...] ins Unermeßliche steigen« werde, was wiederum seine Karriere fördern werde, schließlich seien »Verehrerinnen [...] für einen Schauspieler das Wesentlichste«, denn sie bedeuten für ihn »Erfolg und nochmals Erfolg« (Junge Dame 15/1933, 12f.). Auch Hans Albers Karriere, wurde seinen weiblichen Fans (mit-)zuschrieben – erst nach seiner Besetzung als »Liebhaber« sei »sein großer Aufstieg« erfolgt (Junge Dame 24/1934, 3).

Die Historikerin Penny Tinkler hat anhand von britischen Mädchenzeitschriften aufgezeigt, dass die Leserinnen durchaus in gewissem Maße Einfluss auf die Inhalte der Zeitschriften nehmen konnten. Ihr Kaufverhalten entschied über Erfolg oder Misserfolg der kommerziellen Produkte, weshalb diese versuchten, Erwartungen und Bedürfnisse ihrer Leserinnen aufzugreifen. Tinkler zufolge handelte es sich dabei um eine Art Aushandlungsprozess (Tinkler 1995). Im Willy-Fritsch-Archiv in Berlin befinden sich mehrere Fan-Alben, die neben von Fans zusammengestellten Foto-Mappen auch Briefe enthalten. Sie können als Beleg dafür gesehen werden, dass das aktive »Schwärmen« von Mädchen und jungen Frauen für Schauspieler nicht nur Teil eines medialen Diskurses war, sondern durchaus auch in gewissem Maße die Lebenswirklichkeit der Leserinnen widerspiegelte. Sie können ebenfalls als Beleg dafür gesehen werden, dass die »schwärmerischen« Artikel dem Geschmack der Leserinnen entsprachen.

Soldaten und ihr Mädel

Schauspieler waren nicht die einzigen Männer, für die in der Zeitschrift *Die junge Dame* »geschwärmt« wurde. Seit dem Erscheinungsbeginn 1933 traten auch Soldaten, Offiziere und Piloten vereinzelt als Protagonisten der in jedem Heft ent-

Ende des Zweiten Weltkrieges konnte Fritsch an frühere Erfolge anknüpfen (siehe Klee 2007, 166; Weniger 2001, Bd. 3, 117f.).

haltenen Liebesgeschichten auf. Nach 1939 allerdings wurde die Aufmerksamkeit der Leserinnen verstärkt auf diese Männer gelenkt: Sie zierten wiederholt die Titelblätter der Zeitschrift. Es wurden eigene inhaltliche Kategorien geschaffen, um über sie berichten zu können und die Leserinnen wurden wiederholt dazu aufgerufen, (postalischen) Kontakt zu diesen Männern zu suchen. Diese romantische Fokusverschiebung kann als eine Form der zielgruppenspezifischen Kriegsmobilisierung gedeutet werden. Das »Schwärmen« für Soldaten folgte dabei einem ähnlichen Muster wie das oben beschriebene »Schwärmen« für Schauspieler. Propaganda wurde entsprechend anschlussfähig gemacht, indem auf bereits etablierte Diskurse zurückgegriffen wurde.

Diese diskursive Überschneidung wurde zudem dadurch verstärkt, dass die Protagonisten der vorgestellten Filme oftmals Soldaten oder Offiziere waren, insbesondere nach 1939. Darüber hinaus wurden Szenen aus Ufa-(Kriegs-)filmen häufig als Bildmaterial genutzt, um Liebesbeziehungen zu visualisieren. Ein Beispiel: Ein Artikel, der das Abschiednehmen der bzw. von Soldaten thematisiert, wurde graphisch mit einer intensiven Kuss-Szene aus dem Propagandafilm *Urlaub auf Ehrenwort* (1938) versehen (Junge Dame 48/1939, 4f.).

Wie bei den unerreichbaren Schauspielern wurde die Zeitschrift *Die junge Dame* auch bei den fernen Soldaten zu einer Art Vermittlerin zwischen den Welten, einem buchstäblichen Medium. Mit Beginn des Krieges erhielten die Leserinnen in Form von eigens geschaffenen Artikel-Serien zunehmend propagandistische Einblicke in den vermeintlichen Alltag der Soldaten an der Front: Ab Ende 1939 erschien die Serie »Bitte summen Sie mit«. Darin stellte der Lieder-Autor Gerhard Pallmann Soldatenlieder vor.⁶ Ab 1942 erschienen die Serien »Feldpost in Bildern« (ab Heft 9/1942) und »Frohes von der Front« (ab Heft 14/1942). Ähnlich wie die Beiträge, die das vermeintliche Privatleben berühmter Schauspieler schilderten, suggerierten diese Serien ebenfalls eine Nähe zu den Männern an der Front. Und wie bei den Einblicken in das Leben der Schauspieler wurde das Leben der Soldaten als eine heile Welt porträtiert, in der das Freizeitvergnügen im Vordergrund stand. In einem Beitrag zur Ostfront aus der Serie »Feldpostbrief in Bildern« wurde beispielsweise gezeigt, dass die Soldaten Ski-Fahren und Schneeballspielen (Junge Dame 9/1942, 2f.). Die vermeintliche Nähe zu den Soldaten an der Front – und damit die Vermittlerinnenfunktion der Zeitschrift – wird dadurch verstärkt, dass Artikel wiederholt darauf hinweisen, dass sich auch »unsere Soldaten draußen an der Front« an den Umfragen der Zeitschrift beteiligen können. Außerdem wurde wiederholt dazu aufgerufen, die Zeitschrift an »Soldaten ins Feld« zu verschicken

6 Gerhard Pallmann (1906-1957) war ein deutscher Autor und Musiker. Er war Mitglied der NSDAP und der SA. 1933 wurde ihm die NSDStB-Ehrennadel verliehen. Ab 1936 leitete er die von ihm gegründeten *Wunschkonzerte* des Leipziger Reichssenders *Die Wehrmacht singt, Unser Land und Soldaten, Kameraden* (siehe Grüttner 1995, 79, 94, 407).

(Junge Dame 49/1939, 3). Der Aufruf, *Die junge Dame* zu verschicken, steht in Heft 6 (1942) sogar auf dem Titelbild.

Die Kommunikation ist dabei alles andere als einseitig. Seit Beginn des Krieges vermittelte die Reichsfrauenführung Feldpostanschriften lediger Soldaten an Familien und ledige Frauen. Jene sollten den ihnen unbekannten Männern Briefe schreiben (Lott 1985, 267). Diese Kriegsmobilisierungsaktion wurde auch in *Die junge Dame* aufgegriffen. So druckte die Zeitschrift wiederholt Aufrufe zum Schreiben von Briefen und informierte, an welche offiziellen Stellen sich die Mädchen und Frauen wenden mussten, um Feldpostanschriften zu erhalten. Außerdem erschien ab Ende 1939 die Serie »Lieber Freund an der Front«. Darin wurden in regelmäßigen Abständen Musterbriefe sowie Tipps zum Verfassen von Feldpostbriefen und zum Zusammenstellen von Feldpostpäckchen abgedruckt. Der empfohlene Ton, den die Leserinnen bei den Briefen anschlagen sollten, ist einer der beständigen Fürsorge und Liebe. Anlässlich des ersten Advents wird beispielsweise folgender Musterbrief vorgestellt:

»[O]b Du wohl daran gedacht hast, daß nächsten Sonntag der erste Advent ist? [...] Die kleine Adventskrone, die ich Dir schicke, ist höchstselbst ausgedacht und mit Liebe für Dich »gehandarbeitet«. [...] Versprich« mir, daß Du an mich denken wirst, wenn Du am nächsten Sonntag das erste Licht ansteckst!« (Junge Dame 38/1939, 12).

In einem anderen Musterbrief verschickt die fingierte Schreiberin eine »nette flache Reiseflasche Schwarzwälder Kirschwasser«, da dies der Lieblingslikör des fingierten Empfängers sei. Der eigentliche Grund aber sei der Versuch, ihn davor zu bewahren, sich zu erkälten: »Jedesmal, wenn Du Dich ein bißchen durchfrozen fühlst, einen tüchtigen Schluck!« (Junge Dame 49/1939, 6). In einem weiteren Brief werden eine »Tüte ausgezeichneter Hustenbonbons« und eine »Reiseflasche Zitronensirup« sowie vorfrankierte Postkarten verschickt, um dem fingierten Empfänger das Schreiben zu erleichtern. Von ihm wünsche sich die Schreiberin nämlich sehnlichst »viele zärtliche Worte« (Junge Dame 4/1940, 14). Die Leserinnen der Zeitschrift – unverheiratete Mädchen und junge Frauen – wurden also explizit und wiederholt dazu aufgefordert, die Soldaten an der Front durch ihre fürsorglich-liebevollen Briefe zu unterstützen. Für das Verfassen von »Verehrerinnenbriefen« an Schauspieler gab es in der Zeitschrift hingegen weder Aufrufe noch Anleitungen. Allerdings wurde innerhalb der Zeitschrift anhand von Schauspielern ein bestimmtes Deutungsmuster etabliert, an das die propagandistischen Inhalte anschließen konnten: Der (Karriere-)Erfolg von Männern sei wesentlich ihren »Verehrerinnen« zuzuschreiben.

Wie Schauspieler und ihre Fans wurden auch Frontsoldaten und *Die junge Dame*-Leserinnen im Kontext der Zeitschrift in Beziehung zueinander gesetzt. Doch anders als das in der Zeitschrift konstruierte Verhältnis von Schauspielern zu ihren

»Verehrerinnen«, wurde das von Soldaten und »ihrem Mädel« als ein individuelles und persönliches dargestellt. Im Gegensatz zu den Schauspielern erhielten die Leserinnen Einblicke in das Gefühlsleben der Soldaten, in ihre romantischen Wünsche und Sehnsüchte, die sich vor allem darum zu drehen schienen, »ihr Mädel« zu finden und von ihr geliebt zu werden. So schildert ein Artikel eine Briefaktion von *Die junge Dame*. Man habe »hunderte Briefe an hundert unbekannte Soldaten« verschickt und »unsere Feldgrauen« gefragt: »Welches Bild habt Ihr vor Augen, wenn Ihr an Euer Mädel denkt?« (*Junge Dame* 15/1942, 8f.). In seinem als »Wallfahrt des Mannes« betitelten Artikel nimmt Bruno Malitz⁷ als Mann stellvertretend für alle Männer Bezug auf die in der Zeitschrift thematisierten »Schwärmereien« der Leserinnen und das keinesfalls negativ:

»Mädchen, Ihr träumt – träumt vom großen Glück. Träumt, daß eines Tages der Prinz zu euch kommt, euch auf sein Märchenschloß führt, träumt, daß ein gottbegnadeter Künstler euch in sein beseligendes Reich des Ruhmes führt, daß ihr an der Seite eines großen Menschen das große Leben lebt, träumt – träumt. Herrlich, eure Mädchenträume« (*Junge Dame* 9/1934, 2).

Was er sich als Mann wünsche, sei nicht, dass Mädchen aufhören würden zu »träumen«, sondern sein Ziel bzw. das Ziel aller Männer sei es, dass ihre »Wallfahrt« – im Text beschrieben als kontinuierliches Streben nach beruflichem Erfolg – mit Liebe belohnt werde. Männer würden das Objekt der »Mädchenträume« sein wollen: »Und noch herrlicher, in ihnen [den Mädchenträumen, Anm. A.S.] zu sein. Der Mann zu sein, dem euer Jungmädchenherz gehört« (ebd.). In einem »Feldpostbrief an Dich« lässt ein Soldat die Leserinnen die Neujahrswünsche seines »Zuges« wissen. Auch sie wünschen sich nichts sehnlicher als die (erotische) Liebe ihres »Mädels«: »Und sich selbst wünschten sie, daß Ihr stolz auf sie seid, daß in den Briefen neben dem Händedruck der Heimat liebe Worte stehen, und daß Ihr ihnen, wenn sie nach Hause kommen, ein Spalier heißer, flammender Herzen errichtet« (*Junge Dame* 1/1942, 6). Auch der eingangs geschilderte Artikel »Können blaue Jungs auch rot werden?« dreht sich wesentlich darum, ob der Matrose Karl es schafft, seine Schüchternheit zu überwinden, um seine Susi »erobern« zu können (*Junge Dame* 25/1940, 2f.).

7 Bruno Malitz (1905-1948) war ein deutscher Politiker und NS-Funktionär. 1941 wurde Malitz zum NSDAP-Kreisleiter von Görlitz ernannt. Im Februar 1945 gab er den Befehl, das in Görlitz befindliche Außenlager des KZ Groß-Rosen (auch als KZ Biesnitzer Grund bekannt) zu evakuieren, wobei mehrere Hundert Häftlinge ums Leben kamen. Malitz wurde gemeinsam mit Hans Meinshausen, dem ehemaligen Oberbürgermeister von Görlitz, 1948 im sog. Görlitzer Kriegsverbrecherprozess in der Sowjetischen Besatzungszone wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zum Tode verurteilt und hingerichtet (siehe Hensel 2012; Raim 2015, 50-58).

Während eine »Verehrerin« eines Schauspielers diesem zwar auch schreiben und durch das Medium Zeitschrift gewisse Einblicke in sein Privatleben erhalten kann, ist sie dennoch nur eine von vielen. Die »Verehrerin« eines Soldaten jedoch ist die Eine – so das Konstrukt, das in *Die junge Dame* aufgebaut wird. Hierdurch wurde suggeriert, dass es sich für Mädchen und Frauen mehr lohne, ihre romantische Aufmerksamkeit auf Soldaten zu richten, auch wenn sie diese ebenso wenig kennen wie die Schauspieler auf der Leinwand. Es wurden in der Zeitschrift also deutliche Anreize für Mädchen und junge Frauen geschaffen, Feldpostbriefe zu verschicken oder vergleichbare romantisch-erotische Formen der Unterstützung von Soldaten an der Front zu finden. Diese Form der »Geschmackserziehung« ist als Kriegsmobilisierung der Zielgruppe der Zeitschrift *Die junge Dame* zu interpretieren.

Es gibt einen weiteren Unterschied zwischen den in der Zeitschrift dargestellten »Mädchenträumen« für Schauspieler und den in die Richtung von Soldaten gelenkten »Mädchenträumen«: Während beim »Schwärmen« für Schauspieler deren Physis und damit weibliches Begehren im Vordergrund standen, drehten sich die Artikel über Soldaten maßgeblich darum, dass die Männer sich dieses »Schwärmen« wünschen und brauchen. Ein Wunsch, der ihnen angesichts ihres Kriegseinsatzes kaum abgeschlagen werden kann – so der Tenor der Zeitschrift. Anders als bei Schauspielern wurden die Leserinnen bei Soldaten geradezu in die Pflicht genommen, diese durch ihre romantisch-erotische Aufmerksamkeit zu unterstützen. Ein Artikel aus der Serie »Lieber Freund an der Front« macht dieses Einfordern besonders anschaulich. Darin erfahren die Leserinnen von *Die junge Dame*, dass »auch Feldpostbriefe enttäuschen« können, dann nämlich, wenn sie den Empfänger nicht »ins Herz treffen«:

»Du hast ein Mädél lieb und [...] dann hältst Du diesen Brief in der Hand und hast so ein leeres Gefühl dabei. Sie ist vielleicht gewollt heiter oder albern besorgt, sie trifft den Ton nicht, den Du hören willst. [...] Die Briefe, die wir Soldaten brauchen, die uns innerlich nützen und helfen können, das müssen Briefe sein, die von allem Positiven der menschlichen Beziehung sprechen. Die Briefe an uns müssen ein großes klares Ja sein. [...] Weißt Du, es tut mir immer weh, in die Gesichter der Kameraden zu sehen, die bei der Postverteilung leer ausgegangen sind. Aber noch viel mehr weh tut es mir, in das Gesicht eines Kameraden zu blicken, der einen Brief in der Hand hält, einen von diesen verfluchten ›leeren‹ Briefen, die man zwischen den Fingern dreht, weil sie einem nichts von dem sagen, was das Herz hören will. Die sind viel schlimmer als gar kein Brief. [...] Was mich ganz persönlich betrifft: Ich finde, das Mädél ist viel zu sparsam mit dem Satz ›Ich hab dich lieb!‹« (Junge Dame 5/1940, 3f.).

Auch die Protagonistin des eingangs beschriebenen Leitartikels, Susi, willigt vor allem deshalb in den romantischen Tag mit dem Matrosen Karl und den angedeu-

teten sexuellen Handlungen ein, weil es schließlich dessen letzter Urlaubstag sei und das, obwohl sie nur den Vornamen des jungen Mannes kennt, wie der Artikel hervorhebt: »Schön war es! Und ob er bald schreiben wird? Sie weiß doch nur, daß er Karl heißt und – Matrose ist« (Junge Dame 25/1940, 2f.).

Weibliche (voreheliche) Sexualität ist in der Zeitschrift *Die junge Dame* damit nicht nur nicht stigmatisiert worden, sondern es wurden sogar gewisse Anreize geschaffen, dass Mädchen und junge Frauen (voreheliche) Sexualität ausleben. Dennoch kann nicht behauptet werden, dass voreheliche weibliche Sexualität uneingeschränkt positiv porträtiert wurde.

»Schickt sich das?«

Benimmregeln gehörten bereits vor dem Krieg zum festen inhaltlichen Kanon der Zeitschrift *Die junge Dame*. Mit Beginn des Krieges lag das Augenmerk allerdings zusehends auf Fragen nach einer sexuellen Etikette. Dreh- und Angelpunkt hierbei war, ob sich eine gelebte voreheliche Sexualität für »junge Damen« »schicke« und hieran anschließend, ob – und falls ja, inwiefern – die Kriterien für Anstand und Etikette noch zeitgemäß seien. Leser*innenbriefe spielten hierbei eine zentrale Rolle. Sie bildeten vielfach den Ausgangspunkt der Beiträge.

So diskutierte der Leitartikel »Schickt sich das?« im Juli 1939 – Teil der Serie »Wie benimmt sich die junge Dame?« – ob bzw. unter welchen Umständen es vertretbar sei, dass ein »junges Mädchen« mit einem »jungen Mann« allein – also ohne Aufsicht – verreise. Grundlage hierfür bildete ein Brief einer Leserin namens Ingeborg (Junge Dame 28/1939, 6f.). Auf dem Titel der Ausgabe ist ein junger Mann in Badehose zu sehen, der eine junge Frau an den Armen hochhebt, die einen Bikini trägt – ein für die Zeit durchaus erotisch-provokantes Badeoutfit. Schon einige Ausgaben zuvor titelte *Die junge Dame* »Sensation am Strand 1939« (Junge Dame 27/1939). Im Heft mit dem vermeintlichen Brief der Leserin Ingeborg verhandelte ein zweiseitiger Artikel den Schlager »Kann denn Liebe Sünde sein?« (Junge Dame 28/1939, 2f.). Darin wurden auch Reaktionen, die – wie der Artikel betont – zur Hälfte von »jungen Damen« und zur anderen Hälfte von »jungen Männern und Eltern« stammten, veröffentlicht (Junge Dame 28/1939, 6f., 21). An der Diskussion, ob es sich für die Leserinnen gehöre, sich von einem Mann ansprechen zu lassen – Teil der Serie »Darf sie das?« (Junge Dame 6/1940, 2) – beteiligten sich so viele Menschen, dass die Veröffentlichung der Ergebnisse verschoben werden musste, um alle Briefe zu sichten (Junge Dame 10/1940, 11). Insgesamt seien 927 Antworten eingegangen (Junge Dame 13/1940, S. 4f., 15). Die Zuschriften einerseits und der (kommerzielle) Erfolg der sexuellen Etikette-Serien andererseits verweisen darauf, dass die Zeitschrift einen Nerv bei ihrem Zielpublikum getroffen hatte. Die Frage danach, wie und hinsichtlich welcher Aspekte bzw. Praktiken sich Mädchen und

junge Frauen auf voreheliche Sexualität einlassen konnten und sollten, war augenscheinlich eine Frage, die die Leserinnen und Leser beschäftigte.

Von Seiten der Zeitschrift wurde vordergründig der Standpunkt vertreten, dass gewisse sexuelle Verhaltensnormen überkommen und nicht mehr zeitgemäß seien. Eine Haltung, die laut Zeitschrift derjenigen ihrer Leserinnen entsprach. Diese hätten sich mehrheitlich dafür ausgesprochen, dass es Ingeborg erlaubt sein sollte, alleine zu verreisen (Junge Dame 28/1939, 6f., 21) oder: »Jawohl, sie darf sich ansprechen lassen« (Junge Dame 13/1940, 4f., 15). Ein Votum, das seitens der Redaktion goutiert wurde: »Die Jugend von heute hat auch zu diesem Problem wieder einmal ihre ganz eigene und durchaus selbstständige Einstellung bewiesen« (ebd.).

Dass sich die (weibliche) Jugend überhaupt von den Verhaltensvorschriften der Elterngeneration abgrenzen könne, habe sie dem »Geist unserer Zeit« zu verdanken, denn dieser sei »aufrichtig und großzügig genug«, um sich überhaupt »über dieses schwierige, wenn nicht gar heikle Thema einmal offen auseinandersetzen [zu, Anm. A.S.] können« (ebd.). Die Zeitschrift *Die junge Dame* suggerierte ihren Leserinnen damit, dass der Nationalsozialismus weibliche Sexualität nicht nur überhaupt erst diskutabel gemacht habe, sondern auch, dass der Nationalsozialismus es Mädchen und jungen Frauen erstmals ermöglichen würde, sich von den an sie gestellten Erwartungen der Elterngeneration abzugrenzen und eine »selbstständige« Haltung in puncto voreheliche Sexualität einzunehmen. Eine (behauptete) Entstigmatisierung und Enttabuisierung vorehelicher weiblicher Sexualität diene entsprechend dazu, Mädchen und jungen Frauen von den angeblich positiven Seiten des Regimes zu überzeugen und damit auch, diese Zielgruppe für die Ziele des Nationalsozialismus zu mobilisieren.

Ratgeber wie die beschriebenen stammten zum Großteil aus der Feder der Journalistin Ruth Andreas-Friedrich (Lott 1985, 230). Diese hatte bereits in den 1930er Jahren für Frauen- und Modemagazine geschrieben und wurde 1939 Redaktionsmitglied von *Die junge Dame*, wo sie 1943 zur »Hauptschriftleiterin« aufstieg. Andreas-Friedrich war außerdem in der Widerstandgruppe »Onkel Emil« aktiv (Benz 2020). 1949 gründete sie die Zeitschrift *Lilith. Die Zeitschrift für junge Mädchen und Frauen*, die deutlich an *Die junge Dame* anknüpfte, insbesondere hinsichtlich der Destigmatisierung vorehelicher weiblicher Sexualität. Für Susanne Beer und Marten Düring spiegelten Andreas-Friedrich enttabuisierende Ratgeber-Artikel ihr »Arrangement mit den als progressiv empfundenen Seiten des Nationalsozialismus« bei ihrer gleichzeitigen »Opposition gegen die antisemitischen Verfolgungen« wider (Beer/Düring 2011, 6).

Entgegen den Thesen und Ergebnissen von Dagmar Herzog haben die Arbeiten der Erziehungswissenschaftlerinnen Carola Kuhlmann und Christa Schikorra deutlich belegt, dass Mädchen und junge Frauen durchaus auf Grund ihrer (angenommenen) Sexualität stigmatisiert wurden und staatliche Repressionen in Form von Zwangseinweisungen in Erziehungsheime oder Konzentrationslager erfuhren

(Kuhlmann 1989; Lehnert 2003; Schikorra 2000). Diese Formen von Ausschluss und Gewalt wurden in *Die junge Dame* ausgeklammert. Wie auch bei den beschönigenden Kriegsberichten, die das Leben an der Front als eine Art Abenteuerurlaub darstellen, bekamen die Leserinnen auch bezüglich Sexualität vorwiegend eine idealisierte Version des Regimes zu lesen. Anders als bei den Frontberichten wurden beim Thema voreheliche Sexualität gewisse negative Aspekte und Ambivalenzen durchaus thematisiert. Zu diesen gehörte auch, dass nicht nur die Eltern vorehelichen sexuellen Erfahrungen ihrer Töchter negativ gegenüberstanden, sondern auch potenzielle (Ehe-)partner. In der bereits erwähnten Umfrage, ob sich eine »junge Dame« von einem Mann ansprechen lassen dürfte, sei unter denjenigen, die mit einem »kategorischen Nein« geantwortet hätten, »das männliche Geschlecht in recht stattlicher Anzahl vertreten« gewesen (Junge Dame 13/1940, 4f., 15). Ein Ergebnis, das von *Die junge Dame* als nicht mehr zeitgemäß kommentierte wurde, dessen wesentliche Inhalte an anderer Stelle allerdings bestärkt wurden. So wurde Mädchen und Frauen die alleinige Verantwortung für die möglichen Folgen einer vorehelichen sexuellen Beziehung zugeschrieben und entsprechend an die Leserinnen appelliert, sich nur dann auf Sexualität einzulassen, falls sie auch bereit wären, die Konsequenzen ihres Handelns zu tragen.

In der achten Folge der Serie »Verliebt, verlobt« wurde den Leserinnen dementsprechend geraten, das Angebot eines Mannes, sich zu Duzen, nur dann anzunehmen, wenn sie eine »vertrauliche Beziehung« beabsichtigte, ansonsten aber per Sie zu bleiben, um keine falschen Signale zu senden. Schließlich gäbe es Männer, die »das Du ausschließlich als Begleiterscheinung körperlicher Zärtlichkeiten betrachten und sich durchaus geneigt zeigen, später, wenn der Rausch der Leidenschaft wieder nüchternen Gefühlen Platz gemacht hat, zum ehemaligen Sie zurückzukehren« (Junge Dame 12/1941, 10f.). Noch deutlicher wird diese ambivalente Haltung, wenn es um sexuelle Praktiken ging. Folge acht der Serie »Verliebt, verlobt« verhandelt ebenfalls, ob es schicklich sei, sich bereits vor der Ehe zu küssen, Folge neun diskutiert Geschlechtsverkehr (Junge Dame 13/1941, 10f.). Die strikte Ablehnung von vorehelichen sexuellen Praktiken – und damit an einem Festhalten der an Mädchen gestellten Erwartungshaltung als »Jungfrau« in die Ehe zu gehen – wurde als kennzeichnend für frühere Zeiten beschrieben, die diesbezüglich weniger modern als der Nationalsozialismus gewesen seien. Entsprechend sei es Jugendlichen versagt geblieben, ihrer Liebe in »körperliche Zuneigung und Zärtlichkeit« Ausdruck zu verleihen (Junge Dame 12/1941, 10f.). Diesen Verzicht müssten Jugendliche nicht mehr leisten. Mehr noch – das Nationalsozialistische Regime habe »den Frauen in großzügiger Weise alle Wege geebnet, den letzten Schritt in die Liebe [...] auf sich zu nehmen.« So könnten uneheliche Mütter mit »besonderer Unterstützung« seitens des Staates rechnen (Junge Dame 13/1941, 10f.) – Kontrazeptiva oder gar Abtreibungen gehörten freilich nicht zu diesen »besonderen Unterstützungen« und ihre Existenz wurde mit keinem Wort erwähnt. Stattdes-

sen wurde an das Entscheidungs- und Verantwortungsbewusstsein der Leserinnen appelliert. Bevor sie jemanden küssen, sollten die jungen Frauen bedenken, »was man mit einem Kuß verschenkt« und sich fragen, ob sie »dieses Geschenk auch wirklich verantworten« könnten (Junge Dame 12/1941, 10f.). Bevor sie vorehelichen Geschlechtsverkehr haben (»Verlangt der Mann, den ich liebe, mich ganz«), sollten sie sich darüber im Klaren sein, was dieser Schritt »späterhin für Folgen nach sich ziehen« könnte (Junge Dame 13/1941, 10f.).

Die Destigmatisierung und Enttabuisierung vorehelicher (weiblicher) Sexualität wurde damit in *Die junge Dame* als progressiv und als kennzeichnend für die Zeit des Nationalsozialismus porträtiert. Gleichzeitig wurden zentrale Elemente der Stigmatisierung und Tabuisierung, wozu auch die Vorstellung einer alleinigen weiblichen Verantwortung für Sexualität gehörte, weiterhin propagiert.

Fazit

Dass eine deutsche Zeitschrift für Mädchen und junge Frauen während der Zeit des Nationalsozialismus Artikel druckte – und diese auch erscheinen konnten –, in denen voreheliche Sexualität nicht verurteilt, sondern im Gegenteil, das Zielpublikum in gewisser Weise sogar dazu ermutigt wurde, widerspricht dem verbreiteten Bild der nationalsozialistischen Sexualpolitik. Diese Destigmatisierung und Enttabuisierung von vorehelicher (weiblicher) Sexualität war allerdings nicht repräsentativ für den gesamten Mädchen- und Frauenzeitschriftenmarkt, sondern – wie der Beitrag verdeutlicht hat – ein Spezifikum von *Die junge Dame*. Das Blatt besetzte mit diesem redaktionellen Konzept eine Nische, um nicht zu sagen Marktlücke, deren kommerzieller Erfolg wiederum gewisse Rückschlüsse über inhaltliche Präferenzen der Leserinnen zulässt. Manche Mädchen und junge Frauen wollten augenscheinlich etwas über (ihre) Sexualität lesen und *Die junge Dame* bot ihnen hierfür sowohl vielfach Gelegenheiten als auch eine Art der Rückversicherung oder Bestätigung, dass dieses Interesse nicht verwerflich sei, sondern sogar modern und dem »progressiven Geist« der Zeit des Nationalsozialismus entspreche. Den Leserinnen wurde entsprechend suggeriert, dass es einen direkten Zusammenhang gäbe zwischen der Destigmatisierung und Enttabuisierung vorehelicher weiblicher Sexualität in *Die junge Dame* einerseits und dem nationalsozialistischen Regime und seinen Zielen andererseits. Sexualität war entsprechend Teil einer zielgruppenspezifischen Propaganda und Mobilisierung und diente dazu, die vermeintlich positiven Seiten des Nationalsozialismus zu illustrieren, insbesondere nach 1939.

Diese Mobilisierung erschöpfte sich allerdings nicht darin, den Leserinnen ein beschönigendes, positives Bild des Nationalsozialismus zu zeichnen, sondern es wurde auch versucht, auf sie Einfluss zu nehmen. So erhielten Mädchen und junge Frauen eine Art »Geschmackserziehung« (Wittfeld) darin, welche Männer sie

attraktiv und begehrenswert finden sollten. Die in der Zeitschrift »umschwärmen« Schauspieler waren vor allem nach 1939 Ufa-Stars. So bot die *Die junge Dame* ihren Leserinnen einen medialen Raum, in dem sie ihr Begehren (für Schauspieler) artikulieren konnte, und erhielten gleichzeitig eine Zusammenstellung darüber, welche physischen Eigenschaften – etwa blaue Augen oder blonde Haare – bei einem Mann begehrenswert seien. Der Geschmack der Leserinnen wurde allerdings nicht nur auf bestimmte äußere Merkmale gelenkt, sondern nach 1939 auch verstärkt auf eine bestimmte Berufsgruppe – Soldaten. Diese lösten Schauspieler zunehmend als Objekte der weiblichen Begierde ab. Es wurde allerdings nicht nur der romantisch-erotische Fokus der Leserinnen verschoben, sondern auch an diese appelliert, die »umschwärmten« Männer im Krieg zu unterstützen, indem sie ihnen erotisch-romantische Aufmerksamkeit schenkten: In Form von Liebesbriefen an die Front oder – wie die eingangs erwähnte Susi – in Form von (vorehelicher) Sexualität. Pointiert ausgedrückt, wurden Mädchen und junge Frauen damit nicht nur für den Krieg mobilisiert, sondern auch instrumentalisiert, ihre Sexualität in den Dienst des Krieges zu stellen.

Etwaige Konsequenzen aus einer vorehelichen sexuellen Beziehung hatten die Mädchen und jungen Frauen hingegen selbst zu tragen, schließlich hätten sie sich dazu entschieden – daran ließ *Die junge Dame* keinen Zweifel.

Quellenverzeichnis

- Harrer, Josef Robert: Liebling von sieben goldhellen Mädiköpfen, in: *Junge Dame* 20 (1934), S. 4
- Malitz, Bruno: Wallfahrt des Mannes, in: *Die Junge Dame* 9 (1934), S. 2.
- o.A.: Briefkasten, in: *Die junge Dame* 7 (1933), S. 2.
- o.A.: Deutsche Schauspieler, in: *Die Junge Dame* 24 (1933), S. 5.
- o.A.: Neue Filme tauchen auf, in: *Die Junge Dame* 15 (1933), S. 12f.
- o.A.: Modenarren nicht mehr gefragt, in: *Die Junge Dame* 11 (1933), S. 2.
- o.A.: Schauspieler, in: *Junge Dame* 3 (1934), S. 5.
- o.A.: Wolfgang Liebeneiner zu Hause, in: *Die Junge Dame* 30 (1937), S. 6f.
- o.A.: »Die junge Dame« schickte hundert Briefe, in: *Die Junge Dame* 15 (1942), S. 8f.
- o.A.: »Kann denn Liebe Sünde sein?«, in: *Die Junge Dame* 28/1939, S. 2f.
- o.A.: Albert Matterstock antwortet auf Verehrerinnenbriefe!, in: *Die Junge Dame* 25 (1939), S. 6.
- o.A.: Eine neue Rundfrage der Jungen Dame: Stimmt das Sprichwort: Aus den Augen – aus dem Sinn?, in: *Die Junge Dame* 49 (1939), S. 3.
- o.A.: Lieber Freund an der Front, in: *Die Junge Dame* 38 (1939), S. 12.
- o.A.: Schickt sich das?, in: *Die Junge Dame* 28/1939, S. 6f.
- o.A.: Lieber Freund an der Front, in: *Die junge Dame* 49 (1939), S. 6.

- o.A.: Können blaue Jungs auch rot werden?, in: Die Junge Dame 25 (1940), S. 2f.
- o.A.: Lieber Freund an der Front, in: Die Junge Dame 4 (1940), S. 14.
- o.A.: Lieber Freund an der Front, in: Die Junge Dame 5 (1940), S. 4.
- o.A.: Die ersten Annäherungen, in: Die Junge Dame 12 (1941), S. 10f.
- o.A.: Wieweit darf ich ihm gehören?, in: Die Junge Dame 13 (1941), S. 10f.
- o.A.: ... und ein Feldpostbrief in Bildern. Von »stillen« Stunden im Osten, in: Die Junge Dame 9 (1942), S. 2f.
- o.A.: Feldpostbrief an Dich, in: Die Junge Dame 1 (1942), S. 6.
- Pallmann, Gerhard: So lebt denn wohl...!, in: Die Junge Dame 48 (1939), S. 4f.
- Taussig, Hans: Karriere ohne Schminke, in: Die Junge Dame 24 (1934), S. 3.
- Zimmermann, Ingeborg: Begegnung mit Paul Klinger, in: Die Junge Dame 47 (1938), S. 4f.

Literaturverzeichnis

- Bensow, Laura: »Frauen und Mädchen, die Juden sind Euer Verderben!«. Eine Untersuchung antisemitischer NS-Propaganda unter Anwendung der Analysekatégorie Geschlecht, Hamburg 2016.
- Bösch, Frank: Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen, Frankfurt a.M. 2011.
- Ernst, Klee: Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt a.M. 2007.
- Frei, Norbert/Schmitz, Johannes: Journalismus im Dritten Reich, 3., überarb. Aufl., München 1999.
- Gallagher, Maureen: The Kränzchen Library and the Creation of Teenage Identity, in: Campbell, Bruce B./Guenther-Pal, Alison/Rützou Petersen, Vibeke (Hg.): Detectives, Dystopias, and Poplit: Studies in Modern German Genre Fiction, Rochester 2014, S. 207-226.
- Gregor, Neil: Nazism – A Political Religion? Rethinking the Voluntarist Turn, in: Ders. (Hg.): Nazism, War and Genocide. Essays in Honour of Jeremy Noakes, Exeter 2005, S. 1-21.
- Grüttener, Michael: Studenten im Dritten Reich, Paderborn/München 1995.
- Heineman, Elizabeth D.: Sexuality and Nazism: The Doubly Unspeakable?, in: Journal of the History of Sexuality 11 (2002) 1, S. 22-66.
- Heinzlmeier, Adolf/Schulz, Berndt: Lexikon der deutschen Film- und TV-Stars, Berlin 2000.
- Herzog, Dagmar: Sex After Fascism. Memory and Morality in Twentieth-Century Germany, Princeton 2005.

- Hoffmann-Curtis, Kathrin: Feminisierung des Faschismus, in: Keller, Claudia/literaturWERKstatt Berlin (Hg.): *Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag. Antifaschismus. Geschichte und Neubewertung*, Berlin 1996, S. 45-69.
- Klinksiek, Dorothee: *Die Frau im NS-Staat*. Stuttgart 1982.
- Körner, Torsten: Art. »Rühmann, Heinz«, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 22, Berlin 2005, S. 219-221.
- Kübler, Hans-Dieter: Lenkung, Zensur und Propaganda. Die Presse unter dem NS-Regime, in: Faulstich, Werner (Hg.): *Die Kultur der 30er und 40er Jahre*, Paderborn 2009, S. 149-172.
- Kuhlmann, Carola: Erbkrank oder erziehbar? Jugendhilfe als Vorsorge und Aussonderung in der Fürsorgeerziehung in Westfalen von 1933-1945, München 1989.
- Latzel, Klaus/Mailänder, Elissa/Maubach, Franka: Geschlechterbeziehungen und »Volksgemeinschaft«. Zur Einführung, in: Dies. (Hg.): *Geschlechterbeziehungen und »Volksgemeinschaft«*, Konstanz 2008, S. 9-26.
- Lewy, Guenter: *Harmful and Undesirable. Book Censorship in Nazi Germany*, New York 2016.
- Lott, Sylvia: *Die Frauenzeitschriften von Hans Hufzky und John Jahr. Zur Geschichte der deutschen Frauenzeitschrift zwischen 1933 und 1970*, Berlin 1985.
- Mühlenfeld, Daniel: Was heißt und zu welchem Ende studiert man NS-Propaganda? Neuere Forschungen zur Geschichte von Medien, Kommunikation und Kultur während des »Dritten Reiches«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 49 (2009), S. 527-559.
- Ohmann, Oliver: Heinz Rühmann und »Die Feuerzangenbowle«. Die Geschichte eines Filmklassikers, Leipzig 2010.
- Rogoff, Irit: Von Ruinen zu Trümmern – Die Feminisierung von Faschismus in deutschen Museen, in: Baumgart, Sylvia u.a. (Hg.): *Denkräume zwischen Kunst und Wissenschaft*, Berlin 1993, S. 17-32.
- Rössler, Patrick: Stars und Sternchen. Magazine und die »neue Frau« im Film, in: Leiskau, Katja/Rössler, Patrick/Trabert, Susann (Hg.): *Deutsche illustrierte Presse. Journalismus und visuelle Kultur in der Weimarer Republik*, Baden-Baden 2016, S. 231-254.
- Rother, Rainer/Thomas, Vera (Hg.): *Linientreu und populär. Das Ufa-Imperium 1933-1945*, Berlin 2017.
- Salewski, Michael: Vorwort und Einführung, in: Bagel-Bohlan, Anja/Ders. (Hg.): *Sexualmoral und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert*, Wiesbaden 1990, S. 7-16.
- Schikorra, Christa: Von der Fürsorgeerziehung ins KZ – Hinweise aus Akten des Wanderhofs Bischofsried, in: Limbacher, Katja/Merten, Maïke/Pfefferle, Bettina (Hg.): *Das Mädchenkonzentrationslager Uckermark*, Münster 2000, S. 63-75.

- Sporhan-Krempel, Lore: Das Kränzchen. Kurze Geschichte einer deutschen Mädchenzeitschrift, in: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 13 (1957), S. 859-860.
- Tinkler, Penny: Constructing Girlhood. Popular Magazines for Girls Growing up in England, 1920-1950, London 1995.
- Voß, Irmgard: Wertorientierungen in der bürgerlichen Mädchenerziehung am Beispiel der illustrierten Mädchenzeitung »Das Kränzchen« 1888/89-1933/34, Bielefeld 1997.
- Walk, Ines: Carl Ballhaus [https://www.defa-stiftung.de/defa/kuenstlerinnen/kuenstlerin/carl-balhaus/\(24.02.2021\)](https://www.defa-stiftung.de/defa/kuenstlerinnen/kuenstlerin/carl-balhaus/(24.02.2021)).
- Weniger, Kay: »Es wird im Leben dir mehr genommen als gegeben...«. Lexikon der aus Deutschland und Österreich emigrierten Filmschaffenden 1933 bis 1945. Eine Gesamtübersicht, Hamburg 2011.
- : Das große Personenlexikon des Films. Die Schauspieler, Regisseure, Kameraleute, Produzenten, Komponisten, Drehbuchautoren, Filmarchitekten, Ausstatter, Kostümbildner, Cutter, Tontechniker, Maskenbildner und Special Effects Designer des 20. Jahrhunderts, 8 Bde., Berlin 2001.
- Wittfeld, Marion: »Geschmackerziehend und stilbildend«. Modefotografie im Nationalsozialismus am Beispiel der Zeitschrift »Mode und Heim« (1931-1944), in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe 12 (2015), [https://zeithistorische-forschungen.de/2-2015/5242\(02.01.2021\)](https://zeithistorische-forschungen.de/2-2015/5242(02.01.2021)).
- : »Die Frau ist zu einem wesentlichen Teil Trägerin der Stimmung in der Heimat.« Geschlechtsspezifische NS-Pressenanweisungen im Krieg und ihre Umsetzung in der Frauenzeitschrift Mode und Heim, in: Bothe, Alina/Schuh, Dominik (Hg.): Geschlecht in der Geschichte. Integriert oder separiert? Gender als historische Forschungskategorie, Bielefeld 2014, S. 71-90.

»Abschaum des weiblichen Geschlechts«?

Sowjetsoldatinnen in finnischer und deutscher Propagandaphotographie des Zweiten Weltkrieges

Olli Kleemola

Im vorliegenden Aufsatz werden finnische und deutsche Kriegsfotos aus der Zeit des Fortsetzungskrieges 1941-1944 (Jonas 2012; Tuunainen 2012) sowie aus der Zeit des deutschen Russland-Feldzuges 1941-1945, die gefangene sowjetische Soldatinnen oder Zivilistinnen darstellen, vergleichend betrachtet. Dabei wird folgenden Fragen nachgegangen: Wie wurden Sowjetsoldatinnen in der Propagandaphotographie in Deutschland und Finnland dargestellt? Welche Gründe lassen sich für die möglichen unterschiedlichen Darstellungsweisen sowie für eventuelle Veränderungen im Laufe der Zeit finden? Letztendlich geht es um Feindbilder, die mittels Photographie geschaffen bzw. gestärkt worden sind (zum Begriff Feindbild vgl. Vuorinen 2012).

Nachdem das nationalsozialistische Deutschland im Sommer 1941 die Sowjetunion angegriffen und Finnland einige Tage später einen eigenen Angriff gestartet hatte, begegneten Soldaten beider Länder bald auch Soldatinnen der Roten Armee. In der Roten Armee dienten während des Zweiten Weltkrieges insgesamt etwa eine Million Frauen. Während die meisten im Melde- oder Sanitätswesen beschäftigt oder für die Verpflegung der kämpfenden Truppe zuständig waren, kämpfte ein Teil der Frauen mit der Waffe und wurde auch gefangen genommen (Bischl 2019, 140). Die Begegnungen der Soldatinnen mit feindlichen Soldaten waren keine Einzelfälle: In finnischen Kriegsgefangenenlagern wurden während des Fortsetzungskrieges etwa 200 Soldatinnen der Roten Armee gefangen gehalten (Sairila 2004, 145-186). Diese Tatsache stellte die finnische und deutsche Kriegsführung vor eine schwierige Entscheidung: Was und wie sollte über diese »Sondergruppe« innerhalb der Kriegsgefangenen berichtet werden? Sowohl die nationalsozialistische Wehrmacht als auch die finnische Armee hatten vor dem Krieg besondere Propagandakompanien (Deutschland, fortan: PK) bzw. Informationskompanien (Finnland, Tiedotuskomppaniat, fortan: TK) aufgestellt, deren Aufgabe es war, Materialien wie Artikel und Photographien zu Propagandazwecken über verschiedene Themen zu produzieren (Kleemola 2016, 38-42).

Die Begegnungen deutscher und finnischer Soldaten mit (männlichen) Kriegsgefangenen der Roten Armee sind bereits Gegenstand mehrerer Studien gewesen (u.a. Kleemola 2015; Overmans/Hilger/Polian 2012; Roiko-Jokela 2004; Streit 1997). Auch die Begegnungen zwischen finnischen oder deutschen Soldaten und sowjetischen Soldatinnen sind bereits erforscht worden (Freitag 2000, 32-37; Kivimäki 2007; Kleemola 2016, 192-217; Kleemola 2018; Römer 2011). Allerdings lag das Hauptaugenmerk der bisherigen Studien oft entweder auf Textquellen oder Privatphotographien der Soldaten. Dieser Artikel versteht sich daher als vergleichender Beitrag zur Geschichte der geschlechtsspezifischen Feindbilder und der photographischen Propaganda im Zweiten Weltkrieg.

Der Artikel verortet sich sowohl im Feld der Visual History als auch im Feld der sogenannten »neuen Militärgeschichte« (new military history). Aus der Sicht der Bildforschung sind Bilder nie neutrale, wahrheitsgetreue Abbildungen der Realität, sondern transportieren immer gewisse Konventionen und Werte und müssen daher mit ähnlichen quellenkritischen Ansätzen wie Textquellen untersucht werden (Paul 2014). In der »neuen Militärgeschichte« werden die Kriege in einen gesellschaftlichen Kontext situiert und nicht nur als Abfolge einzelner Schlachten im Sinne einer reinen Ereignisgeschichte betrachtet (Kühne/Ziemann 2000).

Da der Aufsatz eine relativ kurze Zeitspanne behandelt und das Hauptaugenmerk auf dem Vergleich liegt, ist der Aufsatz nicht chronologisch geordnet, sondern nach Ländern aufgebaut. Zuerst werden die deutschen und danach die finnischen Photographien vorgestellt, bevor abschließend eine zusammenfassende Diskussion vorgenommen wird.

Quellenkorpus und Methodik

Primärmaterial für diesen Aufsatz sind die in den führenden Illustrierten beider Länder enthaltenden Photographien von gefangenen Soldatinnen der Roten Armee. In Deutschland waren in der fraglichen Zeit die *Berliner Illustrierte Zeitung* (BIZ) und der *Illustrierte Beobachter* (IB), beide erschienen bis 1945, sowie – als offizielle Zeitschrift der Wehrmacht – *Die Wehrmacht* (1936-1944) die auflagenstärksten Illustrierten und somit führend in der Presselandschaft des Dritten Reichs (Stahr 2003, 81-90). In Finnland wiederum war die führende Illustrierte der »zivilen« Presselandschaft *Suomen Kuvalehti*. Als militärischer Gegenpart für *Die Wehrmacht* fungiert *Hakkapeliitta*, die Zeitschrift der finnischen rechtskonservativen Schutzkorps. Zwar war sie keine offizielle Zeitschrift der finnischen Armee, jedoch die auflagenstärkste Militärzeitschrift im damaligen Finnland (Pilke 2012, 37-38).

In beiden Ländern sind auch Bestände von Propagandaphotographien in Bildarchiven überliefert. In Deutschland umfasst der Bestand von den Propagandakompanien etwa 1,5 Millionen Aufnahmen. Darunter finden sich ca. 100 Bilder

von gefangenen Soldatinnen, allerdings zum größten Teil ohne die dazugehörigen Bildtitel, was die Einordnung erschwert. Die Aufnahmen der finnischen Informationskompanien sind im Umfang von etwa 100.000 Exemplaren sogar komplett überliefert, darunter finden sich etwa 20 von gefangenen Soldatinnen (Kleemola 2016, 174). Diese Aufnahmen werden in diesem Aufsatz als ergänzendes Primärmaterial eingesetzt.

Als Methode für den vorliegenden Beitrag wurde die seriell-ikonographische Analyse in Form der PWD-Variante angewandt, die sich gut dafür eignet, eine Reihe von Bildern zu analysieren, die von verschiedenen Quellen stammen, sich aber in der Darstellungsart und -weise sehr ähneln. Die Methode besteht im Wesentlichen aus drei Schritten: Erstens wird in der vor-ikonographischen Analyse der Inhalt der Bilder beschrieben. Danach folgt die ikonographische Analyse, in der es darum geht, das eigentliche Thema des Bildes zu erkennen. Im dritten Schritt wird der sogenannte historische Dokumentensinn der Bilder ermittelt, indem anhand von Sekundärquellen die Entstehungskontexte der Fotos analysiert werden (Pandel 2011, 72-77; Wohlfeil 1991, 25-35). Zugunsten einer besseren Lesbarkeit bemühe ich mich jedoch, eine Art Synthese vorzunehmen, anstatt die analytischen Schritte scharf voneinander zu trennen.

Der Blick der deutschen Propaganda

Der erste Beitrag über die Soldatinnen der Roten Armee erschien in der *BIZ* im Juli 1941:

Abb. 1: »Berliner Illustrierte Zeitung« 28/1941, S. 743.



Unter dem Titel »So hausen und kämpfen die Menschen des Sowjet-Paradieses« wurden zwei Fotos gezeigt. Auf dem einen ist ein in völligem Chaos hinterlassenes Zimmer abgebildet, vermutlich in einer Kaserne der Roten Armee nach deren Rückzug. Das andere zeigt zwei Männer und eine Frau, die gefangengenommen worden waren. Die Männer wurden in der Bildunterschrift als »Heckenschützen«, die Frau wiederum als »Flintenweib« bezeichnet. Dies waren propagandistisch aufgeladene Bezeichnungen, die dem Leser suggerieren sollten, es handle sich nicht um reguläre Soldaten der Roten Armee, weshalb sie folglich kein Recht auf den Status als Kriegsgefangene hätten (Freytag 2000, 33; Römer 2011, 346-350). Einer der Männer im Bild trägt jedoch kurzgeschorenes Haar, was ihn mit großer Wahrscheinlichkeit als Soldat ausweist. »Flintenweib« war wiederum ein propagandistisch aufgeladener Begriff, der in der damaligen Propagandasprache nicht nur den Status der Frau als Soldatin streitig machen, sondern die Frau erniedrigen und als besonderes hinterlistig und grausam bezeichnen sollte. Laut der Studie »Männerphantasien« von Klaus Theweleit fand diese Bezeichnung für kämpfende Frauen auch in der Freikorpsliteratur der Zwischenkriegszeit oft Verwendung und enthielt neben der besonderen Grausamkeit oder Hinterlistigkeit stets auch eine sexuelle Komponente. Die Frauen wurden oft so dargestellt, als verfügten sie über eine gefährliche, Männer kastrierende Potenz (Theweleit 1980, 78-86).

Im Zweiten Weltkrieg etablierte sich »Flintenweib« schnell als Standardbezeichnung der deutschen Propaganda für kämpfende Frauen. Der Historiker Felix Römer hat in seinen Forschungen festgestellt, dass gerade der Ton sowie die Terminologie der Propaganda eine Schlüsselrolle dabei spielten, die kämpfenden Frauen als Ikonen des Moral- und Werteverfalls der Sowjetunion darzustellen. Neben den typischen Eigenschaften Grausamkeit und Hinterlistigkeit wurden die Soldatinnen oft als besonders verbissene und unnachgiebige Kämpferinnen beschrieben.

Das Feindbild des »Flintenweibs« war während des Nationalsozialismus auch eng mit dem Judentum verbunden, wenngleich dies nicht explizit zum Ausdruck gebracht wurde. Die Zeitschrift *Der Stürmer* verwendete z.B. immer die Bezeichnung »Jüdisches Flintenweib« und stellte zumindest in den Karikaturen die Soldatinnen als androgyn dar, was eine bewährte Methode der antijüdischen Propaganda war (Römer 2011, 332; von Braun 1994).

Diese Darstellungsweise war keineswegs unbeabsichtigt – schließlich zielten die Nationalsozialisten auf eine Restaurierung der klassischen Geschlechterrollen. In dieser Vorstellung war die Hausfrau, wie es noch um die Jahrhundertwende größtenteils der Fall gewesen war, primär an den Haushalt gebunden. Deswegen war es wichtig, mit der vollen Wucht der Propagandamaschinerie gegen Frauen vorzugehen, die in der Männerdomäne Krieg mitwirkten. Es galt, die dichotome Geschlechtervorstellung, also die der zu beschützenden, passiven Frau und dem

aktiven Beschützer, dem Mann, um jeden Preis aufrecht zu erhalten (Evert 2011, 90; Römer 2011, 346-350).

All dies zeugt von der großen Bedeutung des Feindbildes »Flintenweib«, welches eigens dafür geschaffen und affirmiert worden war, um den blutigen, grausamen Krieg im Osten in den Augen der Zeitgenossen zu rechtfertigen und um jegliches Mitleid mit den Frauen im Keim zu ersticken. Diese Dämonisierung der Frauen führte innerhalb der Wehrmacht schnell dazu, dass gefangene Soldatinnen oft nicht als Kriegsgefangene betrachtet, sondern einfach erschossen wurden. Dieses Verhalten wurde von der deutschen Kriegsführung durchaus geduldet oder sogar befohlen (Gerlach 2000, 77; Heer 1995, 10; Römer 2011, 333-337). Auch die Soldatinnen wussten dies, und die Angst um das Leben mag der Grund für die verzerrten Gesichter der Soldatinnen sein, die bei manchen Aufnahmen zu sehen sind (Alexijewitsch 2004, 163).

Diese Komposition zweier Bilder in Abb. 1, die anscheinend völlig zusammenhangslos ist, war tatsächlich bewusst gewählt. Durch das Zeigen dieser Motive wurde dem Betrachter suggeriert, dass in der Sowjetunion nicht nur in Kasernen Chaos herrschte, sondern auch in den Geschlechterverhältnissen. Auf derselben Seite der *BIZ* werden misshandelte Zivilisten gezeigt, erneut scheinbar ohne Kontextualisierung, aber es ist möglich, dass diese Darstellungen indirekt darauf hinweisen sollten, was zu erwarten war, sollte die »klassische« Geschlechterordnung durcheinandergeraten.

Betrachtenswert ist außerdem die Kleidung der Frau. Obwohl bekannt ist, dass die Frauen der Roten Armee meistens in Männerkleidung kämpften (Fieseler 2011, 321), trägt sie auf dem Bild einen Unterrock, scheinbar als Zeichen dafür, dass sie Zivilistin ist. Für den zeitgenössischen Betrachter jedoch sollte dies ein Verweis auf die konstruierte Hinterhältigkeit sein und hatte gleichzeitig eine starke sexuelle Bedeutung: Die »Flintenweiber« wurden laut Theweleit in der Freikorpsliteratur oft so dargestellt, als würden sie ihre Waffe unter dem Rock verstecken und sich als Zivilistinnen ausgeben, um dann hinterrücks anzugreifen (Theweleit 1980, 78-86).

Die Resonanz auf die erste Wochenschau zu Beginn des Ostfeldzuges, in der ebenfalls gefangene Soldatinnen gezeigt wurden, zeugt von dem großen Interesse für das Thema (Boberach 1984, Bd. 7, 2564). Der *Illustrierter Beobachter* widmete dem Thema eine ganze Seite in der Ausgabe vom 24. Juli 1941 (siehe Abb. 2).

Auf der Seite sind drei Abbildungen zu sehen. Die Aufnahme, die mehrere gefangene Soldatinnen zeigt, nimmt die obere Hälfte der Seite ein. In der Bildunterschrift werden die Soldatinnen als »Bolschewistische Mordcanailen« bezeichnet, die »mit Kind und Kegel« in den Krieg gezogen sind und sich vorwiegend als Heckenschützinnen betätigen würden. Diese Bildunterschrift fasst viele Bestandteile des Feindbildes »Flintenweib« zusammen. Während die Aufnahme oben – möglicherweise bewusst – dunkel gehalten ist und die Mienen der abgebildeten Frauen

terstützenden Aufgaben übernahmen, aber diese Information wurde verschwiegen, um die Frauen zweifelsfrei zu Bestien deklarieren zu können.

Trotz der Bemühungen der deutschen Propagandamaschinerie gelang es jedoch nicht, dieses Feindbild in den Köpfen der deutschen Bevölkerung zu verankern. Speziell unter den Arbeitern lösten die Bilder von Soldatinnen eher Mitleid als Hass aus. Daher gab Joseph Goebbels im September 1941 in seiner Funktion als Reichspropagandaleiter die Anweisung, die »Flintenweib«-Propaganda vorerst einzustellen. Sollte jedoch ein Archetyp eines »Flintenweibs« auftauchen, könnte diese Entscheidung gegebenenfalls revidiert werden. Die Entscheidung begründete er damit, dass eine Fortsetzung dieser Art von Propaganda dazu führen könnte, dass die Bevölkerung die Forderung stellt, auch deutsche Frauen an die Front zu schicken (BArch, NS 18 1292 »Filmarbeit – Einzelfälle: Flintenweiber«). Laut der Historikerin Urte Evert war die Dichotomie der traditionellen Geschlechterrollen zumindest in dieser Hinsicht so tief in der deutschen Gesellschaft verankert, dass diese Begründung abwegig erscheint (Evert 2011, 72-84). Wahrscheinlicher ist, dass diese Anweisung ihre Ursache in der Entwicklung der Kriegslage hatte: Die deutsche Bevölkerung war es in der Anfangsphase des Zweiten Weltkrieges gewohnt, von der Wehrmacht schnelle Siege zu erwarten. Daher begannen die Leute sich schon im August 1941 zu fragen, warum die Wehrmacht nicht schneller vorwärtskommt, wenn es denn stimme, dass die besten Truppen der Roten Armee bereits zu Beginn des Krieges zerstört worden seien und die restlichen Einheiten aus Frauen und Kinder bestünden (Boberach 1984, 2713). Die Anweisung, die »Flintenweib«-Propaganda einzustellen, kann daher als Versuch gesehen werden, dieser unerwünschten Diskussion entgegenzuwirken.

Die Phase der »Flintenweib«-Propaganda endete daher bereits im Herbst 1941. Eine prominente Ausnahme war die Broschüre »Der Untermensch«, welche das SS-Schulungs-Hauptamt 1942 veröffentlichte. Auf einer Doppelseite wurde darin eine visuelle Gegenüberstellung vorgenommen: Auf der linken Seite ist eine Porträtaufnahme einer gefangen genommenen Soldatin zu sehen, auf der rechten Seite wiederum das Porträt einer blonden deutschen Frau in Tracht (Kleemola 2016, 199).

Auch wenn die Entscheidung Goebbels' das vorläufige Ende der »Flintenweib«-Propaganda bedeutete, wurden Bilder von Soldatinnen weiterhin verwendet. Sie wurden nun aber anders kontextualisiert, wie sich am Beispiel von Bild 3 zeigen lässt (siehe Abb. 3).

Es erschien im BIZ im Dezember 1941 als Teil der Bildreportage »Gefangene erzählen – 14 Einzelschicksale aus der Sowjet-Union«. In dieser Reportage wurden verschiedene Gefangene interviewt, aus deren vermeintlichen Aussagen dann propagandistisch wirksame Zitate zusammen mit dem Bild der Aussagenden veröffentlicht wurden. Barfrau Larissa Nasljonkina aus Smolensk wurde als einzige Soldatin zitiert. In dem Bild wird sie nicht als »Flintenweib« dargestellt. Der PK-Mann Benno Wundshammer hat sie im Profil abgelichtet, nach links blickend, und

Abb. 3: PK-Bild von Benno Wundshammer, Smolensk, Oktober 1941 © Bundesarchiv Bild 183-B11040.

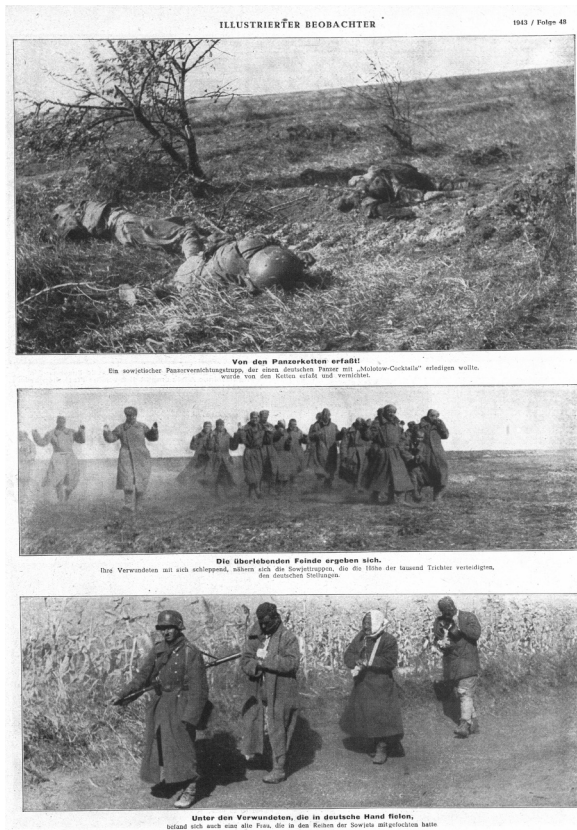


ihr Blick scheint relativ ruhig zu sein. Ihre Kleidung ist ordentlich und ihre Haare sind den Umständen entsprechend akkurat frisiert. Ihre Aussagen – wie auch die der anderen Gefangenen – sind darauf ausgelegt, das Sowjetsystem zu diskreditieren. So beschreibt sie die Armut, die in der Sowjetunion herrschte, behauptet aber auch, dass die Schießausbildung von Frauen in der Sowjetunion »üblich« war. Die Soldatin wird hier als Opfer eines verbrecherischen Systems dargestellt, statt als »Gipfel« eines Werteverfalls. Laut Historikerin Claudia Freytag war dies eine der Grunddarstellungsweisen, wenn es um gefangene Soldatinnen ging (Freytag 2002, 32f.). Dieser neue Blickwinkel der Propaganda war gewissermaßen der Vorbote einer Strategieänderung: Laut dem finnischen Propagandaforscher Heikki Luostarinen wurde spätestens nach der Schlacht um Stalingrad das Sowjetsystem

zum neuen Feind der deutschen Propaganda. Die Deutschen wollten sich verstärkt als Befreier statt als Eroberer darstellen, damit die verschiedenen Völkergruppen der Sowjetunion sie unterstützen würden (Luostarinen 1986, 23-25). Zahlreiche in Archivbeständen gefundene Porträtaufnahmen belegen, dass ähnliche Reportagen zumindest geplant wurden. Diese neue Darstellungsstrategie scheint jedoch nicht den gewünschten Effekt erzielt zu haben. Jedenfalls finden sich weder in der *BIZ* noch bei anderen untersuchten Zeitschriften weitere Reportagen dieser Art.

Nachdem die deutsche Offensive in der Schlacht von Kursk endgültig gescheitert war und die Rote Armee die Initiative an sich gerissen hatte, tauchte das Thema weibliche Soldaten in der deutschen Presse noch einmal kurz auf. Sowohl die *BIZ* als auch der *IB* veröffentlichten Ende 1943 jeweils eine kurze Bildreportage, in der auch Soldatinnen der Roten Armee thematisiert wurden.

Abb. 4: »Illustrierter Beobachter« 48/1941, unpag.



Dieses Bild zeigt eine Seite der Reportage »Die Höhe der tausend Trichter«, die in der Ausgabe vom 2. Dezember 1943 des *IB* veröffentlicht wurde. Diese Seite besteht aus drei Abbildungen, die untereinander in einer losen chronologischen Reihenfolge geordnet sind, um den Eindruck einer zusammenhängenden Geschichte zu erwecken. Im letzten Bild werden laut Unterschrift verwundete Gefangene abgeführt, darunter »auch eine alte Frau, die in den Reihen der Sowjets mitgefochten hat« (*IB* 48/1943 vom 2.12.1943). Die besagte Frau ist mit der bandagierten Hand und einem hellen Kopftuch zu erkennen. Die Gefangenen, alle verwundet, machen auch sonst einen jämmerlichen Eindruck.

Wieso war es wichtig, diese Frau, die bestenfalls eine Nebenrolle in der Reportage spielt, extra in der Bildunterschrift zu erwähnen? Die wahrscheinlichste Erklärung ist die schwierige Lage der deutschen Propaganda. Denn auch nachdem keine Siegesmeldungen mehr eintrafen, mit denen die Menschen motiviert werden konnten, forderte die Führung vom Volk weiterhin Durchhaltevermögen ein. Um dieses Dilemma zu lösen, ging die deutsche Propaganda dazu über, die katastrophale Lage der Kriegsgegner zu beschreiben. Dadurch sollte u.a. der Eindruck erweckt werden, der Zusammenbruch der Sowjetunion bzw. der Roten Armee stünde kurz bevor, wodurch der Krieg mit einem deutschen Sieg enden könnte, wenn die Deutschen nur weiter ausharrten. Dabei war der Mangel an »Menschenmaterial« ein zentrales Thema (Kleemola 2016, 214-216).

Ein Bild, das dem Betrachter zusammen mit der Bildunterschrift indirekt suggerierte, die Rote Armee leide bereits unter so großem Mangel, dass auch ältere Frauen eingezogen werden müssten, eignete sich hervorragend für diese Art von Propaganda, zumal die verwundeten Gefangenen einen gesundheitlich schwachen Eindruck machten und somit nicht bedrohlich erschienen. Thematisch ähnliche Propaganda wurde auch mit Bildreportagen über gefangen genommene Kinder betrieben. Diese Art von Propaganda blieb aber kurzlebig. Nach 1943 wurden die Soldatinnen nicht mehr in den deutschen Illustrierten thematisiert. Von den analysierten Zeitschriften veröffentlichte *Die Wehrmacht* während des Krieges am wenigsten Bilder von gefangenen Soldatinnen. Insgesamt waren es nur drei Stück (*Wehrmacht* 15/1941 »Kampf um die Zitadelle«; *Wehrmacht* 18/1941 »Ungarische Reiter in der Ukraine« und »Smolensk heute«).

Das Ende der Verwendung dieses Motivs kann zumindest zum Teil der Tatsache geschuldet gewesen sein, dass die deutsche Wehrmacht während des Ostkrieges so große Verluste erlitten hatte, dass die Kriegsführung sich gezwungen sah, verstärkt auf weibliche Arbeitskräfte in der Rüstungsindustrie sowie als Wehrmachtshelferinnen zurückzugreifen – wenn auch nur in den »Rückwärtigen Diensten« und unbewaffnet. Diese Entwicklung gipfelte in den propagandistischen Bestrebungen der Parteiführung der NSDAP, im Frühjahr 1945 selbst ein Frauenbattalion aufzustellen – ein Projekt, das letztendlich reine Phantasie blieb (Försti 2000, 65-72). In

dieser Situation wäre es höchst widersprüchlich gewesen, zu versuchen, die klassischen Geschlechtervorstellung mit Hilfe von Propaganda aufrecht zu erhalten.

Der Blick der finnischen Propaganda

Die Finnen versuchten ebenfalls, sich mittels visueller Propagandatechniken vom Feind abzugrenzen (Luostarinen 1986). Allerdings wird anhand der wenigen, hauptsächlich am Anfang des Krieges entstandenen Aufnahmen der finnischen TK-Männer von gefangene Sowjetsoldatinnen ersichtlich, dass ein ähnliches »Flintenweib«-Feindbild kaum eine Rolle gespielt hat. Im Gegenteil wurden die Soldatinnen ohne jegliche propagandistische Motivation dargestellt.

Abb. 5: Finnisches Propagandafoto, Photograph TK-Aavikko 20.11.1941 © SA-kuva 64759.



Abb. 5 ist eine Aufnahme des TK-Manns Aavikko vom 20. November 1941 und zeigt laut originaler Bildunterschrift zwei weibliche (Kriegs-)Gefangene aus dem Gefangenenerlager Olonets. Die Stellung und Funktion der Frauen innerhalb der Roten Armee wird in der Bildunterschrift nicht thematisiert und im Bild werden sie relativ vorteilhaft dargestellt: ordentlich gekleidet, gekämmte Haare und eine der Gefangenen lächelt sogar.

Die wenigen finnischen Propagandaphotographien, die gefangene Sowjetsoldatinnen zeigen, bestätigen allesamt, dass die finnischen TK-Männer den Soldatin-

nen neutraler begegneten als ihre deutschen Verbündeten. Dies liegt vermutlich einerseits daran, dass die finnischen TK-Männer nicht dafür ausgebildet waren, propagandistisch wirksame Aufnahmen zu machen. Bevor deutsche PK-Photographen an der Front eingesetzt worden sind, mussten sie einen zwei- bis vierwöchigen Kurs absolvieren, in dem ihnen die entsprechenden Kenntnisse vermittelt wurden. Die finnischen TK-Männer wiederum waren zwar oft im Zivilberuf Photographen, wurden aber nicht speziell zur Propagandaphotographie ausgebildet, bevor sie eingesetzt wurden. Sie erhielten zwar ebenfalls Anweisungen über wünschenswerte Themen, aber in diesen Anweisungen findet sich kein Wort über die Soldatinnen (Kleemola 2016, 40).

Auch wenn die finnischen Propagandaphotographen die Soldatinnen neutraler und ohne deutlich sichtbare propagandistische Motivation darstellten, ist in den analysierten Zeitschriften von dieser Darstellungsweise nichts mehr zu sehen. Die Berichterstattung über die Soldatinnen der Roten Armee begann in *Suomen Kuvalehti* in Ausgabe 35/1941. Das verwendete Bild war von dem deutschen PK-Mann Gehrman in der Ukraine gemacht worden und zeigt vier junge Soldatinnen mitten in der Diskussion, zwei in der Uniform der Roten Armee, eine in einem schwarzen Zivilkleid und eine in einem uniformähnlichen Overall gekleidet, die vermutlich neben einem Lastwagen stehen. Die Frauen schauen den Photographen nicht an.

Die ursprüngliche, in dem Archivauszug dieses Bildes einsehbare deutsche Bildunterschrift zeugt von dem Versuch, diese Frauen zu bestialischen »Flintenweibern« zu stilisieren: »Das sind die verhetzten und entmenschten Kreaturen, gegen die der deutsche Soldat im Osten ebenfalls kämpfen muss. Immer wieder wird von den Flintenweibern aus den Häusern heraus auf unsere Truppen geschossen« (Bildunterschrift zitiert aus Bundesarchiv/Bild 183-L19872). *Suomen Kuvalehti* wiederum hat das Bild mit dem Text versehen: »Russland hat in seine Armee auch Frauen rekrutiert. Verbissen kämpfen ganze Frauenbatallione an der Front, werden aber ausnahmslos gefangen genommen.«¹ Die Bildunterschrift von *Suomen Kuvalehti* beschreibt die Frauen – im Gegensatz zu den deutschen Texten – als reguläre Soldaten der Sowjetarmee. Dabei blieb es in Finnland auch. Nach dieser einmaligen Thematisierung von *Suomen Kuvalehti* wurden die Soldatinnen eine Zeit lang nur nebenbei erwähnt, und die Bilder, die dabei verwendet wurden, waren sowjetische Archivaufnahmen aus der Vorkriegszeit.

Dass die Finnen die Frauen als reguläre Soldaten der Roten Armee akzeptierten, bedeutet nicht, dass sie nicht zu einem besonderen Feindbild hochstilisiert worden wären. Am 22. November 1941 erschien in *Suomen Kuvalehti* ein Artikel mit dem Titel »Die Amazonen der Roten Armee«, in dem die Soldatinnen sehr pejorativ beschrieben werden. Darin heißt es: »Wie in dem bolschewistischen Staate die grausams-

1 Übersetzungen der finnischen Bildunterschriften wurden vom Verfasser dieses Artikels vorgenommen.

ten Verbrecher die höchsten Ämter des Landes übernommen haben, ähnlich haben sie unter ihrem 180-Millionen-Sklavenvolk den schlimmsten Abschaum der Frauen ausgesucht, diese in die Uniform der Roten Armee gesteckt und an die Front geschickt.« Dieser Artikel war zum größten Teil mit Archivaufnahmen sowjetischer Herkunft illustriert worden. Lediglich ein Foto zeigt eine verwundete Soldatin im Rang eines Leutnants, die angeblich von den Finnen in der Gegend von Sir gefangen genommen worden ist. In der Bildunterschrift findet sich der Hinweis, dass die Soldatinnen im Moment der Gefangennahme ebenso wie die Männer betrunken gewesen seien. Diese Behauptung gehört als zentraler Bestandteil zum finnischen Feindbild von der Roten Armee, die sich zuerst Mut antrinken müsse, um angreifen zu können (Luostarinen 1986, 177). Die Verwendung von sowjetischen Archivbildern, die die Soldatinnen als Scharfschützinnen oder mit Gasmasken zeigt, ist im Kontext dieses Artikels verständlich, da die finnischen Propagandaufnahmen die Soldatinnen weitaus weniger bedrohlich hätten erscheinen lassen.

Hakkapeliitta, die Illustrierte des finnischen Schutzkorps, behandelte die Sowjetsoldatinnen zum ersten Mal in der Ausgabe vom 5. August 1941. In dieser Ausgabe findet sich, völlig ohne Kontext, ein deutsches Propagandaphoto, das gefangene Soldatinnen zeigt. Die finnische Bildunterschrift lautet: »Im Gefolge der gefangenen Sowjetoffiziere findet man oft auch ihre ›Freundinnen‹, die sich als Scharfschützinnen betätigt haben.« Diese Bildunterschrift wiederum kommt dem deutschen »Flintenweib«-Feindbild relativ nah, denn die Stellung der Frauen als Soldatinnen der Roten Armee wird hier nicht anerkannt, die Frauen werden vielmehr als »Freundinnen« der Offiziere beschrieben, was den zeitgenössischen Leser*innen suggerieren sollte, dass es sich hier um Dirnen bzw. Prostituierte handelt. Diese sexuelle Dimension des Feindbilds wurde unter anderem im finnischen Bürgerkrieg (1918) oder in der Hochphase der deutschen Freikorps unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg oft wiederholt. Die finnische Historikerin Tiina Lintunen, die sich mit den Frauen befasst hat, die 1918 in der finnischen Roten Garde gekämpft haben, beschreibt in ihrem Aufsatz »Filthy Whores and Brave Mothers: women in war propaganda«, wie die Krankenpflegerinnen der Roten Garde in der gegnerischen Kriegspropaganda diffamiert wurden, indem behauptet wurde, diese seien keine Pflegerinnen, sondern »Schwestern der Liebe«, also Prostituierte. Lintunen sieht die Grundlage für dieses Feindbild in der frühen Neuzeit, in der Prostituierte im Tross von Heeren zugegen waren (Lintunen 2012, 26f.).

Theweleit zeigt, wie die Freikorpstruppen die roten Frauen gleichzeitig in zwei Rollen sahen: Einerseits als Prostituierte, andererseits als bewaffnete »Flintenweiber« mit Männlichkeit zerstörender Kraft (Theweleit 1987, 87-91). Diese sexuelle Dimension des Feindbilds war also auch in Deutschland verbreitet, wurde aber zumindest in den analysierten Zeitschriften nicht eingesetzt, möglicherweise auf Grund der früher erwähnten »Flintenweiber«-Anweisung von Goebbels. Vor dieser Anweisung wäre es zwar möglich gewesen, dieses Feindbild zu benutzen, anderer-

seits wäre dann eine Situation entstanden, in der die Soldatinnen gleichzeitig als »Flintenweiber«, die ihre Weiblichkeit abgelegt hatten, und als sexualisierte Prostituierte dargestellt worden wären. In den deutschen Zeitschriften sieht man allerdings hier und da Fotos von gefangenen Krankenpflegerinnen, deren Bildunterschriften dem Leser suggerieren sollen, diese Frauen seien eigentlich Soldatinnen gewesen, die der zu erwartenden grausamen Behandlung entgehen wollen, indem sie behaupten, sie seien Krankenpflegerinnen.

Hakkapeliitta verwendete weiterhin gelegentlich deutsche Aufnahmen von gefangenen Soldatinnen. In späteren Bildunterschriften hat allerdings auch *Hakkapeliitta* die Stellung der Soldatinnen innerhalb der Roten Armee anerkannt. Finnische Propagandaphotos wurden indes nicht verwendet. Das letzte Mal wurden die Soldatinnen in *Hakkapeliitta* in einem Artikel mit dem Titel »Die Soldatinnen der Sowjetarmee« thematisiert, der in der Ausgabe vom Oktober 1942 erschienen ist, also ca. ein Jahr später als der ähnliche Artikel im *Suomen Kuvalehti*:

Abb. 6: Reportage »Neuvostoarmeijan naissoturit« in *Hakkapeliitta* 44/1942, unpag.



Dieser Artikel beschreibt in abwertendem Ton die Versuche der Sowjetunion, die Frauen zu mobilisieren. Der Artikel ist mit insgesamt vier Bildern illustriert: Zwei sowjetische Archivbilder aus der Vorkriegszeit, die Soldatinnen bei einer Parade und im Unterricht zeigen, ein Bild eines finnischsprachigen Lehrwerks für die Sowjetbevölkerung sowie ein Bild, das laut Bildunterschrift »zwei von Finnern gefangen genommene »Rot-Kreutz-Schwester«« zeigt. Das Bild ist völlig zusammenhangslos mitten in einem Artikel über die Soldatinnen der Roten Armee plat-

ziert, und der Begriff ist im Originaltext in Anführungszeichen gesetzt, was darauf hindeutet, dass man dem Leser suggerieren wollte, es handle sich bei den Frauen tatsächlich um Soldatinnen der Roten Armee, die sich, da sie eine bessere Behandlung hofften, als Rot-Kreutz-Schwestern ausgeben hätten.

Überraschend ist, dass Finnland, das im Unterschied zu Deutschland keinen Rassen- oder Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion führte, die gefangenen Soldatinnen in seiner Propaganda sogar öfter thematisiert hat, als die deutsche Propagandamaschinerie es tat. In Finnland gab es zwar keine Anweisungen vom Reichspropagandaleiter, die diese Thematisierung hätten verhindern können, aber andererseits war das Thema relativ heikel, da der finnische Bürgerkrieg von 1918, in dem die Soldatinnen der finnischen Roten Garde in der Kriegspropaganda der Weißen Truppen Finnlands dämonisiert worden waren, erst etwas über zwanzig Jahre zurücklag. Das ist umso erstaunlicher, als die finnische Kriegsführung sehr darauf achtete, in der Propaganda keine Themen anzusprechen, die zur Spaltung und dadurch zur Demoralisierung des Volkes hätten führen können. Es gab hierzu sogar eine Anweisung an die Informationskompagnien (Anweisungen an die TK-Einheiten, Anweisung 9 vom 5.7.1941, Finnisches Nationalarchiv, Ordner T20680/13). Tatsächlich aber nutzten die finnischen Zeitschriften sogar unterschiedliche Varianten des Feindbildes, vom »Flintenweib« bis zur Prostituierten.

Fazit

Sowohl in der finnischen als auch in der deutschen Propaganda bilden die gefangenen Soldatinnen der Roten Armee eine Sondergruppe, deren Beschreibungen sich deutlich von denen der männlichen Kriegsgefangenen unterscheiden. In den illustrierten Zeitschriften beider Länder blieben die Soldatinnen jedoch ständig – zumindest gemessen an der Zahl der veröffentlichten Bilder – ein Randthema. Bemerkenswert ist dabei, dass die deutschen PK-Männer auch viele Aufnahmen von gefangenen Soldatinnen beim sich Ergeben oder beim Verhör gemacht haben. Diese Motive fanden jedoch nie Verwendung in den deutschen Zeitschriften. Da viele Quellen zur Bildzensur in Deutschland in den letzten Monaten des Krieges vernichtet wurden, sind die Gründe hierfür nicht mehr zu ermitteln.

In Deutschland vereinte das Feindbild »Flintenweib« einige zentrale Topoi, die auch in anderen Feindbildern des Ostkrieges Verwendung fanden, wie etwa den Werteverfall des Sowjetsystems, Brutalität und Hinterhältigkeit. Da es aber nicht gelang, durch visuelle Gegenüberstellungen, wie sie etwa in Abb. 2 gezeigt werden, die gewünschte Wirkung zu entfalten, stoppte die Anweisung des Reichspropagandaleiters diese Art der Darstellung. Die späteren Varianten des Feindbildes, die stärker auf den katastrophalen Zustand der Roten Armee rekurrierten, ordneten sich weitgehend in das Gesamtbild der deutschen Propaganda ein. Inse-

samt zeigt die Analyse, dass die deutsche Propagandamaschinerie professionell und hierarchisch organisiert war und die gleichgeschaltete Presselandschaft den Anweisungen schnell Folge leistete.

Anhand des Bildmaterials von gefangenen Soldatinnen lassen sich verschiedene Phasen herausarbeiten, anhand derer gezeigt werden kann, dass die deutsche Propaganda ständig bemüht war, sich der Kriegslage anzupassen. Insgesamt wurden drei verschiedene Phasen in diesem Beitrag für den deutschen Kontext anhand der Bildbeispiele herausgearbeitet. Die erste Phase der Propaganda, während der die Soldatinnen als grausame »Flintenweiber« dargestellt wurden, wurde bereits im Herbst 1941 von der zweiten Phase abgelöst, die die Frauen eher als Opfer des verbrecherischen Sowjetsystems dargestellt hat. Die dritte Phase der Propaganda fing ab 1943 an, als die deutsche Wehrmacht die strategische Initiative an der Ostfront verloren hatte und es darum ging, der eigenen Bevölkerung Mut zu machen, indem die katastrophalen Zustände in der Armee des Feindes hervorgehoben wurden.

In der finnischen Presse finden sich keine ähnlichen, inhaltlich klar erkennbaren Phasen. Dies hat verschiedene Gründe: Erstens haben mehrere Studien (u.a. Luostarinen 1986, Perko 1974; Pilke 2011:) gezeigt, dass die deutsche Propagandamaschinerie professioneller arbeitete als die finnische, zweitens bewahrte die finnische Presse trotz der Kriegszensur größere Handlungsräume als die gleichgeschaltete deutsche Presse und drittens blieb die Lage an der finnischen Front länger stabil, weshalb kein derart häufiger Bedarf an inhaltlicher Anpassung der Propaganda wie in Deutschland bestand. Ein wesentlicher Faktor war sicherlich auch das verwendbare Bildmaterial: Da die Aufnahmen der finnischen Informationskompagnien nicht verwendet werden konnten, war Finnland auf das Bildmaterial angewiesen, das Deutschland zur Verfügung stellte.

Überraschend ist, dass Finnland die Soldatinnen insgesamt häufiger in der Propaganda thematisierte als Deutschland. In Finnland gab es zwar nicht solche strikten Anweisungen wie in Deutschland, andererseits war das Behandeln dieser Thematik mit vielen Risiken verbunden, da der finnische Bürgerkrieg von 1918, in dem die Soldatinnen der finnischen Roten Garde in der Kriegspropaganda der Weißen dämonisiert worden waren, erst etwas über zwanzig Jahre zurücklag. Zusammenfassend lässt sich vermuten, dass das Thema für die Propagandisten beider Länder nicht einfach war, aber auch nicht verschwiegen werden konnte. Einen wirklichen Erfolg im Propagandakrieg konnte weder Deutschland noch Finnland für sich verbuchen.

Gemeinsam ist beiden Ländern, dass die gefangenen Soldatinnen im öffentlichen Diskurs äußerst abwertend dargestellt wurden. In Finnland setzte man oft auch Humor als Propagandatechnik ein, um dem Feind die Bedrohlichkeit zu nehmen. Männliche Kriegsgefangene etwa wurden oft als einfältig und wie große Kinder dargestellt. Bei der Darstellung von gefangenen Soldatinnen sucht man den

humoristischen Ansatz jedoch vergeblich. In NS-Deutschland wurde Humor hingegen fast nie mit Feindbildern kombiniert und die gefangenen Soldatinnen der Roten Armee bilden dabei keine Ausnahme.

Quellenverzeichnis

Bundesarchiv Berlin (BArch)

NS 18 Reichspropagandaleiter der NSDAP.

Bundesarchiv-Bildarchiv, Koblenz

Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst – Zentralbild (Bild 183).

Propagandakompanien der Wehrmacht – Heer und Luftwaffe (Bild 101 I).

Finnisches Nationalarchiv

Bestände des ehemaligen Militärarchivs:

Anweisungen an die TK-Einheiten. Archiv der Informationsabteilung des Hauptquartiers, Ordner T20680/13.

Gedruckte Quellen

Berliner Illustrierte Zeitung – Ausgaben von 1941 bis 1945.

Die Wehrmacht – Ausgaben von 1941 bis 1944.

Hakkapeliitta – Ausgaben von 1941 bis 1944.

Illustrierter Beobachter – Ausgaben von 1941 bis 1945.

Photographiensammlung der »Informationskompanien« der Finnischen Armee – Finnish Military Museum, Helsinki.

Suomen Kuvalehti – Ausgaben von 1941 bis 1944.

Überlieferte Teile der Photographiensammlung der Propagandakompanien der dt. Wehrmacht.

Literaturverzeichnis

Alexijewitsch, Swetlana: Der Krieg hat kein weibliches Gesicht, Berlin 2004.

Bischl, Kestin: Frontbeziehungen. Geschlechterverhältnisse und Gewaltdynamiken in der Roten Armee, Hamburg 2019.

Boberach, Heinz: Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945, Bd. 7, Herrsching 1984.

- von Braun, Christina: »Der Jude« und »das Weib« — zwei Stereotypen des »Anderen« im deutschen Antisemitismus des 19. Jahrhunderts. Texte. Psychoanalyse, Ästhetik, in: *Kulturkritik* 4 (1994), S. 16-24.
- Evert, Urte: Soldatenbraut und Mannesehre. Geschlechtsspezifische Symbolisierungen und Zuordnungen militärischer Waffen, in: Latzel, Klaus/Maubach, Franka/Satjukov, Silke (Hg.): *Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute. Krieg in der Geschichte*, Paderborn 2011, S. 65-94.
- Fieseler, Beate: Rotarmistinnen im Zweiten Weltkrieg. Motivationen, Einsatzbereiche und Erfahrungen, in: Latzel, Klaus/Maubach, Franka/Satjukov, Silke (Hg.): *Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute. Krieg in der Geschichte*, Paderborn 2011, S. 301-329.
- Freytag, Claudia: Kriegsbeute »Flintenweib«, in: Jahn, Peter (Hg.): *Mascha + Nina + Katjuscha. Frauen in der Roten Armee 1941-1945*, Berlin 2000, S. 32-37.
- Försti, Aino: Hitler ja hameväki. Naisen ihannekuva, rooli ja tehtävät Hitlerin puheissa 1932-1945. Masterarbeit an der Universität Turku, Turku 2000.
- Gerlach, Christian: *Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944*, Hamburg 2000.
- Heer, Hannes: »Stets zu erschießen sind Frauen, die in der Roten Armee dienen«. Geständnisse deutscher Kriegsgefangener über ihren Einsatz an der Ostfront, Hamburg 1995.
- Jonas, Michael: The Politics of an Alliance: Finland in Nazi Foreign Policy and War Strategy, in: Kinnunen, Tiina/Kivimäki, Ville (Hg.): *Finland in WWII. History, Memory, Interpretations*, Leiden 2012, S. 93-138.
- Kivimäki, Ville: Ryvetetty enkeli. Suomalaissotilaiden neuvostoliittolaisiin nais-sotilaisiin kohdistama seksuaalinen väkivalta ja sodan sukupuolittunut mielenmaisema, in: *Naistutkimus* 3 (2007), S. 19-33.
- Kleemola, Olli: Getötete sowjetische Soldatinnen und Zivilistinnen im Visier finnischer und deutscher Kriegsphotografen an der Ostfront 1941-1945, in: *Zeitgeschichte* 2 (2018), S. 201-220.
- : Valokuva sodassa. Neuvostosotilaat, neuvostoväestö ja neuvostomaa suomalaisissa ja saksalaisissa sotavalokuvissa 1941-1945, Turku 2016.
- : Soviet Prisoners of War in Finnish and German Propaganda Photography, in: Demski, Dagoslav/Laineste Liisi/Baraniecka-Olszewska, Kamila (Hg.): *War Matters. Constructing Images of the Other (1930s to 1950s)*, Budapest 2015, S. 160-181.
- Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin: Militärgeschichte in der Erweiterung. Konjunkturen, Interpretationen, Konzepte, in: Dies. (Hg.): *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn 2000, S. 9-48.
- Lintunen, Tiina: Filthy Whores and Brave Mothers. Women in War Propaganda, in: Vuorinen, Marja (Hg.): *Enemy Images in War Propaganda*, Newcastle upon Tyne 2012, S. 15-34.

- Luostarinen, Heikki: Perivihollinen. Suomen oikeistolehdistön Neuvostoliittoa koskeva viholliskuva sodassa 1941-1944: tausta ja sisältö, Tampere 1986.
- Overmans, Rüdiger/Hilger, Andreas/Polian, Pavel (Hg.): Rotarmisten in deutscher Hand. Dokumente zu Gefangenschaft, Repatriierung und Rehabilitierung sowjetischer Soldaten des Zweiten Weltkrieges, Paderborn 2012.
- Paul, Gerhard: Visual history, in: Docupedia-Zeitgeschichte. Begriffe, Methoden und Debatten der Zeithistorischen Forschung, <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.558.v3> (13.3.2014).
- Pandel, Hans-Jürgen. Bildinterpretation. Zum Stand der Geschichtsdidaktischen Bildinterpretation, in: Handro, Saskia und Schönemann, Bernd (Hg.): Visualität und Geschichte, Berlin 2011, S. 69-88.
- Perko, Touko. TK-miehet jatkosodassa. Päämajan kotirintaman propaganda 1941-1944, Helsinki 1974.
- Pilke, Helena. Julkaiseminen kielletty. Rintamakirjeenvaihtajat ja päämajan sensuuri, Helsinki 2011.
- : Korsu-uutisia! Rintamalehtien jatkosota, Helsinki 2012.
- Römer, Felix: Gewaltsame Geschlechterordnung. Wehrmacht und »Flintenweiber« an der Ostfront, in: Latzel, Klaus/Maubach, Franka/Satjukov, Silke (Hg.): Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute. Krieg in der Geschichte, Paderborn 2011, S. 331-352.
- Roiko-Jokela, Heikki (Hg.): Vihollisen armoilla. Neuvostosotavankien kohtaloita Suomessa 1941-1948, Helsinki 2004.
- Sairila, Tanja: Puna-armeijan naissotureita. Naiset suomalaisilla vankileireillä 1941-1944, in: Roiko-Jokela, Heikki (Hg.): Vihollisen armoilla. Neuvostosotavankien kohtaloita Suomessa 1941-1948, Helsinki 2004, S. 145-186.
- Stahr, Henrick: Fotojournalismus zwischen Exotismus und Rassismus. Darstellungen von Schwarzen und Indianern in Foto-Text-Artikeln deutscher Wochenilustrierter, 1919-1939, Hamburg 2003.
- Streit, Christian: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945, Bonn 1997.
- Theweleit, Klaus: Männerphantasien, 2 Bde., Reinbek b.H. 1980/1987.
- Tuunainen, Pasi: The Finnish Army at War. Operations and Soldiers, 1939-1945, in: Kinnunen, Tiina/Kivimäki, Ville (Hg.): Finland in WWII. History, Memory, Interpretations, Leiden 2012, S. 139-190.
- Vuorinen, Marja: Introduction: Enemy Images as Inversions of the Self, in: Vuorinen, Marja (Hg.): Enemy Images in War Propaganda, Newcastle upon Tyne 2012, S. 1-13.
- Wohlfeil, Rainer: Methodische Reflexionen zur Historischen Bildkunde, in: Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 12 (1991), S. 17-36.

Heimat- und Kriegsfront

»War Service for Everybody!«

Militanz und Patriotismus in der britischen Frauenbewegung

Jana Günther

Der Erste Weltkrieg erschütterte die europäischen Gesellschaften in besonderer Weise: Seine transformative Wirkung drang in alle Lebensbereiche ein. Er machte auch vor den Geschlechterverhältnissen nicht halt. Allerdings finden in der historischen Aufarbeitung des Ersten Weltkriegs diese ausgelösten gesellschaftlichen Veränderungen wenig Beachtung. Das gilt im Spezielleren auch für die Verschiebungen innerhalb des Geschlechterverhältnisses (Hämmerle/Überegger/Bader-Zaar 2014, 1; Thébaud 2006, 36).

Die Geschlechter- sowie Sozialstaatsforschung zeigt, dass die Mobilmachung in Kriegszeiten – und vor allem die Mobilisierung der Frauen – die politische und wirtschaftliche Sphäre nachhaltig beeinflusste. Einerseits wurden Kämpfe sozialer Bewegungen unterbrochen, wodurch Ziele – wie das Frauenstimmrecht – teilweise erst nach dem Krieg verwirklicht werden konnten (Richter/Wolff 2018, 10f.). Andererseits waren kriegsführende Staaten und deren Regierungen auf die »tapferen Soldaten im Hinterland«¹ (Koch 1918, 3) angewiesen, weshalb basale Rechte während des Krieges in der Praxis – dies auch nicht ohne Druck durch Arbeiter*innen- oder Frauenbewegungsorganisationen – eingeräumt wurden. Das betrifft den Bereich der Erwerbsarbeit (u.a. Bock 2005, 240; Daniel 1997, 38-49; Rowbotham 1999, 75-79), das Stimmrecht (u.a. Bolt 1993, 236; Gerhard 1996, 322-324) oder die sozialstaatliche Unterstützung (u.a. Sauer 2014, 176; Skocpol 1992, 533; Tittmus 1976, 81). Die Mobilisierung der »Home Front« (Adie 2013, 1-3; Hämmerle/Überegger/Bader-Zaar 2014: 1) spielte somit eine ganz wesentliche Rolle für die Transformation des staatlich regulierten Geschlechterverhältnisses.

Ein weiterer für die Rezeption des Ersten Weltkrieges wesentlicher Punkt ist: Frauen waren auch über die »Home Front« hinaus an den Frontlinien im

1 Die Sozialistin Marie Koch bezog sich hier kritisch auf die Aussage des damaligen Kriegsministers Alexander von Krobatin, der die Kriegsindustriearbeiterinnen mit dieser Aussage zu würdigen suchte.

Einsatz, beispielsweise als Mitglieder der Einsatzunterstützung² (Cohen 2014; Newman 2014, 105-131; Storey/Housego 2010) oder als Kombatanantinnen im Militär bei kriegerischen Kampfhandlungen (u.a. Botchkareva 1919; Grayzel 2002, 53-57; Leszczawski-Schwerk 2011, 179-205). Hingegen weist die weitgehend männlich konnotierte Militärgeschichtsschreibung Frauen – wenn überhaupt – eine eher untergeordnete Rolle zu. Eine Perspektive, die vor dem Hintergrund des Ersten Weltkrieges kaum nachvollziehbar erscheint, denn für die Regierungen war der Krieg ohne die Einbeziehungen der Frauen kaum zu führen. Es wurden dringend Arbeitskräfte im öffentlichen Dienst, in der kriegswichtigen Industrie und in der Landwirtschaft gebraucht, ein »Ergebnis militärischer Erfordernisse eines imperialistischen Krieges« (Rowbatham 1980, 147).

Die Rekrutierung für die »Home Front« sowie die Mobilmachung für den Militärdienst in den kriegsführenden Staaten musste effektiv organisiert und propagiert werden. Hier findet sich ein weiteres Forschungsdesiderat: Aus der Perspektive der sozialen Bewegungsforschung muss der Blick auf die Frauenbewegungsorganisationen und deren Rolle genauer kontextualisiert werden. Für alle europäischen Frauenbewegungen wirkte der Erste Weltkrieg nicht nur als eine Zäsur hinsichtlich der Protestmobilisierung und Marschrichtung. Er bot für Teile der Frauenbewegung auch die Chance, die gesellschaftliche Krisensituation strategisch geschickt zu nutzen, um politische Forderungen innerstaatlich voranzutreiben.

Der Beitrag thematisiert die Strategien und unterschiedlichen Motive britischer Frauenbewegungsorganisationen vor und während des Ersten Weltkrieges, deren spezifische Interpretation von Staatsbürger*innenschaft, Militarismus und Krieg.

Frauen(bewegung), Staat, Krieg und Militär

Die Verwobenheit von Krieg und Nationalstaatsbildung sind unbestreitbar (Knöbl/Schmidt 2000, 14). »The written history of the world is largely a history of warfare because the states within which we live came into existence largely through conquest, civil strife or struggles for independence« (Keegan 1994, 386). Die spezifische Konstruktion von Staatsnationen erzeugte Kriterien der Zugehörigkeit zum nationalen Kollektiv, die sich als »citizenship«/Staatbürger*innenschaft mit spezifischen Rechten und Pflichten amalgamiert (Yuval-Davis 2006, 23f.). Der »brüderliche Gesellschaftsvertrag« (Pateman 2000, 20) forcierte in bürgerlichen Gesellschaften eine Schieflage im Geschlechterverhältnis, denn er trennte zwischen öffentlicher und privater Sphäre (ebd., 20-49). Die »klassisch-liberalen

2 Einsatzunterstützung umfasst die Bereiche Logistik, Sanitätsdienst und personelle Unterstützung.

Anstrengungen ließen zwar im Gefolge des antifeudalen Kampfes Individuen zu Rechtssubjekten werden, aber nur Männer konnten Individuen, also Rechts- und Staatsbürger sein« (Kreisky 1995, 85). Für Frauen blieb die »abgeleitete« Rechtsstellung »übrig«: Sie wurden über ihr Verhältnis zu anderen Personen, also zum Ehemann oder den Kindern, bestimmt und »staatlich ›behandelt‹« (ebd.). Diese »passive« Stellung und Zuweisung in die private Sphäre rechtfertigte in vielen Staaten auch den Ausschluss von basalen Bürger*innenrechten. Frauenbewegungen setzten an dieser staatlichen Fehlkonstruktion an und forderten auf der Grundlage, dass sie ihre Pflichten als Mitglieder der Gesellschaft bereits erfüllten und diese in ihnen verschlossenen Bereichen erfüllen würden, gleiche Rechte.

Kriegsführende Staaten mussten ihrerseits ihr Militär (re)organisieren und bestimmten Erfordernissen anpassen. Kriege brachten innerstaatlich dementsprechend immer spezifische Finanzpolitiken, zivile Bürokratien usw. hervor, was bis zu einem gewissen Grad der Unterstützung und Zustimmung großer Bevölkerungsteile bedurfte (Tilly 1991, 38). Zusätzlich hatte das Militär als Institution einen entscheidenden Anteil an der »Formierung des modernen Geschlechterverhältnisses« (Scholz 2012, 176). Die sich im 19. Jahrhundert durchsetzende Idee einer allgemeinen Wehrpflicht hat beispielsweise erheblich dazu beigetragen, die Differenz »zwischen Frauen und Männern, zwischen Weiblichkeit und Männlichkeit schärfer zu markieren« und sozial und institutionell festzuschreiben (Frevert 1996, 84f.). Frauen waren aber zugleich in »größerem Maße in militärische Organisationen involviert« als generell angenommen wird (Seifert 1999, 44).

Welche Auswirkungen hatte Krieg auf das Geschlechterverhältnis und ganz konkret auf die Situation von Frauen? Sobald Konflikte als »Nationalkriege« auf der Basis einer breiten Mobilmachung geführt werden«, lassen sich in der Regel zwei Entwicklungstendenzen beobachten: Unabhängig vom jeweilig national geprägten Genderregime verstärkten sich im Kriegsverlauf die »diskursiv konturierten Geschlechterdifferenzen und -hierarchien«. Diese Differenzen erweiterten wiederum öffentliche Handlungsspielräume für Frauen in den jeweiligen Staaten (Hagemann 1998, 25f.). Aus den beiden Entwicklungstendenzen ergaben sich für Frauen also Zwänge aber auch Gelegenheitsstrukturen.

Die britische Frauenbewegung: Protest, Staatsbürgerinnenschaft und Nation

Als Großbritannien im August 1914 dem Deutschen Kaiserreich den Krieg erklärte, waren weder die gemäßigten Suffragist*innen noch die militanten Suffragetten ihrem Ziel – der Einführung des Frauenstimmrechts – nähergekommen (Bolt 1993, 237). Ein Erfolg, den die Frauenbewegung Großbritanniens hingegen verzeichnen konnte, war ihre internationale Bekanntheit und Vorreiterinnenrolle für ein mo-

dernes politisches Campaigning, Organizing und Fundraising (Günther 2009, 78-88).

Zur Vorgeschichte: Die Stimmrechtsbewegung hatte insbesondere ab der Jahrhundertwende mit der Gründung neuer militanter Organisationen an Fahrt aufgenommen. Die *National Union of Women's Suffrage Societies* (NUWSS) mit ihrer konstitutionellen Lobbypolitik wurde ab 1900 flankiert von zahlreichen neuen Organisationen, die militantere Protestformen aus anarchistischen, radikalliberalen und sozialistischen Bewegungen nutzten, um ihrem Anliegen Nachdruck zu verleihen (Günther 2006, 27-50). Die von den neuen Organisationen gewählte Selbstbezeichnung »militant« war weder zufällig noch diente sie allein der Abgrenzung zur »alten« Stimmrechtsbewegung. Die Wortwahl markierte die Differenz in der Organisationsform sowie in den Methoden und signalisierte wortwörtlich eine neue Kampfbereitschaft.

Der Unwille der liberalen Regierung vor Ausbruch des Krieges den Forderungen der Frauen entgegen zu kommen, führte zu einer Radikalisierung der Bewegung. Die *Women's Social Political Union* (WSPU), die ab 1904 mit öffentlichkeitswirksamen Aktionen von sich Reden machte und ab 1911 insbesondere durch Akte des zivilen Ungehorsams unter dem Motto »Deeds, not Words« das Frauenwahlrecht forderte, setzte auf öffentlichkeitswirksamere Aktionen: aufwändige Großdemonstrationen und Events, Verweigerung von Steuerzahlungen, Boykott der Volkszählung, Hungerstreiks, Graffitis, später Zerstörung öffentlichen Eigentums, tätliche Angriffe auf Staatsdiener – auf Polizisten wie Politiker gleichermaßen (Mayhall 2003, 98-116).

Der Facettenreichtum der Protestaktionen und die Erreichung von Öffentlichkeit um jeden Preis, die für die Suffragetten selbst nicht ungefährlich war, sollten die Größe sowie Legitimität der Bewegung sowie ihrer Forderung hervorheben. Mit dem »spectacle du nombre« (Boussahba-Bravard 2003, 48) und der gezielten Aneignung des männlich konnotierten öffentlichen Raumes der Politik (Eustance/Ryan/Ugolini 2000, 10) knüpften die Aktivistinnen an die Tradition der sozialen Bewegungen – wie der »Chartistenpartei« (Engels [1891] 1961, 100) – an, um ihre Ziele zu erreichen.

Wenngleich unterschiedlich in der Schärfe der Forderung, in öffentlichem Auftritt und der Opferbereitschaft, so richtete sich die britische Frauenbewegung direkt an die parlamentarisch bestehenden Strukturen. Militante Suffragetten (Pethick Lawrence 1909, 212) sowie konstitutionelle Suffragist*innen (Fawcett [1912] 2005, 9) forderten eine Wahlrechtsreform im bestehenden politischen System zu den bereits bestehenden Konditionen des Besitzwahlrechts. Auch wenn die Abgrenzung zu weniger militanten Stimmrechtsorganisationen durch die WSPU-Führung öffentlich besonders hervorgehoben worden ist, so einte sie doch ein auf den ersten Blick begrenztes Ziel des eingeschränkten Frauenstimmrechts.

Die Bewegungsorganisationen schafften es darüber hinaus, das Stimmrecht als die alleinige Lösung der Frauenfrage zu präsentieren – anders als in anderen Ländern. Das Stimmrecht bedeutete die Anerkennung der Frau als mündige Staatsbürgerin und Mitglied des Empires. Als Symbol der Frauenbefreiung stand es teilweise sogar für ganz verschiedene Forderungen (Eustance/Ryan/Ugolini 2000, 4). Politisiert im Zeitalter des britischen Imperialismus und der Vorstellung britischer Stärke und kolonialer Vorherrschaft, war es für einen Großteil der Frauenbewegung wesentlich, politische Mitspracherechte zu haben und sich in die nationale und imperiale Entwicklung des Staates einzubringen (ebd.). Das Frauenstimmrecht, so ein Argument, sei ein Gewinn für den Staat und die Gemeinschaft (Symonde 1909, 104). An dieses kollektive Bedürfnis und das explizit britisch-nationale Selbstverständnis knüpfte die Stimmrechtsbewegung also geschickt an und nutzte, wenngleich in verschiedenen Tonarten, die Rhetorik einer »nationhood«, d.h. der spezifischen Geschichte Großbritanniens als Geburtsort der parlamentarischen Demokratie und repräsentativer Institutionen (Eustance/Ryan/Ugolini 2000, 5). Als Anfang des 20. Jahrhunderts die Wahlrechtsgesellschaften wie Pilze aus den Boden schossen, war es also kein Zufall, dass Strategien auftauchten, die die Teilnehmenden dazu ermutigen sollten, sich als Mitglied einer kraftvollen und einflussreichen nationalen Bewegung zu sehen und sich gegen andere Staaten abzugrenzen (Eustance/Ryan/Ugolini 2000, 9f.).

Da staatsbürgerliche Rechte in der sozialen sowie politischen Sphäre verankert sind (Yuval-Davis 2006, 92), fanden Frauenbewegungsaktive Anknüpfungspunkte, um ihre Position stark zu machen. Die britische Frauenbewegung nutzte demnach in ihrer Mobilisierung und Inszenierung die Anrufung eines nationalen Bewusstseins, welches die Legitimität der Forderung bestärken sollte. Unter diesem Banner gelang es – trotz der Differenzen zwischen den Stimmrechtsorganisationen – immer wieder Massenevents Form und Gestalt zu verleihen. Dieser Bezug auf das Nationale bis hin zur militanten Gewalt machte Teile der Bewegung schon vor dem Krieg anfällig für militaristische Ideen.

Die Suffragettenarmee

Eine »militärische Organisation« diente »radikaler Politik« in vielen sozialen Bewegungen als Vorbild (Sennett 2012, 61). Militanz innerhalb der Frauenstimmrechtsbewegung und insbesondere bei der WSPU unterstreicht den Bezug der Suffragetten auf das Militärische. Das Bild der WSPU als »suffrage army« (Wingerden 1999, 81), welches für das Stimmrecht – wenn nötig mit Gewalt – zu Felde zieht, ist nicht nur ein metaphorisches. Vielmehr ging es militanten Teilen der Frauenbewegung darum, Wehrhaftigkeit, Opferbereitschaft und Kampfeswillen zu inszenieren. »Suffragetten sprechen aber nicht nur, sie handeln auch« (Weidemann 1910,

42), hieß es beispielsweise in deutschen Frauenbewegungskreisen. Suffragettenorganisationen bedienten sich u.a. eines militärischen Inszenierungs- und Kommunikationsrepertoires: »Bei den Suffragetten spielte sich derselbe Prozess mit den militärischen Parallelen ab (die Armee, so hieß es, sei eine große Familie): Die militärische Organisation, die Uniformen, der blinde Gehorsam gegenüber Befehlen, der Kult um Emmeline und Christabel Pankhurst verstärkten den Zusammenhalt der Gruppe« (Boussahba-Bravard 2003, 50; Übersetzung durch Autorin).

Die Demonstration weiblicher Wehrhaftigkeit spiegelte sich auch in der autokratischen Organisationsstruktur wider. »Solidarität« verlangte in dem Fall die »Aufgabe des Ich in den Reihen der Soldaten« (Sennett 2014, 61). Die Mobilisierung und Konsolidierung einer »Truppe« und die »Invasion der Straße« (ebd., 51) findet ihren Ausdruck in der Ausrufung eines »guerrilla warfare« (o. V. 1913, 230) und dem Vergleich mit einem heiligen Kreuzzug (Tickner 1987, 209). Christabel Pankhurst machte 1913 diesen Zusammenhang deutlich:

»The truth is that violence and warfare assume a moral complexion in accordance with their circumstances and their cause. An unjust and oppressive war is the blackest of all crimes. But there are wars of liberation, holy wars. Of such is the women's war now afoot in Great Britain. Some day those who had the chance, and did not take it, to fight by the side of the women militant, will awake to a grief and a humiliation that will be with them to their life's end. For the militants, the censure, the pain, and the danger, but for them also the glory and, what is better, a clean conscience and a perfect spiritual freedom« (Pankhurst 1913, 366).

Die WSPU richtete Operationskommandos ein, die im Geheimen, kommuniziert durch verschlüsselte telegraphisch übermittelte Befehle (Pankhurst [1913] 1996, 202), Anschläge auf öffentliches und privates Eigentum planten und durchführten. Suffragetten und insbesondere die Leibwache von Emmeline Pankhurst wurden in Jiu Jitsu geschult (Crawford 2001, 240). Zudem existierten eine Marschkapelle und eine eigene WSPU-Uniform. Flora Drummond, meist »General Drummond« genannt, führte die Suffragetten bei öffentlichen Auftritten in Montur und zu Pferd an. In öffentlichen Reden beschwor Emmeline Pankhurst »das Bild der Suffrage-Army« (Gerhard 2008, 355).

Der Corpsgeist war allerdings auf lange Sicht nicht für alle Suffragetten tragbar. Langjährige Weggefährterinnen, Geldgeber*innen oder Redaktionsmitglieder wurden nach Meinungsverschiedenheiten, die insbesondere die Gewaltanwendung und später die Zusammenarbeit mit sozialistischen Organisationen betraf, ausgeschlossen. Diese Vorgehensweise wurde von der Labour Party ebenso kritisiert wie von der NUWSS, die sich als demokratische Organisationen verstanden. Die WSPU rechtfertigte ihre Autokratie mit dem folgenden Argument: »Our answer to such criticism is: that the W.S.P.U. is an army, and is organised and controlled in the same fashion as other armies« (o. V. 1912, 14). Den Takt gaben ab 1914 in der Tat

nur noch Emmeline und Christabel Pankhurst unter dem Motto »One Policy, One Programme, One Command« (o. V. 1914, 387) vor.

Die Radikalisierung und organisatorische Entwicklung militanter Teile der Frauenstimmrechtsbewegung scheint konträr zu dem eigentlichen Ziel einer Demokratisierung innerhalb der Gesellschaft zu liegen. Die zu Grunde liegende Logik war aber unter anderem die, die Stärke und Operationsfähigkeit einer Frauenorganisation unter Beweis zu stellen. Galt das Militär zu jener Zeit bereits »nicht nur als ›Schule der Nation‹, sondern auch als ›Schule der Männlichkeit‹« (Hagemann 1998, 23f.), betraten die Suffragetten bewusst dieses als männlich gesehene Terrain der Öffentlichkeit und der politischen Gewaltanwendung.

Diese Entwicklung führte zur Isolierung der WSPU, verhalf aber anderen Teilen der britischen Frauenbewegung zu neuen Bündnissen (Steinbach 2004, 295). Die konstitutionelle NUWSS solidarisierte sich mit der organisierten Arbeiter*innenschaft und es gelang sozialistischen Organisationen wie der East London Federation of Suffragettes (ELFS) und den United Suffragists (US) mit der liberalen Regierung zu verhandeln (Bolt 1993, 237). Dann kam der Krieg.

Von der Suffragettenmilitanz zu einer »Internationalen Militanz«

Der Ausbruch des Krieges veranlasste die meisten europäischen Frauenbewegungen dazu, den Kampf um das Frauenstimmrecht abzubrechen (Offen 2000, 257). Der Widerstreit zwischen einerseits sozialen und pazifistischen Zielen und andererseits der Einlösung vorauseilender staatsbürgerlicher Pflichterfüllung war auch in Großbritannien ein Konflikt innerhalb der Frauenbewegung. Der Großteil der konstitutionellen wie auch der militanten Frauenbewegungsorganisationen betteten ihre Stimmrechtsforderung stets in eine Rhetorik von Nationszugehörigkeit ein. Sie wurde durch Willensbekundung, nicht nur Rechte zu fordern, sondern auch Pflichten zu erfüllen, untermauert. Jetzt war der Zeitpunkt, dieses Versprechen einzulösen.

Ein Teil der Frauenbewegung – wie die US und die ELFS, Teile der NUWSS und Teile der Frauengewerkschaftsbewegung – bekannten sich gegen den Krieg und für Pazifismus. Insbesondere Sozialistinnen engagierten sich – wie in anderen Ländern auch – gegen Militarismus. Vor allem ehemalige sozialistisch orientierte Suffragetten standen vor einem Dilemma, denn für Außenstehende war es kaum verständlich, dass diese »fighter« nicht für ihr Land kämpfen wollten (Hanam/Hunt 2002, 184). Doch nicht nur die öffentliche Meinung richtet sich gegen Pazifist*innen und Kriegsgegner*innen, der Staat selbst reagierte repressiv auf kritische Stimmen. Sylvia Pankhurst und Margaret Bondfield, beide in der organisierten Arbeiterinnenbewegung tätig, gehörten zur britischen Delegation zum Internationalen Friedenskongress in Den Haag 1915. Die britische Regierung ver-

weigerte ihnen beispielsweise die Ausreise, so dass nur wenige Britinnen bei der Gründung der Women's International League for Peace and Freedom (WILPF) anwesend waren (Rowbotham 1999, 68f.).

Die WSPU mit ihrem Hang zur Inszenierung von Opfer- und Gewaltbereitschaft, ihrer autokratischen Organisationsstruktur und ihrem sich über die Jahre steigenden Patriotismus, machte bereits 1912 deutlich, dass Frauen in Kriegszeiten ihre Pflicht zu tun hätten (Pethick Lawrence 1912, 238). Der Krieg ermöglichte der WSPU, ihre Militanz neu zu justieren und als nationale Bewährungsprobe von Frauen zu reframe (Wingerden 1999, 161). Christabel Pankhurst, die als politisch Verfolgte 1912 nach Frankreich flüchtete, konnte nach Kriegsausbruch durch die Amnesie der verbliebenen inhaftierten Suffragetten nach Großbritannien zurückkehren und widmete sich umgehend der Agitation für den Krieg. Die WSPU war eine der ersten Organisationen, die sich patriotisch erklärte und mit sofortiger Wirkung die Wahlrechtskampagne abbrach. Das Organisationsblatt *The Suffragette* warb kontinuierlich dafür, sich für den Kriegsdienst zu melden. Das Feindbild der männlich liberalen Regierung, die Frauen ihr Recht als Staatsbürgerin verweigerte, wurde gegen das Feindbild eines neuen Unterdrückers ausgewechselt: »German Kultur means and is the supremacy of the male« (Pankhurst 1915, zit.n. Wingerden 1999, 162).

Die ehemalige Suffragettenmilitanz transformierte sich zu einer »nationalen Militanz«, die es der WSPU ermöglichte, den patriotischen Kriegseinsatz als Bewährungsprobe der Frauen zu definieren. Christabel Pankhurst selbst verteidigte diese Strategie als nun nötige »International Militancy«. Sie schrieb: »And we should indeed be cutting off our nose to spite our face if we were to do anything that would weaken our country in the face of a common enemy. Remember this, that it is our country that is being defended in battle, and it is our inheritance of freedom« (Pankhurst 1915, 3). Dieser Kurs wurde nicht von allen Suffragetten getragen, denn es gab auch immer noch einen Teil, der trotz Kriegseintritt innerländlich für das Stimmrecht kämpfen wollte. Es gründeten sich entsprechend neue Organisationen, die die Kampagne fortführten: die *Suffragettes of the WSPU* (SWSPU) 1915 und die *Independent WSPU* (IWSPU) 1916. Der öffentliche Diskurs während des Krieges definierte Stimmrechtsaktivismus jedoch als unpatriotisch und als gegen das nationale Interesse gerichtet (Mayhall 2003, 118).

Die WSPU organisierte ab 1915 eine landesweite »Recruiting Campaign« mit zahlreichen sogenannten »Patriotic Meetings« (o. V. 1915, 12). Konsequenterweise nannte sie im selben Jahr ihr Organisationsblatt *Suffragette in Britannia* um. Ihm wurde von nun an der Slogan »For King, For Country, For Freedom« (Smith 2003, 106) mitgegeben. Auch zog die WSPU während der Streiks unter den Industriearbeiter*innen 1915 aus, um unter den streikenden Arbeiter*innen gegen den Arbeitskampf und Sozialismus zu mobilisieren. Ihre »industrial peace campaign« wurde mit Spenden der Unternehmer finanziert, deren Sommerhäuser von der Suffraget-

tenbewegung noch ein Jahr vorher niedergebrannt worden waren (Cliff 1984, 124). Berichte über den Fortschritt der Kampagne, die im Wesentlichen dazu dienten, sozialistische Bestrebungen einzudämmen und an die »Verantwortung für die Nation« zu appellieren, wurden regelmäßig an den Premierminister gesendet (ebd.). Auch sollen es Suffragetten gewesen sein, die bei der »White Feather Campaign« mitgewirkt haben (ebd.). Frauen übergaben Männern in zivil weiße Federn, um sie als Feiglinge zu markieren. Die Kampagne zur Rekrutierung junger Männer setzte auf öffentliche Herabsetzung und Beschämung (Grayzel 2002, 20).

Durch die jahrelange Propagierung soldatischer Ideale und militanter Organisations- und Aktionsformen war für Teile der Suffragettenbewegung Militarismus mehr als anschlussfähig. Staatsbürger*innenschaft äußerte sich für die Militanten in »celebration of militarism and its emphasis on political activism as the removal of impediments« (Mayhall 2003, 96). Ein weiteres Beispiel für diese Entwicklung ist die »WSPU-Mission« nach Russland. Im Auftrag der britischen Regierung, die die Mission finanzierte (Bartley 2002, 200), reisten Emmeline Pankhurst und Jessie Kenney 1917 nach Petrograd »with a prayer from the English nation to the prayer to the Russian nation«, dass Russland »may continue the war on which depends the fate of civilisation and freedom« (o. V. 1917, 44). Inmitten des Konflikts zwischen Übergangsregierung und den Bolschewist*innen sollte die Delegation dafür sorgen, dass Russland sich nicht aus dem Krieg zurückzieht. Pankhurst lehnte eine Einladung zum Besuch der bereits inhaftierten Zarenfamilie ab. Auch hatte sie Vorbehalte gegen Alexander Fjodorowitsch Kerenski, den sie für unfähig hielt, aber auch Lenin. Ihre Beobachtungen und Einschätzungen sendete sie direkt an den Premier Lloyd George³ (Bartley 2002, 201). Die zunehmenden Streiks der Arbeiter*innenschaft und die häufigen Machtdemonstrationen der Bolschewiki waren für Pankhurst und Kenney Anzeichen genug, dass die Übergangsregierung scheitern würde (Pugh 2001, 338).⁴

Ein für die WSPU-Delegation eindrucksvolles Ereignis der mehrmonatigen Reise war der Besuch des Frauentodesbataillons und der Austausch mit Generalin Botchkareva. Der Dank an die russischen Soldatinnen für ihren Fronteinsatz (o. V. 1917, 60) sollte Frauen im eigenen Land motivieren, sich für den Kriegsdienst zu melden. Botchkareva stand in Strenge und Härte ihren männlichen Kollegen in der russischen Armee keineswegs nach (Clemens 2012, 187). Für Pankhurst muss

3 Auch das Sommerhaus von Lloyd George wurde 1913 durch einen Bombenanschlag der Suffragetten zerstört.

4 Die WSPU hatte sich schon vor Kriegsbeginn weitgehend von ihren sozialistischen Wurzeln entfernt und stand den Kräften der organisierten Arbeiter*innenbewegung kritisch gegenüber. Streiks, Antikriegsmobilisierung und Pazifismus galten innerhalb der WSPU nach 1914 als unpatriotisch. Sylvia Pankhurst – ihrerseits von Schwester und Mutter aus der Organisation ausgeschlossen – unterstützte nach der Oktoberrevolution die »Hands Off Russia«-Kampagne (Pankhurst 1979, 180).

die Existenz und der Erfolg dieser Kompanie auch ein Beweis dafür gewesen sein, dass beide Geschlechter sich in allen Sphären bewähren. Das Bild der gutgekleideten Emmeline Pankhurst als »Gesandte des britischen Premierministers, mit Hut und Kostüm [...] neben ihr die Befehlshaberin in schweren Stiefeln und Soldatenuniform« (Hacker 1998, 190f.) versinnbildlicht auf besondere Weise, wie sich Geschlechterbilder während des Krieges – zumindest begrenzt – transformierten.

Die Russlandmission im Auftrag der britischen Regierung unterstreicht die militaristische Ausrichtung und Fokussierung der WSPU in den Kriegsjahren. Die Entwicklung illustriert zudem – trotz zunächst radikalem Widerstand gegen die liberale Regierung und späterer staatsfeindlicher Aktionen sowie der Selbstidentifikation als »Prisoners of War« während ihrer Haftzeiten (o. V. 1912, 220) – besonders prägnant, wie schnell emanzipatorische Forderungen in bestimmten Bewegungssettings für nationale Interessen und militaristische Politiken anschlussfähig werden.

Mobilisierung für Frieden oder Mobilmachung?

Die Position der NUWSS zum Krieg war ambivalent: Als Dachverband verschiedenster Stimmrechtsgesellschaften schlossen sich hier imperiale, national- bis radikalliberale, sozialreformerische sowie pazifistisch-feministisch orientierte Standpunkte nicht aus. Als Lobbyorganisation für das Frauenstimmrecht waren diese grundlegenden Differenzen in Friedenszeiten zwar Gegenstand der innerorganisatorischen Diskussion, jedoch vereinigten sich alle Mitgliedsgesellschaften unter dem Banner der Stimmrechtsforderung.

Als Reaktion auf Aussagen, dass Frauen das Privileg hätten, nicht in den Krieg ziehen zu müssen und somit auch keinerlei Belastungen erlitten, setzten man in der NUWSS entgegen, dass Krieg auch immer Frauenleben gefordert habe:

»The men who go to war have compensations, in England, as yet, they do it of their free will; they have the glory, the comradeship, the lust and joy of battle, the rewards, the medals, and the honours. Women have the sick heart and the loneliness for their portion, and often the hungry children and the broken home« (o. V. 1909, 127).

Bereits im Juli 1913 hoben Artikel in der *Common Cause* Aufrüstungstendenzen und die Möglichkeit eines drohenden Krieges in Europa hervor (Langdon-Davies 1913, 230). Insbesondere der Zusammenhang zwischen politischer und ökonomischer Sphäre sowie die immensen Folgekosten von Kriegen wurden diskutiert (ebd.). Als die NUWSS ab 1913 sich insbesondere mit Gewerkschaften und der Independent Labour Party solidarisierte, rückte die Situation der Industriearbeiterinnen in das Blickfeld der Konstitutionellen. Der erfolgreiche Kampf um Lohnerhöhung

der Armeeuniformnäherinnen wurde begrüßt, wenngleich dieser einen bitteren Beigeschmack bei der Korrespondentin hinterließ, als sie von einer älteren Näherin berichtet: »I had two sons, and have lost them both at the war, and I always think of it as I sit here day by day making clothes for the others. Perhaps they will be killed, too.« The whole system was to her one huge misfits, and so it seems to many of us« (Leaf 1913, 268). Die Ambivalenzen zwischen Pazifismus, Militarismus und gelebter Realität von Kriegsindustriearbeiterinnen waren für Suffragist*innen dementsprechend sichtbar.

Anders als die Militanten bevorzugten die Konstitutionellen stets friedliche und gesetzeskonforme Protestmethoden in ihren landesweiten Kampagnen. Auch setzte die NUWSS in ihren Entscheidungsprozessen auf demokratische Diskussions- und Organisationsformen (o. V. 1913, 463). Zu Kriegsbeginn hatte die NUWSS 50.000 Mitglieder und 500 Mitgliedsorganisationen (Fawcett 1920, 87). Für die Vorsitzende der NUWSS Millicent Garrett Fawcett war der Kriegseintritt Großbritanniens am 4. August 1914 ein schwarzer Tag, nicht zuletzt deshalb, weil sie davon ausging, dass die Durchsetzung des Frauenstimmrechts damit auf unbestimmte Zeit verschoben sei:

»I do not think I ever doubted that in the end we should win. The idea that Great Britain should ever really be crushed by the iron heel of German militarism never found a place in my mind; but so ill did I read the future of that I thought the hope of women's freedom was indefinitely postponed« (Fawcett, zit.n. Strachey 1931, 275).

Die NUWSS erklärte sich nach dem Kriegseintritt Großbritanniens zwar ebenso wie die WSPU patriotisch, ob aber die Stimmrechtskampagne eingestellt werden müsse, um andere Aufgaben zu übernehmen, musste demokratisch abgestimmt werden. Das Executive Committee entschloss sich, eine Abstimmung via Post zu organisieren (Fawcett 1920, 88). Im Vorfeld machte Fawcett aber schon deutlich: »Women, your country needs you [...] LET US PROVE OURSELVES WORTHY OF CITIZENSHIP, WHETHER OUR CLAIM TO IT BE RECOGNISED OR NOT« (Fawcett, zit.n. Strachey 1931, 276; Herv. i.O.).

Die Antwort aus den Sekretariaten der NUWSS war unmissverständlich: Die politische Arbeit der NUWSS sollte zwar eingestellt, aber die Organisation in den Dienst des Krieges gestellt werden (Strachey 1931, 276). Auch hier findet sich die Rhetorik der nationalen Staatsbürgerlichkeit wieder, die auf die Pflichten der Staatsbürgerinnen verweist. Jahrzehnte lang hatte die NUWSS auf die besonderen Leistungen von Frauen im Empire hingewiesen und die Gleichwertigkeit der Frau hervorgehoben. Nun – so die Strategie – war es Zeit, die Verantwortung für die Nation zu übernehmen.

Offizielle Regierungsstellen aus dem zivilen und militärischen Bereich kamen im Herbst 1914 auf Frauen zu (Strachey 1928, 338). Die NUWSS verfügte über et-

was, das sich während der Mobilmachung und Rekrutierung als für die Regierung unendlich wertvoll erwies: Ein landesweit agierendes großes Frauennetzwerk, welches darüber hinaus über erfahrene Campaignerinnen sowie Fundraiserinnen verfügte und das in den regionalen Abteilungen die Kompetenzen und Ressourcen hatte, bürokratische Prozesse – wie Rekrutierungslisten, Arbeitsvermittlung etc. – zu übernehmen. In der NUWSS war man sich dessen bewusst oder wie Fawcett es selbst ausdrückte: »[W]e felt, therefore, that we had a special gift, such as it was, to offer for our country's service – namely our organizing and money-raising power« (Fawcett 1920, 87).

Kriegsdienst in all seinen Facetten

Die Industrialisierung des Krieges, die Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa ihren Anfang nahm und sich in einer zunehmenden Technisierung und Maschinisierung äußerte (Warburg 1999, 99f.), gilt auch als Voraussetzung für die entgrenzte Gewaltausübung im Ersten Weltkrieg (ebd., 116). Dieser neue »arbeitsteilig industrialisierte Gewaltprozess« (ebd.) kann als ökonomisch beschleunigender Faktor für Kriegsführung und Militärorganisation gelten, der sich gesamtgesellschaftlich auswirkte. Industrialisierte Kriegsführung braucht Nachschub an Menschen und Material. Als moderner Krieg eröffnete der Erste Weltkrieg also zwei Fronten: die »battlefront« und die »homefront« (Thébaud 2006, 41). Letztere machte den Einbezug weiter Bevölkerungsgruppen nötig. Hier kamen die Frauenbewegungsorganisationen ins Spiel.

Frauen waren insbesondere für die Versorgungs- und Sanitätseinheiten interessant (Rowbotham 1999, 71). Zahlreiche Frauen folgten dem Ruf von Kriegsminister Kitchener »YOUR COUNTRY NEEDS YOU« (Fawcett 1920, 90). Insgesamt leisteten 24.000 ausgebildete Krankenschwestern zwischen 1914–1918 aktiven Dienst an 637.746 Krankenbetten. Zusätzlich befanden sich 900 Krankenschwestern auf Hospitalschiffen, welche die Verwundeten vom Festland abholten und versorgten (Newman 2014, 32). Dazu kamen die Freiwilligen des Voluntary Aid Detachment (VAD), in dem sich vor allem Frauen der middle und der upper class engagierten. Die Frauen übernahmen dort auch Ambulanzfahrdienste in der First Aid Nursing Yeomanry (britische Kavallerie) (Rowbotham 1999, 71). 23.000 medizinische Versorgungsarbeiterinnen gehörten dem VAD an (Hacker 1998, 189). Zusätzlich wurden vom Women's Army Auxiliary Corps (WAAC) Frauen an der Westfront als »Köchinnen, Schreibkräfte und Mechanikerinnen« eingesetzt (Saurer 2014, 175).

Flankiert wurde der Frontdienst durch die Anwerbe- und Vermittlungsstellen an der »Home Front«: Die NUWSS eröffnete allein 40 Werkstätten und beschäftigte über 2.000 Frauen für Hilfsdienste für das stationierte Militär vor Ort (ebd.). Des Weiteren sorgten die NUWSS-Abteilungen für die Vermittlung von Frauen in

Bereiche, in denen durch die Rekrutierung der Männer Beschäftigte fehlten. Sie richteten 55 Rotkreuzzentren ein und starteten eine Kampagne zu Lebensmittelsparungen (»patriotic housekeeping«) (ebd., 91-94). Ehemalige Militante engagierten sich in dem sogenannten Women's Emergency Corps (ebd., 97). Viele Frauen, die vormals als Dienstbotinnen, Hausangestellte, Verkäuferinnen oder Schneiderinnen gearbeitet haben, wurden in der regulären Industriearbeit beschäftigt (Rowbotham 1999, 75).

Im Jahr 1915 musste die Produktion erhöht werden und es wurden große Anstrengungen unternommen, Frauen in die Munitionsfabriken zu bringen. Durch den Munitions Act hatte die Regierung zudem eine ausgedehnte Kontrolle über die Arbeitssphäre (ebd., 75). In den von der Regierung kontrollierten Arbeitsplätzen hatte sich die Anzahl der Frauen um 300 Prozent erhöht, bei den freien Arbeitsplätzen immerhin um 36 Prozent (ebd.). Die Arbeit als »Munionette« (Storey/Housego 2010, 31) war nicht ungefährlich, Verletzungen und Vergiftungen der Arbeiterinnen kamen nicht selten vor (Rowbotham 1999, 76). Arbeitskämpfe um bessere Löhne und Arbeitsschutz galten als unpatriotisch. Dies zeigte die Kampagne der WSPU zu Streikzeiten. Darüber hinaus wurden Schutzgesetzgebungen außer Kraft gesetzt (Rowbotham 1980, 147). Weitere Einsatzgebiete von Frauen waren der Transport und Verkehr (Fawcett 1920, 92; Storey/Housego 2010, 33f.) sowie andere Einsatzgebiete, die vormals als alleinige »Männerberufe« galten.

Der Einsatz im Militär und der Kriegsindustrie änderte den Blick auf das Geschlechterverhältnis: Im »Feld« waren Frauen aller Klassen unmittelbar »den Schrecken physischer Zerstörung« ausgesetzt (Hacker 1998, 189f.). An der »Home Front« wurden Frauen in die Kriegsindustrie und in Bereichen des öffentlichen Dienstes integriert, beides Arbeitsfelder, die schon vorher mit nicht idealen Arbeitsbedingungen einhergingen.

Das Bild der Arbeiterin und der Front»helferin« wurde großflächig propagiert. Dieser öffentlich zur Schau getragene Militarisierungsgrad der »Frauenorganisationen und der Frauenarbeit im Großbritannien des Ersten Weltkrieges formte einen wesentlichen Teil des in Deutschland und Österreich überlieferten Bildes britischer Weiblichkeit vor »unseren« Grenzen« (ebd., 190). Die Erfahrung, Netzwerke und Kampagnenfähigkeit der organisierten britischen Stimmrechtsbewegung spielten hier eine wichtige Rolle.

Vorauselende Pflichterfüllung: Frauen als Kriegsgewinnerinnen?

Allgemein kann nicht festgestellt werden, dass der Krieg Demokratie direkt hervorbringt bzw. für sie ursächlich ist (Tilly 1991, 38). Vielmehr führte das »Feilschen um die Mittel des Krieges« dazu, dass »Bürger mit Sicherheit in die Schaffung von Kontrollen willkürlicher Macht« einbezogen wurden (ebd.). Die Position, dass der

Krieg den »Frauen zur Emanzipation verholfen« (Thébaud 2006, 33) habe, ist eine weit verbreitete Ansicht, die aber von Teilen der Forschung in Frage gestellt wird (u.a. Daniel 1989; Grayzel 2010). Ob Frauen als Kriegsgewinnerinnen gelten, kann nur äußerst differenziert beantwortet werden. Die britischen Frauenstimmrechtsorganisationen knüpften auch während des Krieges an die Rhetorik der »nationhood« und Staatsbürger*innenschaft an, was es für Gegner innerhalb der Regierung immer schwieriger machte, anti-suffragistische Argumente aufrecht zu erhalten. Bereits 1916 gab es erste Anzeichen dafür, dass die Gelegenheit für die Einführung des Frauenstimmrechts günstig sei (Strachey 1931, 308). Nachweislich änderten sich während des Kriegseinsatzes aber die Geschlechtererwartungen. Junge »dangerously autonomus« Fabrikarbeiterinnen gründeten Fußballteams, fuhren Rad, besuchten selbstbewusst Orte des öffentlichen Amüsemments und wurden auf Grund ihrer Kriegsunterstützung zu Heldinnen (Rowbotham 1999, 85). Frauen der Versorgungseinheiten und im Sanitätsdienst hatten das Leid der Materialschlachten unmittelbar miterlebt. Die Zeit für politische Reformen war gekommen. Noch während des Krieges arbeitete die Conference of Electoral Reform einen neuen Gesetzesantrag zur Wahlrechtsreform aus, welcher das Frauenstimmrecht in eingeschränkter Form vorsah. Das Gesetz trat 1918 in Kraft und gewährte lediglich privilegierten Frauen über 30 das Wahlrecht.⁵ Der 1919 erlassene »Sex Disqualification Act« verbot, dass Personen auf Grund ihres Geschlechts oder Ehestandes von bestimmten Stellen ausgeschlossen werden durften (Rowbotham 1980, 160).

Die neuen gesetzlichen Regelungen machten Hoffnung: Jahrzehntelang unter dem Banner der Frauenstimmrechtsforderung marschiert, erschien das große Ziel erreicht. Ungeachtet dessen herrschte immer noch die Überzeugung, dass dies erst der Anfang einer viel umfänglicheren Reform sei, die bald alle Frauen einschließen würde. Aber: Weder die patriarchale Gesellschaftsstruktur noch auf sexistischer Diskriminierung basierende soziale Praxen änderten sich direkt nach dem Ersten Weltkrieg ad hoc. Dennoch ist die Einschreibung politischer Mitspracherechte in das Rechtssystem – nach voraussetzender Pflichterfüllung der Frauen – als Erfolg zu werten. Ein Erfolg, den die Frauenbewegungsorganisationen bereits vor dem Weltkrieg durch ihre enormen und öffentlich präsentierten Organisations- und Kampagnenfähigkeiten angestoßen haben.

5 Eine Frau (über 30) erhielt das Wahlrecht nur, wenn sie eine eingetragene Eigentümerin von Grundstücken oder Räumlichkeiten mit einem steuerpflichtigen Anteil von mehr als fünf Pfund, einem Wohnhaus oder Ehefrau eines eingetragenen Eigentümers war. Auch Universitätsabsolventinnen, die in einem Universitätswahlkreis wählten, erhielten das Stimmrecht. Alle anderen blieben vom Stimmrecht ausgeschlossen.

Quellenverzeichnis

- Engels, Friedrich: Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in: Marx, Karl/Engels, Friedrich (Hg.): *Ausgewählte Schriften II*, Berlin 1891, S. 83-144.
- Fawcett, Millicent Garrett: *Women's Suffrage: A Short History of a Great Movement* 1912.
- : *The Women's Victory – and After: Personal Reminiscences, 1911-1918*, Cambridge, MA 1920.
- Koch, Marie: Einiges über die »tapferen Soldaten des Hinterlandes«, in: *Arbeiterinnen-Zeitung* 27 (21.5.1918), S. 3-4.
- Langdon-Davies, B. N.: *War and the World of Today*, in: *Common Cause V* (11.7.1913), S. 230.
- Leaf, E. M.: *Army Clothing Workers*, in: *Common Cause V* (25.7.1913), S. 268.
- o.A.: *Rattling into Barbarism*, in: *Common Cause I* (17.6.1909), S. 127.
- o.A.: *Prisoners of War*, in: *Votes for Women V* (24.5.1912), S. 540.
- o.A.: »Democratic Control«, in: *The Suffragette I* (25.10.1912), S. 14.
- o.A.: »We are Guerillists«, in: *The Suffragette I* (31.1.1913), S. 230.
- o.A.: *The Need for Clear Thought*, in: *The Common Cause V* (10.10.1913), S. 462f.
- o.A.: *One Policy, One Programme, One Command*, in: *The Suffragette II* (13.2.1914), S. 387.
- o.A.: *The W.S.P.U. Recruiting Campaign*, in: *The Suffragette IV* (16.4.1915).
- o.A.: *Mrs. Pankhurst in Russia*, in: *Britannia VI* (13.7.1917), S. 55.
- o.A.: *The Story of Botchkareva*, in: *Britannia VI* (27.7.1917), o.S.
- Pankhurst, Christabel: *Stoning the Prophets*, in: *The Suffragette I* (21.3.1913), S. 366.
- : *International Militancy: A SPEECH DELIVERED AT CARNEGIE HALL, NEW YORK, JANUARY 13th. 1915*, London 1915.
- Pethik Lawrence, Emmeline: *Facts for the Electors*, in: *Votes for Women III* (31.12.1909), S. 212f.
- : *Women and War*, in: *Votes for Women V* (12.1.1912), S. 238.
- Symonde, Arthur G.: *The Justice and Expediency of Women's Enfranchisement*, in: *The Common Cause I* (3.6.1909), S. 104.

Literaturverzeichnis

- Bartley, Paula: *Emmeline Pankhurst*, London 2002.
- Bock, Gisela: *Frauen in der europäischen Geschichte: Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München 2005.

- Bolt, Christine: *The Women's Movements in the United States and Britain from the 1790s to the 1920s*, Amherst 1993.
- Boussahba-Bravard, Myriam: *Vision et visibilité: La rhétorique visuelle des suffragistes et des suffragettes britanniques de 1907 à 1914*, in: *Revue LISA/LISA e-journal* (2003), S. 42-53.
- Braun, Kathrin/Fuchs, Gesine/Lemke, Christiane/Töns, Katrin (Hg.): *Feministische Perspektiven der Politikwissenschaft*, München 2000.
- Clements, Barbara Evans: *A History of Women in Russia: From Earliest Times to the Present*, Bloomington, IN 2012.
- Cliff, Tony: *Class Struggle and Women's Liberation: 1640 to today*, London 1984.
- Cohen, Susan: *Medical Services in the First World War*, Oxford 2014.
- Connelly, Katherine: *Sylvia Pankhurst, the First World War and the Struggle for Democracy*, in: *Revue française de civilisation britannique* 20 (2015), S. 1-13.
- Crawford, Elizabeth: *The Women's Suffrage Movement: A Reference Guide, 1866-1928*, New York 2001.
- Daniel, Ute: *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft: Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1989.
- Daniel, Ute/Ries, Margaret: *The war from within: German working-class women in the First World War*, Oxford 1997.
- Eustance, Claire/Ryan, Joan/Ugolini, Laura: *Introduction. Writing Suffrage Histories – The »British« Experience*, in: Eustance, Claire/Ryan, Joan/Ugolini, Laura (Hg.): *A Suffrage Reader: Charting Directions in British Suffrage History*, London 2000, S. 1-19.
- Frevort, Ute: *Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit*, in: Kühne, Thomas (Hg.): *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte: Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt a.M. 1996, S. 69-87.
- Gerhard, Ute: *Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung*, Reinbek b.H. 1996.
- Grayzel, Susan R., *Women and Men*, in: Horne, John (Hg.): *A companion to World War I*, Malden, MA 2010, S. 263-278.
- : *Women and the First World War*, London, New York 2002.
- Hacker, Hanna: *Gewalt ist: keine Frau: Der Akteurin oder eine Geschichte der Transgressionen*, Königstein i.T. 1998.
- Hagemann, Karen: *Venus und Mars. Reflexionen zu einer Geschlechtergeschichte von Militär und Krieg*, in: Dies./Pröve, Ralf (Hg.): *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger: Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel*, Frankfurt a.M. 1998, S. 13-48.
- Hämmerle, Christa/Überegger, Oswald/Bader-Zaar, Birgitta: *Introduction. Women's and Gender History of the First World War – Topics, Concepts,*

- Perspectives, in: Dies. (Hg.): Gender and the First World War, Basingstoke 2014, S. 1-15.
- Hannam, June/Hunt, Karen: Socialist Women. Britain, 1880s to 1920s, London 2002.
- Karl, Michaela: Die Geschichte der Frauenbewegung, Stuttgart 2011.
- Keegan, John: A History of Warfare, New York 1994.
- Knöbl, Wolfgang/Schmidt, Gunnar: Einleitung: Warum brauchen wir eine Soziologie des Krieges?, in: Knöbl, Wolfgang (Hg.): Die Gegenwart des Krieges: Staatliche Gewalt in der Moderne, Frankfurt a.M. 2000, S. 7-24.
- Kreisky, Eva: Der Stoff, aus dem die Staaten sind: Zur männerbündischen Fundierung politischer Ordnung, in: Becker-Schmidt, Regina (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Frankfurt a.M. 1995, S. 85-124.
- Mayhall, Laura E. Nym: The Militant Suffrage Movement: Citizenship and Resistance in Britain, 1860-1930, Oxford 2003.
- Newman, Vivien: We Also Served: The Forgotten Women of the First World War, Havertown 2014.
- Offen, Karen M.: European Feminisms, 1700-1950: A political history, Stanford, CA 2000.
- Pankhurst, Richard, Sylvia Pankhurst: Artist and Crusader. An Intimate Portrait, New York 1979.
- Pateman, Carol: Der brüderliche Gesellschaftsvertrag, in: Braun, Kathrin/Fuchs, Gesine/Lemke, Christiane/Töns, Katrin (Hg.): Feministische Perspektiven der Politikwissenschaft, München 2000, S. 20-49.
- Pugh, Martin: The Pankhursts, London 2002.
- Richter, Hedwig/Wolff, Kerstin: Demokratiegeschichte als Frauengeschichte, in: Dies. (Hg.): Frauenwahlrecht: Demokratisierung der Demokratie in Deutschland und Europa, Hamburg 2018, S. 7-32.
- Rowbotham, Sheila: Im Dunkel der Geschichte. Frauenbewegung in England vom 17. bis 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1980.
- : A Century of Women: The History of Women in Britain and the United States, London 1999.
- Saurer, Edith (Hg.): Liebe und Arbeit: Geschlechterbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert, Wien 2014.
- Scholz, Sylka: Männlichkeitssoziologie: Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland, Münster 2012.
- Seifert, Ruth: Militär, Kultur, Identität: Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten, Bremen 1996.
- : Militär und Geschlechterverhältnisse. Entwicklungslinien einer ambivalenten Debatte, in: Eifler, Christine/Seifert, Ruth (Hg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster 1999, S. 44-70.

- Skocpol, Theda: *Protecting Soldiers and Mothers: The Political Origins of Social Policy in the United States*, Cambridge, MA 1992.
- Smith, Angela: *The Pankhursts and the War: Suffrage Magazines and First World War Propaganda*, in: *Women's History Review* 12 (2003), S. 103-118.
- Steinbach, Susie: *Women in England 1760-1914: A Social History*, London 2004.
- Storey, Neil R./Housego, Molly: *Women in the First World War*, Oxford 2010.
- Strachey, Ray: »The Cause«. *A Short History of the Women's Movement in Great Britain*, London 1928.
- : *Millicent Garrett Fawcett*, London 1931.
- Thébaud, Françoise: *Der Erste Weltkrieg: Triumph der Geschlechtertrennung*, in: Duby, Georges/Perrot, Michelle/Wunder, Heide (Hg.): *Geschichte der Frauen*, Frankfurt a.M. 2006, S. 33-91.
- Tickner, Lisa: *The Spectacle of Women: Imagery of the Suffrage Campaign 1907-14*, London 1987.
- Tilly, Charles: *War and State Power*, in: *Middle East Report* (1991), S. 38.
- : *War in history*, in: *Sociological Forum* 7 (1992), S. 187-195.
- Titmuss, Richard Morris: *Essays on »The welfare state«*, London 1976.
- Warburg, Jens: *Maschinen der Vernichtung*, in: Neckel, Sighard/Schwab-Trapp, Michael (Hg.): *Ordnungen der Gewalt: Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieses*, Opladen 1999, S. 97-117.
- Weidemann, Hedwig: *Propaganda und Suffragettes*, in: *Centralblatt* 12 (16.6.1910), S. 41f.
- Wingerden, Sophia A. van: *The Women's Suffrage Movement in Britain, 1866-1928*, Basingstoke 1999.
- Yuval-Davis: *Nira, Gender & Nation*, London 2006.
- Бочкарева, Мария Леонтьевна: *Яшка*, Москва 2001.

Zwischen-Räume(n)

Franquistische Krankenpflegerinnen an den Fronten des Spanischen Bürgerkriegs

Katharina Seibert

»Juli 1937. Die Internationalen Brigaden unter dem Befehl von Lister und ›El Campestino‹ setzen die Front in Brunete unter Druck. Die Verteidiger des Dorfes leisten tapfer Widerstand und im Feldkrankenhaus hinter der Feuerlinie halten zwei sehr junge Frauen die Stellung » (ABC, 4.7.1957).¹

In diesem Zeitungsbericht ging es um zwei Töchter der Familie Larios y Fernández aus Villavicencio, die Marquis von Marzales de Algeciras. Genauso wie ihre Schwester Irene so hatten auch die beiden Protagonistinnen dieses Artikels, María Luisa und María Isabel, während des spanischen Bürgerkriegs eine Karriere als Krankenpflegerinnen für die faschistische Frauenorganisation Sección Femenina de Falange gemacht. Sie hatten u.a. in einem Feldlazarett der franquistischen Truppen gearbeitet und waren nicht nur unter Beschuss, sondern auch in Gefangenschaft geraten – wie es weiter im obigen Text heißt. Dass tausende Frauen auf Seiten der aufständischen Generäle als Kriegskrankenpflegerinnen an den Bürgerkriegsfronten im Einsatz für den Sanitätsdienst der Armee waren, ist ein Thema, das bislang von der geschlechterhistorischen Forschung zum spanischen Bürgerkrieg weitgehend vernachlässigt wurde. Diese Kriegskrankenpflegerinnen, ihre Erfahrungen im sozialen und physischen Raum der Front und einige Konsequenzen, die ihre Anwesenheit im Frontalltag bewirkten, werden im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen stehen.

1 Alle Übersetzungen aus Quellen und Forschungsliteratur aus dem Spanischen ins Deutsche wurden von mir selbst nach bestem Wissen angefertigt.

Franquisten an die Front, Franquistinnen an den Herd?

Die frauengeschichtliche Forschung zum spanischen Bürgerkrieg (1936-1939)² hat sich lange vor allem auf das Engagement der Milizionärinnen konzentriert (Lines 2012; Mangini González 1995; Nash/Cifuentes 2006; Vega 2010). Sie waren zusammen mit ihren männlichen Kameraden v.a. zu Beginn des Konflikts angetreten, um den Aufstand der Militärjunta unter der Führung von Emilio Mola und dem späteren Diktator Francisco Franco gegen die Zweite Republik abzuwehren. Ihre »Gegnerinnen«, die Franquistinnen³, und deren Aktivitäten an der Heimatfront des Bürgerkriegs erfahren erst seit den letzten Jahren vermehrt Aufmerksamkeit in der historischen Forschung (Blasco Herranz 2013; Cenarro Lagunas 2006; Gahete Muñoz 2015; Moral Roncal 2018; Morant i Ariño 2012; Orduña Prada 2006). Diese Studien leisten einen entscheidenden Beitrag dazu, das Gesellschaftsprojekt des Franquismus in seiner Frühphase besser und differenzierter zu verstehen. Sie weisen dabei auf eine Diskrepanz zwischen den Aktivitäten dieser Frauenorganisationen an der sogenannten Heimatfront und den Diskursen über die Rolle der »Franquistin« im Krieg hin, die auch für die Kriegskrankenpflegerinnen galt. Die Kriegspropaganda des aufständischen Spaniens setzte auf eine Mobilisierung der Bevölkerung, die komplementäre Geschlechterverhältnisse auch im Krieg betonte. Frauen sollten an der sogenannten Heimatfront bleiben, Männer an die Front gehen. Wer Franquistin war, blieb im Heim und trug von dort zur Kriegswirtschaft bei. Zugleich war Aufgabe der Franquisten, ihre Frauen vor der Gewalt und Gefahr des Kriegs zu beschützen. Die Arbeit und das Wirken der Frauenorganisationen stand jedoch in einem deutlichen Gegensatz dazu (Cenarro Lagunas 2017; Morant i Ariño 2012). Als Akteurinnen in der humanitären Hilfe engagierten sie sich in der Versorgung der Zivilbevölkerung und der Armee. Im Tross der Nachhut der franquistischen Truppen kamen sie z.T. sehr nahe an das Kampfgeschehen heran.

-
- 2 Vom 17. bis 19. Juli 1936 putschte ein Teil der spanischen Armee unter der Führung von General Emilio Mola gegen die Regierung der Zweiten Republik. Der Putsch scheiterte, die Armee und das spanische Staatsgebiet zerfielen. Die Junta der Generäle wurde von einer breiten, politisch heterogenen Allianz konservativer, nationalistischer, faschistischer und (ultra-)katholischer Parteien und Vereinigungen unterstützt. Ihnen trat ein Bündnis sozialistischer, anarchistischer, anarchosyndikalistischer, kommunistischer und demokratischer Kräfte entgegen. Ausführlicher dazu u.a. Baumeister/Schüler-Springorum 2008; Graham 2002; Ledesma 2017; Matthews 2019.
 - 3 Unter dem Begriff »Franquistinnen« versammelte sich eine Gruppe Frauen, die in ihren politisch-ideologischen Überzeugungen heterogen war. Für den Sanitätsdienst waren insbesondere die Faschistinnen der Frauenorganisation Sección Femenina de Falange relevant sowie die ultrakatholischen Monarchistinnen der karlistischen Frauenorganisation Margaritas. Andere katholische Frauenorganisationen bleiben hier außen vor.

Anders jedoch die Kriegskrankenpflegerinnen der Militärsanität. Sie drangen noch weiter als die Frauen der humanitären Hilfsorganisationen in den »Arkanraum des Tötens« (Latzel/Maubach/Satjukow 2011, 17) vor und brachen dadurch noch stärker mit dem zeitgenössischen und propagandistisch hergestellten Stereotyp, dass die »Front« exklusiv Männern vorbehalten sei. Im Verlauf des Konflikts wurden über 15.000 diplomierte Krankenpflegerinnen, 6.100 Hilfspflegerinnen und ungezählte Hilfskräfte wie Köchinnen, Wäscherinnen, Näherinnen und Putzkräfte für die Arbeit in den franquistischen Frontkrankenhäuser rekrutiert (Coni 2007, 45). Damit wurden in Spanien erstmals massenhaft Frauen zum Sanitätsdienst in Frontnähe mobilisiert. Ihre bloße Anwesenheit stellte die diskursiv hergestellte Vermännlichung der Front in Frage. In den folgenden Ausführungen möchte ich aber über die propagandistische Konstruktion der Front hinausgehen und aus raumhistorischer Perspektive (Mejstrik 2006) danach fragen, wie der physische Raum der Front hergestellt, wie der Zutritt Krankenpflegerinnen geregelt wurde und welche Erfahrungen die Front für das Sanitätspersonal bereithielt. Ganz im Sinne der Raumsoziologie (Döring/Thielmann 2008; Günzel 2009; Löw 2001) wird der Frage nachgegangen: Wie wirkte die Front auf die Sanitätspflegerinnen und wie wirkten sie auf die Front zurück?

Historische Quellen aus der militärischen Raum- und Sanitätsplanung geben Einblicke darin, wie zuvor unbeschriebene Räume zu geographisch fassbaren militarisierten und zivilen Zonen gemacht und mit Bedeutung versehen wurden. Doch mit der Schaffung physisch fixierter Räume ist es aus raumsoziologischer Sicht nicht getan, denn erst durch das Handeln konkreter Akteur*innen werden diese aktualisiert. Oder in den Worten von Martin Fuller und Martina Löw: »There is no unspatialised reality« (Fuller/Löw 2017, 470). Sich dem Handeln des franquistischen Sanitätspersonals anzunähern, stellt mich als Historiker*in vor Herausforderungen, da ich – anders als meine Kolleg*innen aus der Ethnologie oder Soziologie – meine Protagonist*innen weder teilnehmend beobachten noch befragen kann. Dieser Mangel lässt sich in dem spanischen Fall durch anderes Quellenmaterial, wie die Handreichungen über die Koordination der Sanitätsarbeit und die Korrespondenzbestände von Sanitätsoffizieren sowie der Generalinspektuerin der weiblichen Dienste des franquistischen Sanitätsdienstes, teilweise kompensieren. Erstere legen offen, wie der geophysischen Raumplanung eine Arbeitsorganisation eingeschrieben wurde. In den Handreichungen wurden Handlungsräume definiert. Sie können als zu Papier geronnenes Zeugnis von Erfahrung und Praxis gedeutet werden. Zweitere erlauben einen Blick in die Konflikte und Themen des franquistischen Sanitätspersonals. Die Korrespondenzbestände ermöglichen daher, vergangenen Prozessen des regelkonformen oder widersinnigen Aneignens von festgeschriebenen Handlungsräume nachzuspüren.

Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Auswertung dieses Quellenkorpus. Dabei wird sich zeigen, dass die Nähe bzw. Distanz zur Feuerlinie und

die damit einhergehende Todesgefahr, die Intensität der Kampfhandlungen und die damit korrelierende Zahl von zu versorgenden Patienten den Alltag des Sanitätspersonals genauso prägten, wie Dienstpläne, Personalschlüssel, Befehlshierarchien und die jeweilige Gruppendynamik innerhalb der Belegschaften. Der Einsatzort »Front« war für das medizinische Personal beides: ein Handlungs- und ein Erfahrungsraum. Er bot den Sanitätspflegerinnen Gelegenheiten, die eigene Selbstwahrnehmung sowie die damit einhergehenden Ansprüche an ihre Leben zu verändern und den eigenen Handlungsraum auszudehnen. Ihre Raumerfahrungen und Raumpraxis wirkten als geschichtsmächtige bzw. transformative Elemente im sozialen Prozess des spanischen Bürgerkriegs (Ferhabd begović/Weiffen 2011). Das franquistische Gesellschaftsprojekt nahm hier seinen Anfang.

Jenseits von Diskursen: Front und Etappe als physisch fassbare Räume festlegen

Ähnlich wie während des Ersten Weltkrieges und später im Zweiten Weltkrieg war die Kriegsmobilisierung der spanischen Bevölkerung stark von den Raummetaphern »Front« und »Heimatfront« überformt (Hagemann 2020, 181-202). Diese räumlichen Bezüge sollten nicht nur die Männer mobilisieren, sich freiwillig zu melden, sie sollten auch Räume des Krieges und des Friedens diskursiv herstellen. Dass diese Trennung einer friedlichen und einer kriegesischen Sphäre angesichts der kriegstaktischen Führung in Spanien hinfällig war, zeigen Studien über die Qualität des spanischen Bürgerkriegs als einer der totalen Kriege des 20. Jahrhunderts (u.a. Baumeister/Schüler-Springorum 2008).

»Frente« und »vanguardia« (beides: Front) verwiesen allerdings auch auf den tatsächlichen, den konkreten Raum, wo der Krieg stattfinden sollte. Es waren Begriffe militärischer Raumplanung, die hinsichtlich der Organisation und legitimen Machtausübung über das spanische Staatsgebiet von essentieller Bedeutung waren. Unter »vanguardia« verstand man im militärstrategischen Sinn sowohl den Bereich der Feuerzone sowie die daran anschließende Versorgungszone. Um diesen Unterschied genauer zu bezeichnen, bediente man sich des Begriffspaars »frente« (Front) und »etapa« (Etappe). Das sind Konzepte, die schon während des Ersten Weltkriegs in der deutschen und französischen Raumplanung verwendet worden waren (Hirschfeld/Krumeich/Renz 2003, 465) und ihren Weg in die spanische Kriegsplanung gefunden hatten. Sobald eine Kriegserklärung erfolgt und damit der Übergang von der Friedens- zur Kriegsgesellschaft eingeleitet worden war, sollte diese Raumeinteilung wirksam werden, so der Sanitätsarzt Juan Martín

Rocha.⁴ Er hatte Anfang 1936 das einschlägige Handbuch zur Modernisierung des Sanitätsdienstes veröffentlicht. Darin betonte er, dass die Festlegung der Räume »Front« und der »Etappe« für die Planung der medizinischen Infrastruktur entscheidend waren. Von ihrer Beschaffenheit hing ab, wie die Infrastruktur der truppenversorgenden Dienste – zu denen u.a. der Sanitätsdienst gehörte – aufgebaut und eingesetzt werden musste. Die »moderne Kriegsführung« des Ersten Weltkriegs hatte, so Martín Rocha, die Voraussetzungen und Bedingungen von Krieg revolutioniert und würde alle künftigen Kriege kennzeichnen (Martín Rocha 1936, 5). Die verbesserte Kriegstechnik mit ihren größeren Reichweiten habe den Frontraum völlig verändert. Es wäre fortan nicht mehr möglich, Feldlazarette in unmittelbarer Nähe zu den Kampfhandlungen aufzubauen. Stattdessen sei mit einer notwendigen Distanz von 15 bis 20 Kilometern zu rechnen, da feindliches Feuer sonst in die eigene Zone hineinreichen würde (ebd., 17f.). Das hatte zur Folge, dass eine komplexere Infrastruktur aufgebaut werden musste, um versehrte Soldaten zu retten. Der Faktor Zeit bekam eine neue Brisanz, galt doch, dass die Heilungschancen direkt mit der Rettungsdauer korrelierten (ebd., 59-92). Das System, was Martín Rocha vorschlug, war eine Zusammenführung der Erfahrungen des Deutschen Heers, der französischen und der US-amerikanischen Armee im Ersten Weltkrieg. Es gliederte sich ausgehend von der Feuerlinie wie eine Kette bestehend aus verschiedenen Erste-Hilfe- und Triage-Posten sowie mobilen chirurgischen Einheiten. Die ersten Lazarette bzw. Lazarett-ähnliche Erstversorgungseinrichtungen sollten in einer Distanz von mindestens acht Kilometern zur Kampflinie aufgebaut werden (ebd., 69-76). Erst hinter dieser Zone, in der Etappe, sollten Feldkrankenhäuser aufgebaut werden, wo komplexere oder weiterführende Behandlungen durchgeführt werden konnten.

Martín Rocha entwarf auf dem Reißbrett somit eine Blaupause für die optimale Raumplanung des Sanitätsdienstes, die sich bewähren sollte. Sein System der »Rettungskette« wurde im Verlauf der drei Bürgerkriegsjahre kaum modifiziert. Es bildete einen Teil des Grundrisses für den sozialen Raum der militärischen Krankenfürsorge. Den zweiten Teil machten die jeweiligen Versorgungseinrichtungen aus, die in der Art ihrer physischen Räumlichkeit stark von ihrer Position innerhalb dieser Rettungskette abhingen. Je näher diese an der Front lagen, desto improvi-

4 Juan Martín Rocha war Arzt im Sanitätsdienst der spanischen Armee. Er unterstützte die Erhebung der Generäle und wurde 1937 von Franco zum Oberstleutnant befördert. Vor dem Bürgerkrieg publizierte er bereits einschlägig zur Sanitätsplanung. Das von ihm verfasste Handbuch über den Aufbau und Einsatz des Sanitätsdienstes in einem modernen Krieg setzte 1936 einen neuen Standard. Beide kriegführenden Parteien organisierten im Bürgerkrieg ihren Sanitätsdienst nach seinen Vorgaben. Bis heute wird auf sein Werk in militärmedizin-historischen Arbeiten rekurriert.

sierter waren sie. Häufig funktionierte man öffentliche Gebäude in Dörfern in der unmittelbaren Nähe zur Front um (AGMAV, C. 42067, 2).

Aus raumhistorischer Perspektive zeigt sich, dass es für die Herstellung der Kriegsräume einzig einer Kriegserklärung bedurfte – oder, wie im Fall dieses Bürgerkriegs: eines Putsches. Letzteren hatte Martín Rocha jedoch in seinen Überlegungen nicht berücksichtigt. Er hatte nicht einkalkuliert, dass das Militär den alleinigen Herrschaftsanspruch stellen, dass die Armee zerfallen und sowohl Soldaten als auch Personal für die Versorgung der Truppen knapp werden würde (Cardona 2006; Matthews 2019). Um solche Lücken zu schließen, hatte er keine Maßnahmen vorgesehen. Frauen als zusätzliche Arbeitskräfte, um Soldaten für die Front frei zu machen – wie es später im Zweiten Weltkrieg hieß (Maubach 2009) – tauchten in seinen Ausführungen kaum auf. Lediglich als Faktor in seiner Personalbedarfsrechnung für die spezialisierten Militärkrankenhäuser jenseits von Front und Etappe fanden Frauen in seinen Ausführungen Berücksichtigung. Dass Kriegskrankenschwestern auch in den Lazaretten innerhalb der acht Kilometer-Distanz eingesetzt werden sollten, war zum Erscheinen des Handbuchs nicht denkbar. Diesen Teil der Erfahrungen des Ersten Weltkriegs rezipierte er bei der Modernisierung der spanischen Militärsanität nicht.

Arbeitsteilung im Sanitätsdienst verändern, Platz für die Kriegskrankenschwester schaffen

Ein funktionstüchtiger Sanitätsdienst sollte nach Martín Rocha nicht nur den Zweck erfüllen, versehrte Soldaten soweit als möglich zu heilen, sondern als Versprechen auch die Kampfmoral der Truppen positiv beeinflussen (Martín Rocha 1936, 37–39). Dafür war es essentiell, über kompetentes Personal zu verfügen. Die franquistische Armee begann bereits nach dem Scheitern des Putsches, ab Mitte Juli 1936, bei der Rekrutierung des Personals für den Sanitätsdienst die Bedeutung der Kategorie Geschlecht dem medizinischen Können der Bewerber*innen nachzuordnen. Denn die Opferzahlen stiegen ab den ersten Kriegswochen so rasant, dass die Gesundheitsinfrastruktur in beiden Bürgerkriegszonen und die verfügbaren Sanitätseinheiten rasch an ihre Grenzen kamen. Es fehlte an allem: Krankenhäusern und Einrichtungen für die Versorgung der Verwundeten, Material, Medikamenten, Lebensmitteln und insbesondere an fähigem Personal. Besonders zu Beginn des Konflikts waren die Streitkräfte kaum imstande, die Vorgaben Martín Rochas umzusetzen. Stattdessen wurde überall dort, wo sich Frontlinien verfestigten, *ad hoc* improvisierte Feldkrankenhäuser und Lazarette von lokalen Initiativen aufgebaut (Larraz Andía 2012; López Vallecillo 2016a). Die franquistischen Truppen waren dabei – v.a. im ersten Kriegsjahr – sehr auf die

Unterstützung der lokalen Bevölkerung angewiesen, wenn es um die Beschaffung von Betten, Matratzen, Decken, Laken und anderes Inventar für Lazarette ging.

Um den Bedarf an qualifiziertem medizinischem Personal zu decken, wurden als erstes zivile Mediziner*innen und Angehörige katholischer Pflegeorden mobilisiert. Zusätzlich wurde die Bevölkerung aufgefordert, sich neben dem Kriegs- auch für den Sanitätsdienst freiwillig zu melden. Diesem Aufruf kamen tausende Frauen nach. Auf diese Menge an zusätzlichem, z.T. schlecht oder gar nicht ausgebildetem Personal waren weder der Sanitätsdienst noch das spanische Gesundheitswesen vorbereitet (López Vallecillo 2016b, 421). Es mangelte an Ausbildungsmöglichkeiten. Lediglich in den größeren Städten gab es Komitees des Roten Kreuzes und Pflegeschulen, die ihre Ausbildungskapazitäten auch kurzfristig erhöhen konnten. Somit tat sich ein Ungleichgewicht auf: Während für den Einsatz von Männern im Sanitätsdienst erprobte Rekrutierungsmechanismen und Regeln für den Einsatz zur Verfügung standen, war die Anwerbung und Beschäftigung von weiblichem medizinischem Personal unbekanntes Terrain für die Sanitätsverantwortlichen. Dadurch eröffnete sich vor allem in den ersten Wochen und Monaten des Bürgerkriegs für eine Vielzahl von Institutionen die Gelegenheit, in diesem Feld tätig zu werden. Neben Provinz- und Stadtverwaltungen sowie Wehersatzbehörden wurden v.a. Frauenorganisationen in diesem Bereich aktiv. Die bekanntesten waren die 1932 gegründete Frauenorganisation der ultra-katholisch-monarchistischen Karlist*innen namens Margaritas (Moral Roncal 2018) und Sección Femenina, die Frauengruppe der faschistischen Falange, die sich 1933 formiert hatte (Richmond 2003).⁵ Beide unterstützten bereits vor dem Putsch die Aktionen ihrer jeweiligen Männerorganisationen (Karlisten/Requetés und Falange), indem sie Spenden, Lebensmittel und Kleider für Inhaftierte und deren Familien sammelten oder Gefängnisbesuche organisierten (Cenarro Lagunas 2017; Moral Roncal 2018; Morant i Ariño 2012). Als die Erhebung begann, feierten sie diese als »nationale Befreiung« und intensivierten ihre Aktivitäten, um die aufständischen Generäle und ihre Truppen zu unterstützen. Der Putsch und die chaotischen ersten Wochen des Bürgerkriegs eröffnete den Frauen dieser Organisationen Handlungsräume, um ihren Wirkungsbereich auszudehnen. Für Margaritas und Sección Femenina bedeutete dies, ihr Spektrum an Projekten um den Bereich der humanitären Hilfe zu erweitern und

5 Das Rote Kreuz hatte eine ambivalente Rolle. Aus den Schreiben vom Generalinspekteur des Sanitätsdienstes geht hervor, dass das Rote Kreuz eine neutrale Position im Konflikt bewahren und daher ausschließlich humanitäre Arbeit leisten wollte und somit nicht für den Sanitätsdienst der Armee zur Verfügung stand (AGMAV, C. 2802, L666). Die Korrespondenzbestände Milás wiederum zeigen, dass das Einhalten dieser Trennung der Sphären mitunter schwierig war (AGMAV, C. 42068, 2; AGMAV C. 42069, 6). Da es in diesem Aufsatz um den Fronteinsatz von Franquistinnen geht, liegt der Fokus nicht auf dieser Institution.

ihre Vormachtstellung innerhalb der Frauenorganisationen in den jeweiligen Regionen, Städten oder Dörfern zu festigen. Besonders Sección Femenina gelang es, ihren Einfluss auf die Spanierinnen sukzessive über das gesamte franquistische Gebiet und darüber hinaus auszudehnen und sich als wichtigste Frauenorganisation im »neuen Spanien« zu etablieren (Morant i Ariño 2015). Die Bemühungen von Sección Femenina und Margaritas in der Kriegskrankenpflege Fuß zu fassen, bekräftigt den Befund von u.a. Cenarro Lagunas oder Morant i Ariños, die in ihren Studien auf die Kluft zwischen Diskurs und Praxis bei den franquistischen Frauenorganisationen hinweisen. Die Franquistinnen propagierten zwar alle unabhängig ihrer politischen und ideologischen Grundüberzeugungen komplementäre Geschlechterrollen, die das Heim und die Familie als zentralen Wirkungsbereich der spanischen Frau und die Öffentlichkeit als männliche Sphäre definierten. Gleichzeitig eröffnete ihnen die humanitäre Arbeit die Möglichkeit, die Heimatfront zu verlassen und in die Kriegsräume hinein zu drängen. Ihr Bemühen, Kriegskrankenschwägerinnen auszubilden, muss auch vor diesem Hintergrund verstanden werden.

Ein Ergebnis dieser Initiativen war jedoch, dass ein unübersichtliches Feld an Organisationen und ein heterogenes Angebot an Erste-Hilfe-Schnellkursen entstand (López Vallecillo 2016a). Dadurch wurde zwar rasch Personal ausgebildet und rekrutierbar, doch fehlte diesen Absolventinnen in den meisten Fällen die Erfahrung. Im Einsatz führte dies häufig zu Konflikten innerhalb der Sanitätsbelegschaften, wie folgendes Zitat aus einem Schreiben veranschaulicht, das der Oberst Generalinspekteur des Sanitätsdienstes im Dezember 1936 an den Generalstab schickte:

»Das Personal, das im Allgemeinen als Krankenschwägerin bezeichnet wird, setzt sich aus Volksgesundheitspflegerinnen, Rot-Kreuz-Damen, diplomierten Krankenschwägerinnen [...] und anderen zusammen, die keinen Abschluss vorweisen können, aber im Angesicht der aktuellen Situation ihren guten Willen und Altruismus in den Dienst der Verletzten stellen möchten. [...] Es gibt Krankenhäuser, wo viel ungelerntes Personal arbeitet und [...] toleriert [...] wird, aber es gibt auch Krankenhäuser, wo kaum ungelerntes Personal arbeitet, weil dort Ärzte arbeiten, die ihnen feindlich gesonnen sind [...]; ähnlich verhält es sich mit den Nonnen, die oft den ungelernten Kräften mit wenig Sympathie begegnen, ihre Arbeit kritisieren und abwerten. [...] Diese Erfahrungen zeigen, dass es notwendig ist, dass Regelungen für den Einsatz von Krankenschwägerinnen [...] erlassen werden« (AGMAV, C. 2802, L. 666, Cp. 5/3).

Drei Monate nach diesem Schreiben, am 24. März 1937, wurde Mercedes Milá Nolla zur Generalinspekteurin der »Weiblichen Dienste«⁶ ernannt und mit der Organisation des weiblichen Personals beauftragt (BOE, Nr. 157, 26.03.1937). Die 1895 geborene Milá, Tochter eines Marineoffiziers aus Barcelona, hatte als eine der ersten weltlichen spanischen Krankenpfleger*innen ihre Ausbildung bereits Anfang der 1920er Jahre⁷ beim Roten Kreuz absolviert und eine erfolgreiche Karriere angeschlossen. Sie erhielt in ihrer Laufbahn mehrere Stipendien, die es ihr ermöglichten, internationale Weiterbildungen zu absolvieren (Coni 2007, 30f.) und sie gehörte zu den wenigen Pflegerinnen, die Kriegserfahrung in Marokko gesammelt hatten. 1934 wurde Milá von der republikanischen Regierung damit beauftragt, die erste Schule für Krankenpflegerinnen für Hygiene und öffentliche Gesundheit in Spanien aufzubauen. Den Beginn des Bürgerkriegs erlebte sie in Madrid. Über ihre eigenen politischen Überzeugungen ist wenig bekannt, außer, dass sie als Angehörige der konservativen Elite die Hauptstadt und die Bürgerkriegszone verließ (Conde Mora, o.J.). Dass Franco sie mit der Organisation der weiblichen Dienste beauftragte, lässt dennoch Schlüsse über Milá persönliches Netzwerk zu und über ihre Nähe zu den konservativen und nationalistischen Parteigänger*innen des Landes. Francos Wahl fiel somit auf eine der erfahrensten spanischen Krankenpfleger*innen der Zeit, auf eine Frau, die nicht so sehr durch ihr politisches, sondern durch ihr professionelles Engagement aufgefallen war, eine Technokratin. Zunächst wurde sie befristet für die Dauer des Bürgerkriegs angestellt und auch das Pflegesystem, was sie aufbaute, sollte nur für die Zeit des Krieges existieren. Und tatsächlich war das Personal der »Weiblichen Dienste« das erste, das demobilisiert wurde, als ein Kriegsende absehbar war (López Vallecillo 2016a, 398). Ihre Arbeit wurde damit sowohl zeitlich als auch räumlich in ein »Dazwischen« eingeordnet. So wie die Front als Kriegsraum nur zeitlich begrenzt existieren sollte, so war auch der Einsatz von Kriegskrankenpflegerinnen im Sanitätsdienst nur für die Dauer des Krieges vorgesehen.

Zugleich hatte aber Milás Ernennung zur Generalinspekteurin zur Folge, dass eine formale Grenze zwischen militärischem Sanitätsdienst und ziviler medizinischer Versorgung sowie humanitärer Hilfe gezogen wurde. Das Engagement von

-
- 6 Der Generalinspekteur stand in der militärischen Hierarchie an der Spitze des Sanitätsdienstes. Ihm unterstanden alle Sanitätschefs (Jefes de Sanidad) der einzelnen Heere. Mit der Ernennung Mercedes Milás zur Generalinspekteurin der »Weiblichen Dienste« wurde diese Struktur quasi gespiegelt. Allerdings waren ihre Aufgabenbereiche und ihre Weisungsbefugnisse deutlich beschränkter als die ihres männlichen Gegenparts, der z.B. nicht nur für die Koordination von Militärärzten, sondern auch für andere Aufgaben verantwortlich war, wie die Bergung und Bestattung von Gefallenen, die Beschaffung von Medikamenten uvm.
 - 7 Die Öffnung der Krankenpflege für weltliches Personal wurde in Spanien, im Gegensatz zu vielen der europäischen Nachbarn sehr spät erst 1916 per königlichem Dekret ermöglicht (López Vallecillo 2016a).

Sección Femenina und Margaritas sollte so *de jure* ausgehebelt und das Feld der medizinischen Kriegsfürsorge sortiert werden. Ein Blick in Milás Nachlass zeigt, dass diese Grenzziehung zu vielen Konflikten zwischen den Anführerinnen der humanitären Projekte der Frauenorganisationen führte.⁸ Welche Frauen in die Militärkrankenhäuser und Lazarette und somit an die Front bzw. in die Etappe vorgelassen wurden, bestimmte fortan Milá, eine Person, deren Loyalität Franco und keiner politischen Partei galt.

In ihrem Pflegedienstsystem waren die Handlungsräume der Pflegekräfte sehr eindeutig festgelegt. Im Arbeitsalltag waren sie in ein Schichtsystem eingeteilt und hierarchisch organisiert. An der Spitze der Arbeitshierarchie standen in aller Regel Männer – Ärzte, Feldscherer und Verwalter. Darüber hinaus war diese Hierarchie von moralischen Verhaltensregeln überformt, die von zeitgenössischen Vorstellungen⁹ weiblicher Fürsorge geprägt waren und bereits in den Ausbildungsformaten des Spanischen Roten Kreuzes ab 1917 galten: Pflegekräfte sollten sich durch »Selbstaufgabe, Hingabe, Aufopferung und Mildtätigkeit« (López Vallecillo 2016a, 63) hervortun. Weiter sollten sie gehorsam, geduldig, sanftmütig und liebevoll ihre Arbeit tun und sich stets »fröhlich und hochgemut zeigen« (López Vallecillo 2016a, 63). Obschon ein liebevoller Umgang mit den Patienten erwünscht war, waren Liebesbeziehungen mit Ärzten* oder Patienten* strengstens verboten und führten in den meisten Fällen zu einem vorzeitigen Ende der Karriere der Pflegerinnen im Sanitätsdienst. Sie sollten als Mütter oder Schwestern auftreten, nicht als potenziell begehrten Frauen. Auch war es untersagt, sich den Anweisungen ihrer Vorgesetzten zu widersetzen bzw. ohne Anweisung zu handeln. Es galt außerdem als unangemessen, mit den Patienten* über Politik oder die Front zu sprechen. Anders als im Sanitätsdienst der republikanischen Truppen legte man in den Einrichtungen des franquistischen Sanitätsdienstes viel Wert darauf, keine politische Bildung oder Agitation zu betreiben (CDMH, PS Gijón J, C. 36). Die Feld- und Militärkrankenhäuser sollten apolitische Zonen der Heilung sein (AGMAV, C. 42068, 1). Diese Festlegung, welches Verhalten am Arbeitsplatz erwünscht bzw. nicht erwünscht war, markierte demnach die formalen Grenzen des Handlungsraums der Sanitätspflegerinnen. Über die Einhaltung dieses Verhaltenskodex wachten wiederum Frauen. Ein System aus Provinzdelegierten sollte pro Frontabschnitt, militärische Zone und Armee(sub)einheit den Arbeitseinsatz der Kriegskrankenpflegerinnen kontrollieren. Sie fungierten als Ansprechpartnerinnen für die Sanitätschefs und Ärzte, besaßen jedoch keine Entscheidungsbefugnis, sondern mussten

8 Für Sección Femenina, Auxilio Social und teilweise auch für Margaritas und Frentes y Hospitales wurden diese Konflikte schon bearbeitet (Cenarro Lagunas 2017; Richmond 2003; Alfonso Sánchez/Sánchez Blanco 2009).

9 Diese Konzeption der Rolle der Kriegskrankenpflegerin unterschied sich wenig vom europäischen Zeitgeist, vgl. u.a. Zettelbauer 2017.

in allem Rücksprache mit Milá halten (AGMAV, C. 42067, 2). Das System, das so entstand, enthielt eine doppelte Hierarchie, die die patriarchale Grundstruktur der propagierten, komplementären Geschlechterrollen des Franquismus unangetastet ließ. Darüber hinaus war sie zweifach raumbunden: Die Position der medizinischen *Einrichtung im System der Rettungskette* determinierte die Arbeitsabläufe und internen Weisungshierarchien. Gleichzeitig waren diese verschränkt mit der übergeordneten *Raumlogik der Verwaltung der Armee*, an die Milá ihr System anlehnte.

Mobilisierte Pfleger*innen erhielten einen Ausweis, der sie als Angehörige des Militärsanitätsdienstes auswies, ihre Uniformen waren mit entsprechenden Abzeichen und Emblemen versehen, sie erhielten Mobilisierungsbescheide, die Marschbefehlen glichen, und sie bekamen Passierscheine, die ihren Mobilitätsradius definierten. Diese äußerlichen Zeichen und Papiere trugen dazu bei, dass die Pflegerinnen des Sanitätskorps quasi militarisiert wurden. Sie dokumentierten ihre Zugehörigkeit zur Armee und erlaubten ihnen, sich anders in der Kriegsgesellschaft zu bewegen und zu verhalten als die zivile Bevölkerung und Pflegekräfte der humanitären Organisationen (AGMAV, C. 42068, 2, 13/70). Diese Symbole machten sie innerhalb der Kriegsgesellschaft sichtbar und beeinflussten so die Erwartungen, die Aspirant*innen an eine Aufnahme in den Sanitätsdienst stellten. Zugleich sicherten diese Mittel Milás Machtposition, da alle Frauen vom Sanitätsdienst ausgeschlossen werden konnten, die nicht von ihr selbst ernannt worden waren (AGMAV, C. 42068, 2, 70). Trotzdem gewährte man ihnen keine militärischen Dienstgrade, unterstellte sie nicht dem militärischen Recht usw. – bei aller Ähnlichkeit in der Praxis und Symbolik blieb Milás System Mimikry.

Mit dem Beginn von Milás Karriere im Sanitätsdienst und in der franquistischen Armee endete eine Phase der Öffnung, in der viele unterschiedliche Organisationen Einfluss auf die weiblichen Arbeitskräfte im Sanitätsdienst nehmen konnten. Gleichzeitig eröffnete die Institutionalisierung der Kriegskrankenpflegerinnen als Teil der Militärsanität neue Karrieremöglichkeiten für Frauen, die im Kielwasser Milás fuhren und ihr fortan als Provinzdelegierte, Verwaltungsgehilfinnen oder Kriegskrankenpflegerinnen zuarbeiteten.

Ähnlich wie Martín Rochas Handbuch des Sanitätsdienstes war Milás Pflegesystem zunächst eine Blaupause. Aus raumhistorischer Perspektive sind die zu Regeln und Abläufen verdichteten Normen relevant, weil sie das Handeln der Akteur*innen in den konkreten Lazaretten, Krankenhäusern und chirurgischen Einheiten beeinflussten (Mejstrik 2006). Sie steckten das Feld normenkonformen Handelns ab, wirkten auf Erwartungen und trugen zu einer Selektion derjenigen bei, die die Krankensäle, Ambulanzen und OP-Säle überhaupt physisch betreten durften.

Im Sanitätsdienst arbeiten, die Front erleben

Grundsätzlich wurden die Kriegskrankenpflegerinnen auf fast allen möglichen Positionen innerhalb der Rettungskette eingesetzt. Als OP-Assistentinnen begleiteten sie mobile Chirurgie-Einheiten in der Zone des feindlichen Feuers und unterstützten Chirurgen bei Notoperationen. Quantitativ betrachtet, war jedoch die Mehrheit in Feldkrankenhäusern in der Etappe und in Militärkrankenhäusern in den zivilen Zonen eingesetzt. Vor allem während ihres Einsatzes in Front und Etappe teilten die Kriegskrankenpflegerinnen mit den Soldaten die Erfahrungen von Zerstörung und Gewalt, die den »Arkanraum des Tötens« ausmachten. In der Forschung zum Frontalltag spielt dieser Aspekt eine wichtige Rolle, beeinflusst er doch die Prozesse der Vergemeinschaftung und Subjektwerdung der Soldaten innerhalb ihrer Truppen (Kühne 2006). Gerade aus geschlechterhistorischer Perspektive ist die Idee der geteilten Erfahrung der Todesgefahr hilfreich, um besser verstehen zu können, was an den Fronten mit den konkreten Akteur*innen passiert. Latzel/Maubach/Satjukow (2011, 25) sprechen hierbei von »Soldat-Werdung«:

»Man muss sich [...] vor Augen halten, dass die unmittelbare Teilnahme am blutigen Kampfgeschehen im engeren Sinne zwar die einschneidendsten Erlebnisse bereithält, dass derartige Erlebnisse für die überwiegende Zahl von Soldaten jedoch vergleichsweise selten sind. Löst man sich jedoch von dieser funktionalen Betrachtung und fragt die Soldaten selbst, so ist die Antwort eindeutig: Für diese gibt es eine klare Hierarchie der Anerkennung soldatischen Einsatzes, und das entscheidende Kriterium dafür ist die (gemeinsam geteilte) Nähe zur Gefahr. In der Gefahr bewähren sich in diesem Verständnis die soldatischen Tugenden des Mutes, der Kameradschaft, der Selbstüberwindung, des Durchhaltewillens, der Opferbereitschaft«.

Insbesondere die Arbeit in den mobilen Chirurgie-Teams, in den Lazaretten und Feldkrankenhäusern hielt diese Erfahrung auch für ihre Belegschaften bereit und beeinflusste die Frontgesellschaft. Nachdem Regelungen, Abläufe und Routinen etabliert waren, wurde die Anwesenheit der Kriegskrankenpflegerinnen zunehmend in weiten Teilen des Sanitätskorps wertgeschätzt. Dass Vergemeinschaftungsprozesse stattfanden, wird an vielen Beispielen wie dem Folgenden in der Korrespondenz Milás ersichtlich:

Am 9. Dezember 1938 wandte sich der Sanitätschef der 22. Division, Juan Llamas, schriftlich an Mercedes Milá mit der Bitte, ihn dabei zu unterstützen, Verdienstorden für die Krankenpflegerinnen des Militärkrankenhauses des im nördlich von Córdoba gelegenen Peñarroya zu beantragen. Da ihre Kolleginnen aus Córdoba einen Orden dafür bekommen hatten, dass sie feindliche Bombardierung am Arbeitsplatz ausgehalten hatten, forderte nun die Belegschaft aus Peñarroya Gleichbehandlung (AGMAV, C. 42068, 2, 125f.). Peñarroya war während der Offen-

sive des General Queipo de Llano gegen die republikanischen Truppen während der »Schlacht von Pozoblanco« vom 6. März bis 1. Mai 1937 Truppenstützpunkt und geriet mehrfach unter Beschuss, als die XIII. Internationale Brigade versuchte, es einzukesseln (Puell de la Villa/Huerta Barajas 2000, 108-110). Diese Pflegerinnen hatten in einem Feldkrankenhaus gearbeitet, das zu Beginn dieser Kämpfe noch in der Etappe war und schließlich Teil der Front wurde, bis sich beide Armeen geschlagen gaben und einen Waffenstillstand vereinbarten (Puell de la Villa/Huerta Barajas 2000, 111). Llamas unterstützte die Pflegerinnen in ihrer Bitte und betonte nachdrücklich, dass sie trotz der erlittenen Todesgefahr niemals ihren Arbeitsplatz verlassen hätten. Die Gewährung eines Verdienstordens sei ein »Imperativ der Gerechtigkeit«, so der Sanitätschef. Mit diesem Schreiben setze er die Arbeit seines Vorgängers fort, der sich bereits erfolglos um diese Ordensvergabe bemüht hatte (AGMAV, C. 42068, 2, 125f.). In diesem Einsatz der beiden Sanitätschefs für ihre Krankenpflegerinnen wird die Wertschätzung für ihre Arbeit deutlich. Damit erkannten sie nicht nur deren Leistungen an, sondern legitimierten ihre Anwesenheit an der Front und schlossen sie dadurch in die Frontgemeinschaft ein.

Andere Beispiele dafür finden sich in vergleichbaren Schreiben, die Mercedes Milá ab dem letzten Jahresdrittel 1938 vermehrt erreichten, als absehbar wurde, dass der Krieg zu Ende gehen würde. Pflegerinnen oder ihre männlichen Vorgesetzten baten sie um Verbesserungen ihres Status und die Anerkennung ihrer Arbeit. Dabei ging es zum Teil um symbolische Anerkennungen wie im Fall der Belegschaft von Peñarroya, aber auch um ganz konkrete Forderungen nach bestimmten Privilegien, die den Veteranen der franquistischen Armee gewährt wurden, wie das Beispiel von Consuelo Brun, Victoria Rodríguez Solís und María del Carmen Gómez y Serrano zeigt. Sie forderten, zulassungsfrei zum Studium zugelassen zu werden, wie man es den Veteranen der franquistischen Armee gewährte (B. O. E. Nr. 162, 6.6.1939). In Alejandro Rodríguez Solís¹⁰, dem Direktor des Militärkrankenhauses von Cádiz, fanden die Frauen einen engagierten Fürsprecher:

»[E]ntweder öffnet man diesen Mädchen die Tore der Universität genauso wie den Männern, die ihren Dienst in der Armee geleistet haben, oder man versperrt ihnen die Möglichkeit zu studieren und morgen eine Karriere zu haben. [...] Es geht hierbei um die Zukunft der Jugend, die sich selbstlos eingesetzt hat und jetzt, da die Stunde gekommen ist, ihnen dafür zu danken, schlägt man ihnen die Tür vor der Nase zu und schließt sie aus. Sie haben nie darum gebeten, aber per Gesetz steht ihnen dieses Privileg zu« (AGMAV, C. 42068, 2, 79).

Die Front als physischer und sozialer Raum hielt somit für alle darin Beteiligten nicht nur die Erfahrung der geteilten Todesgefahr bereit, sondern auch die

10 Es konnte nicht abschließend geklärt werden, ob Alejandro Rodríguez Victorias Vater war, in seiner Personalakte tauchen keine Einträge über Kinder auf (AGMS, C. G. R-150, Exp. 6).

der geschlechterübergreifenden, erfolgreichen Zusammenarbeit. Der Vergemeinschaftungsprozess im Sanitätsdienst förderte die Akzeptanz weiblicher Präsenz in der Armee.

Er veränderte aber auch die Selbstwahrnehmung der Akteurinnen selbst: »Ich habe meinen Abschluss 1936 gemacht. Während der drei Kriegsjahre habe ich als freiwillige Kriegskrankenpflegerin in den Militärkrankenhäusern an der Front gearbeitet. Daher erfülle ich meines Erachtens alle Kriterien des Ex-Kombattanten« (AGMAV, C. 42068, 2, 72). So begründete María del Carmen Gómez y Serrano ihren Anspruch auf den geforderten Studienplatz. Die Pflegerinnen aus Peñarroya zählten stattdessen alle Artilleriefeuer und Luftbombardierungen auf, die sie am Arbeitsplatz ausgehalten hatten. Die Botschaft ist die gleiche. Sie alle setzten damit ihren Mut, ihre Opferbereitschaft, ihren Durchhaltewillen und ihren Kameradschaftsgeist mit dem ihrer männlichen Kameraden gleich. In beiden Fällen ordneten sie ihre Kriegsleistungen nach denselben Parametern des Soldat-Seins ein. Durch das Arbeiten in den Frontkrankenhäusern hatten sie sich somit soldatische Werte angeeignet. Das erleichterte ihnen, die eigenen Leistungen vor einem militärischen Wertehorizont als relevant einzuordnen und daraus das Selbstbewusstsein abzuleiten, Forderungen nach der gleichen Kompensation zu stellen, die ihren männlichen Kameraden gewährt wurden. Beide Initiativen waren erfolgreich. Man gewährte allen Pflegerinnen, die in der »vanguardia« – an der Front bzw. in der Etappe – eingesetzt waren, den zulassungsfreien Zugang zu den spanischen Hochschulen (AGMAV, C. 46761, 2) und die Belegschaft von Peñarroya erhielt ihre Orden. Allerdings konnten ab Frühjahr 1939 alle Frauen, die im Sanitätsdienst tätig gewesen waren, einen Antrag auf diese Auszeichnung stellen (AGMAV, C. 42067, 2). Der Heldinnenstatus der Pflegerinnen der Südfront wurde dadurch innerhalb der gesamten Gruppe der Sanitätspflegerinnen zwar relativiert, aber gegenüber allen medizinischen Pflegekräften der humanitären Organisationen erhöht. Für die Binnenstrukturierung der Nachkriegsmedizin sollte es schließlich eine Rolle spielen, für welche Institution man während des Krieges gepflegt hatte.

Dass Frauen an den franquistischen Fronten zum Einsatz gekommen waren, war nicht nur der Anfang von Karrieren wie derjenigen von María del Carmen Gómez y Serrano und Consuelo Brun. Das Arbeiten an der Front und Etappe hielt für die Kriegskrankenpflegerinnen nicht nur positive Erfahrungen bereit. Während die einen Stolz und Ermächtigung daraus zogen, erlebten andere den Alltag in den Frontkrankenhäusern als frustrierend und traumatisch.

»Alle jungen Männer waren bereits im Krieg. Dann brachten sie uns die ersten Toten. [...] Einmal kam ein Kerl aus dem Dorf von der Front. Er begleitete die Leiche von El Andaluz. Er war sehr sympathisch, hübsch, sehr dunkel aber an dem Tag sahen wir ihn mit einem fürchterlichen Bart, müde und dreckig. Es hat mich tief bewegt, ihn so zu sehen. Zwei Wochen später brachten sie seine Leiche, was mich

wahnsinnig traurig gemacht hat. »Das ist fürchterlich, bald haben wir gar keine Jugend mehr« sagten wir Mädchen einander« (Larraz Andía/Sierra-Sesúmagu 2010, 762).

So beschrieb Teresa Vidaurre Dioz ihre Erfahrungen im Militärkrankenhaus in Olite an der Front Navarras im Sommer 1936. Mit den Leichen der ihr gleichaltrigen Männer sah sie ihre eigene Jugend und Hoffnungen auf eine Zukunft schwinden. Eine andere Kriegskrankenpflegerin im gleichen Frontabschnitt, Pilar Díaz Iribarren, erinnerte sich, »alles gegeben zu haben«, ihre eigene »kaputte Jugend, zerstörte Hoffnungen und Liebschaften« (Larraz Andía/Sierra-Sesúmagu 2010, 604). Beide arbeiteten in Feldkrankenhäusern südlich von Pamplona, von wo aus General Emilio Mola im Juli 1936 einen Teil seiner Truppen aussandte, um seinen Machtanspruch auch in der Provinz zu sichern. Ein Merkmal der sogenannten Nordfront war, dass das Terrain teilweise sehr bergig war, was sowohl die Taktik als auch die Versorgung der Truppen nachhaltig beeinflusste. Die Evakuierungswege waren teilweise so unwegsam, dass die Rettung versehrter Soldaten mitunter einen ganzen Tag dauerte. Die Sterberate war im Sommer 1936 dort daher sehr hoch. Die Gewalt der Front erlebte das medizinische Personal demnach nicht nur unmittelbar dadurch, dass sie in den physischen Räumen des Kriegs anwesend waren, sondern auch vermittelt durch die versehrten Körper der Soldaten, die sie versorgten und deren Sterben sie oft hilflos gegenüberstanden.

Ob sich diese Erfahrungen zum Trauma verdichteten, hing nicht nur mit der individuellen Fähigkeit zur Resilienz zusammen, sondern auch mit der Zugehörigkeit zu politischen Gruppen: Teresa Vidaurre Dioz und Pilar Díaz Iribarren waren beide Margaritas. Sie gehörten damit zu den ultra-katholischen Karlist*innen, die für die Rückkehr der Monarchie unter ihrem favorisierten Thronprätendenten kämpften, Jaime von Bourbon. Als der Bürgerkrieg offiziell endete und Franco sich dagegen entschied, die Monarchie zu restaurieren, sahen sie sich nicht nur damit konfrontiert, dass sie ihre Jugend gegeben hatten, um den jungen Männern – ihren potenziellen Ehemännern, ihren Brüdern, Vätern – beim Sterben zuzuschauen, sondern auch, dass sie umsonst gekämpft hatten. Ihre Vorstellungen davon, wie die spanische Gesellschaft nach dem Krieg verfasst hätte sein sollen, hatten unter Franco erst einmal keine Chance auf Verwirklichung (Caspistegui 1997; Larraz Andía und Sierra-Sesúmagu 2010; Moral Roncal 2018).

Die Front war also auch ein Raum des Stillstandes. So wie das Geschlecht zugunsten medizinisch-praktischen Wissens an Bedeutung verlor, wurden politische und ideologische Überzeugungen für die Dauer des Ausnahmezustandes hintenangestellt. In dem Moment, da der physische Raum der Front aus der Kriegsgesellschaft verschwand, verlor die Allianz der konservativen, faschistischen, katholischen und nationalistischen Kräfte, die Franco unterstützt hatte, an Bindekraft

und machte der Frustration innerhalb seiner Anhängerschaft Platz, für die es bedeutete, das eigene, erhoffte Gesellschaftsprojekt scheitern zu sehen.

Zwischen-Räume

Die Franquistinnen, die als Krankenpflegerinnen in den Feldkrankenhäusern, mobilen Chirurgie-Einheiten und Militärkrankenhäusern arbeiteten, waren die ersten Frauen, die massenhaft für die Arbeit in der Militärsanität angeworben und innerhalb der franquistischen Armee bis an die Front vorgelassen wurden. Entgegen der franquistischen Kriegspropaganda, die Frauen als Heldinnen der Heimatfront stilisierte, betraten sie den »Arkanraum des Tötens«, der diskursiv allen Männern vorbehalten war.

Der Blick durch die raumhistorische Brille auf diesen Aspekt der spanischen Medizin- und Bürgerkriegsgeschichte ermöglicht nicht nur, den Entstehungsprozess der weiblichen Dienste im Sanitätsdienst nachzuvollziehen. Er sensibilisiert auch für die komplexen innergesellschaftlichen Prozesse, die abliefen, während Francisco Franco die Grundsteine seiner späteren Diktatur legte. Dafür war es nötig, ein Primat des Militärs gegenüber politischen Gruppen zu sichern. Zugleich musste pragmatisch mit dem kriegsbedingten Personalbedarf im Sanitätseinsatz an der Front umgegangen, aber gleichzeitig die Integrität der Streitkräfte als exklusiv Männern vorbehaltene Institution gewahrt werden. Dass die weiblichen Dienste unter der Leitung von Mercedes Milá zunächst nur für die Dauer des Bürgerkriegs existieren sollten, war kein Zufall.

Die Front und ihre Etappe als physische und soziale Räume des spanischen Bürgerkriegs ernst zu nehmen und sich so den darin agierenden Akteur*innen der Militärsanität anzunähern, ermöglicht außerdem, die Diskrepanzen sichtbar zu machen, die zwischen der Koordination und Kontrolle der militärischen Planungs- und Verwaltungsakteur*innen und dem medizinischen Personal entstanden. Obwohl Sanitätschefs und die Generalinspekteurin sich darum bemühten, die Anwesenheit der Pflegerinnen an den Fronten durch Regeln zu kontrollieren und ihre Handlungsräume zu beschränken, konnten sie nicht verhindern, dass die individuellen und kollektiven Erfahrungen der Sanitätspflegerinnen nicht nur ihre eigene Wahrnehmung, sondern auch die der franquistischen Soldaten und Sanitätsverantwortlichen veränderten. Der Platz, den man ihnen innerhalb der Frontgemeinschaft zuwies, blieb also für die Dauer des Kriegs eine Zwischenposition. Physisch waren sie an den Fronten und in der Etappe anwesend und tätig, aber stets unter dem Damoklesschwert der Ausnahme. Doch die Wahrung patriarchaler Strukturen sollte sie nicht daran hindern, die Gelegenheiten zu nutzen, die sich ihnen boten, um die eigenen Chancen zu verbessern. Dass die einen dabei erfolgreich waren und die anderen vermeintlich scheiterten, zeigt die Komplexität und Widersprüchlich-

keiten auf, die mit dem Aufbau des franquistischen Gesellschaftsprojektes verbunden waren.

Quellenverzeichnis

- Boletín de Estado, Nr. 162, 6.6.1939.
- Marilu y Maribel Larios, Enfermeras de Brunete, Prisioneras de la Brigada »Líster«. Condecoradas con la Cruz Roja del Mérito Militar, ABC, 4.7.1957.
- Juan Martín Rocha, Doctrina sobre el Servicio de Sanidad en Campaña (Deducida de estudio de los Reglamentos de algunos Ejércitos Europeos), Madrid 1936.
- Escritos, Notas y Comunicados de Diversas Unidades al Cuartel General del Generalísimo, AGMAV, C. 2802, L. 666, Cp. 5/3.
- Servicios Auxiliares Femeninos, AGMAV, C. 42067, 2.
- Servicios Auxiliares Femeninos, AGMAV, C. 42068, 1.
- Servicios Auxiliares Femeninos, AGMAV, C. 42068, 2, 13/70/72/79.
- Servicios Auxiliares Femeninos, AGMAV, C. 46761, 2.
- Sección Político Social, PS Gijón, C. 36.
- Alejandro Rodríguez Solís, AGMS, C. G. R-150, Exp. 6.

Literaturverzeichnis

- Alfonso Sánchez, José M./Sánchez Blanco, Laura: Las Mujeres del Nacionalindicalismo. Poder y Rivalidad entre Pilar Primo de Rivera y Mercedes Sanz Bachiller, in: Historia de la Educación 27 (2009), S. 433-455.
- Baumeister, Martin/Schüler-Springorum, Stefanie (Hg.): »If you tolerate this...«: The Spanish Civil War in the Age of Total War, Frankfurt a.M. 2008.
- Blasco Herranz, Inmaculada: Mujeres y Nación. Ser Españolas en el Siglo XX, in: Moreno Luzón, Javier/Núñez Seixas, Xosé-Manoel (Hg.): Ser Españoles. Imaginarios Nacionalistas en el Siglo XX, Barcelona 2013, S. 168-206.
- Cardona, Gabriel: Historia Militar de una Guerra Civil. Estrategias y Tácticas de la Guerra de España, Barcelona 2006.
- Caspistegui, Francisco Javier: Navarra y El Carlismo Durante El Régimen de Franco. La Utopía de La Identidad Unitaria, in: IH 17 (1997), S. 285-314.
- Cenarro Lagunas, Ángela: La Sonrisa de Falange. Auxilio Social En La Guerra Civil y En La Posguerra, Barcelona 2006.
- : La Falange Es Un Modo de Ser (Mujer): Discursos e Identidades de Género en las Publicaciones de la Sección Femenina (1938-1945), in: Historia y Política. Ideas, Procesos y Movimientos Sociales 37 (2017), S. 91-20.

- Conde Mora, Francisco Glicerio: Mercedes Milá Nolla. Real Academia de La Historia – Biografías, <http://dbe.rah.es/biografias/135855/mercedes-mila-nolla> (28.02.2021).
- Coni, Nicholas: *Medicine and Warfare: Spain, 1936-1939*, New York 2007.
- Döring, Jörg/Thielmann, Tristan (Hg.): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2009.
- Ferhadbegović, Sabina/Weiffen, Brigitte: *Bürgerkriege erzählen. Zum Verlauf un-ziviler Konflikte*, Konstanz 2011.
- Fuller, Martin G./Löw, Martina: Introduction. An Invitation to Spatial Sociology, in: *Current Sociology* 65 (2017) 4, S. 469-491.
- Gahete Muñoz, Soraya: La Sección Femenina de Falange. Discursos y Prácticas en Madrid, in: *Arenal: Revista de Historia de Mujeres* 22 (2015) 2, S. 389-411.
- Graham, Helen: *The Spanish Republic at War, 1936-1939*, Cambridge, MA/New York 2002.
- Günzel, Stephan (Hg.): *Raumwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2009.
- Hagemann, Karen: Die Heimatfront, in: Cabanes, Bruno (Hg.): *Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart*, Hamburg 2020, S. 181-202.
- Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd Krumeich/Renz, Irina (Hg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn 2003.
- Kühne, Thomas: *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006.
- Larraz Andía, Pablo/Sierra-Sesúmag, Víctor: *Requetés. De las Trincheras al Olvido*. Madrid 2010.
- Latzel, Klaus/Maubach, Franka/Satjukow, Silke (Hg.): *Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute*, Paderborn 2011.
- Ledesma, José Luis: Los Años Treinta y Cuarenta Desde Abajo: La Historia Social y la Historiografía Reciente sobre la Segunda República, la Guerra Civil y la Primera Posguerra, in: *Studia histórica. Historia Contemporánea* 35 (2017), S. 205-240.
- Lines, Lisa: *Milicianas. Women in Combat in the Spanish Civil War*, Lanham 2012.
- López Vallecillo, María: *Presencia Social e Imagen Pública de Las Enfermeras En El Siglo XX (1915-1940)*, Valladolid 2016a.
- : Relevancia de la Mujer en el Bando Nacional de la Guerra Civil Española: Las Enfermeras, in: *Memoria y Civilización* 19 (2016b), S. 419-439.
- Löw, Martina: *Raumsoziologie*, Frankfurt a.M. 2001.
- Mangini González, Shirley: *Memories of Resistance. Women's Voices from the Spanish Civil War*, New Haven 1995.
- Matthews, James: *Spain at War. Society, Culture and Mobilization, 1936-1944*, London/New York/Oxford/New Delhi 2019.
- Maubach, Franka: *Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen*, Göttingen 2009.

- Mejstrik, Alexander: Welchen Raum braucht Geschichte? Vorstellungen von Räumlichkeit in den Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 17 (2006) 1, S. 9-64.
- Moral Roncal, Antonio Manuel: Las Carlistas En Los Años 30: ¿De Ángeles Del Hogar a Modernas Amazonas? in: Revista Universitaria de Historia Militar 7 (2018) 13, S. 61-80.
- Morant i Ariño, Toni: Die Frauenabteilung der spanischen Falange und die europäischen Faschismen, 1933-1945, in: Historia Scholastica 1 (2015), S. 42-56.
- : »Para Influir En La Vida Del Estado Futuro«: Discurso – y Práctica – Falangista Sobre El Papel de La Mujer y La Feminidad, 1933-1945, in: Historia y Política 27 (2012) 1, S. 113-141.
- Nash, Mary/Cifuentes, Irene: Rojas. Las Mujeres Republicanas en la Guerra Civil, Barcelona 2016.
- Orduña Prada, Mónica: El Auxilio Social (1936-1940). La Etapa Fundacional y los Primeros Años, Madrid 1996.
- Puell de la Villa, Fernando/Huerta Barajas, Justo A.: Atlas de la Guerra Civil Española. Antecedentes, Operaciones y Secuelas Militares (1931-1945), Madrid 2007.
- Richmond, Kathleen: Women and Spanish Fascism: The Women's Section of the Falange, 1934-1959, London, New York 2003.
- Vega, Eulàlia: Pioneras y Revolucionarias. Mujeres Libertarias durante la República, la Guerra Civil y el Franquismo, Barcelona 2010.
- Zettelbauer, Heidrun: »Mit blutendem Herzen [...] für Kaiser und Vaterland«: Weibliche Selbst/Mobilisierung für Kriegsfürsorge im Kontext des Ersten Weltkriegs, in: GeschlechterGeschichten 47 (2017) 47, S. 163-184.

Frauen als Opfer – Frauen als Täterinnen?

Geschlechtskonstruktionen und kollektive Gewalt in Barcelona vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Spanischen Bürgerkrieg

Florian Grafl

George Orwell war wie viele andere internationale Freiwillige – darunter auch zahlreiche Frauen – in der Anfangszeit des Bürgerkrieges nach Spanien gekommen, um auf Seite der Republikaner gegen die Aufständischen zu kämpfen. In Barcelona schloss er sich einer Miliz an und ging nach kurzer militärischer Ausbildung an die Front (Rodden/Rossi 2012, 21). Zu Beginn seines autobiographischen Werkes »Mein Katalonien. Bericht über den Spanischen Bürgerkrieg« beschreibt Orwell die Ausbildung der Frontsoldat*innen, wobei aus geschlechtsspezifischer Perspektive vor allem folgende Textpassage aufschlussreich ist:

»In der Kaserne lagen vielleicht tausend Mann und etwa zwanzig Frauen, außerdem die Frauen der Milizsoldaten, die das Essen kochten. Einige Frauen dienten immer noch in der Miliz, aber nicht mehr viele. In den ersten Schlachten hatten sie ganz selbstverständlich Seite an Seite mit den Männern gekämpft. Während einer Revolution scheint das eine natürliche Sache zu sein. Jetzt aber änderten sich die Ansichten schon. Die Milizsoldaten mußten aus der Reitschule gehalten werden, während die Frauen dort exerzierten, denn sie lachten über die Frauen und brachten sie aus dem Konzept. Ein paar Monate vorher hätte niemand etwas Komisches dabei gefunden, daß eine Frau mit einem Gewehr umging« (Orwell 1975, 12).

In den militärischen Konflikten der Moderne waren Frauen zum ersten Mal auf Initiative von Florence Nightingale im Krimkrieg Mitte des 19. Jahrhunderts und später dann verstärkt im Ersten Weltkrieg als Krankenschwestern in Erscheinung getreten (Darrow 1996, 83). Erst während der mexikanischen Revolution, die 1910 mit dem Sturz des Díaz-Regimes begann und einen über ein Jahrzehnt andauernden Bürgerkrieg nach sich zog, entstanden zum ersten Mal Photographien von jungen, bewaffneten Frauen, deren Repräsentationen radikal mit der traditionellen Darstellung der Geschlechterrollen in kriegerischen Auseinandersetzungen brachen (Martin Moruno 2010, 7). So verwundert es nicht, dass die als »Milicianas«

bezeichneten Frauen als Teil der kämpfenden Truppen im spanischen Bürgerkrieg nicht nur für die eigenen Kampfgenossen, sondern auch für George Orwell und viele andere ausländische Beobachter*innen immer noch ein sehr ungewöhnliches Bild abgaben.

Auch die historische Forschung hat sich bereits ausgiebig mit der ikonographischen Darstellung der Milicianas und ihrer Rolle im spanischen Bürgerkrieg befasst, wobei hier vor allem die Pionier-Studien der irischen Historikerin Mary Nash (u.a. Nash 2016) und die jüngeren Arbeiten der australischen Historikerin Lisa Lines (u.a. Lines 2015) zu nennen sind. Während dabei das Ausmaß der Beteiligung von Frauen an Kampfeinsätzen im Spanischen Bürgerkrieg umstritten bleibt, herrscht grundsätzlich Einigkeit darüber, dass der militärische Konflikt die Rolle der Frau im traditionell katholischen Spanien massiv veränderte. Diese im Kern zweifellos unstrittige These ist allerdings dahingehend zu relativieren, dass der Spanische Bürgerkrieg für die spanische Gesellschaft im Allgemeinen – und nicht nur für die Frauen im Besonderen – einen gravierenden Einschnitt darstellte, der bis heute noch nicht vollständig bewältigt ist. Um präzisere Erkenntnisse darüber zu gewinnen, welchen Wandel die Geschlechterkonstruktionen in Spanien durch den Bürgerkrieg tatsächlich erfuhren, scheint es daher zielführender, zu untersuchen, welche spezifischen Rollen Frauen in gewaltsamen Auseinandersetzungen vor dem spanischen Bürgerkrieg zukamen und ob bzw. wie sich diese im Zuge der kriegesischen Konflikte veränderten.

Im vorliegenden Beitrag geschieht dies am Beispiel Barcelonas. Die katalanische Metropole ist in dieser Hinsicht als Untersuchungsobjekt besonders geeignet, weil dort bereits in den Jahrzehnten vor dem durch den Militärputsch Francisco Francos im Juli 1936 ausgelösten bewaffneten Konflikt mehrfach bürgerkriegsähnliche Zustände herrschten, anlässlich derer es auch zu gänzlich unterschiedlichen Formen von kollektiver Gewalt kam. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert waren es zunächst die zu dieser Zeit gehäuft auftretenden (General-)Streiks und lokale Aufstände wie die sogenannte »Tragische Woche« im Sommer 1909, die zu entsprechenden Konflikten in Barcelona führten. In diesen etablierten sich durch Sprengstoffanschläge, Attentate und bewaffnete Raubüberfälle Gewaltpraktiken, die den städtischen Alltag anschließend bis zum Beginn des Bürgerkriegs dominierten. Auch der spanische Zentralstaat trug in nicht unerheblichem Maße zur hohen Gewaltsamkeit in der Stadt bei, da es ihm einerseits nur sehr unzureichend gelang, sein Gewaltmonopol durchzusetzen und er sich dabei andererseits teilweise auf unverhältnismäßige Repressalien beschränkte, die eher zur Verschärfung der Konflikte als zu deren Eindämmung beitrugen.

Zunächst wird ein kurzer, einleitender Überblick zur geschlechtsspezifischen Rolle der Frau in der Gesellschaft Spaniens im Allgemeinen und der Stadtgemeinschaft Barcelonas im Besonderen gegeben. Der folgende Abschnitt fokussiert sich auf die Beteiligung von Frauen an öffentlichen Protesten und Aufständen in Bar-

celona. Anschließend wird herausgearbeitet, inwieweit Frauen in die agierenden Gewaltgemeinschaften – gemeint sind soziale Gruppen, die sich zusammenschließen, um gemeinsam Gewalttaten zu begehen – involviert waren (Speitkamp 2013, 184). Auf diesen Erkenntnissen aufbauend, wird im letzten Hauptabschnitt exemplarisch gezeigt, wie die hierbei entstandenen Geschlechterrollen sich im darauffolgenden spanischen Bürgerkrieg veränderten. Insgesamt möchte die hier vorgenommene Analyse einen Beitrag dazu leisten, besser zu verstehen, welche geschlechtsspezifischen Voraussetzungen sich in der spanischen Gewaltgeschichte in den Jahrzehnten vor dem Bürgerkrieg entwickelten und schließlich dazu führten, dass Frauen in diesem Konflikt zum ersten Mal in der Geschichte der modernen Kriegsführung eine aktive Rolle als Kombattantinnen einnahmen.

Das Frauenbild in Spanien und ihre Rolle in der Stadtgemeinschaft Barcelonas

Ein Bericht des deutschen Generalkonsulats in Barcelona vom 18. Juli 1921 nimmt zur damaligen Rolle der Frau in der spanischen Öffentlichkeit folgendermaßen Stellung:

»Im Laufe der letzten Jahre und namentlich der durch den Krieg geschaffenen Umwälzungen und des Bekanntwerdens mit den modernen Anschauungen anderer Länder hat die Frauenwelt in Spanien und insbesondere in den Landschaften Kastilien, Katalonien und Valencia in mehrfacher Hinsicht eine lebhaftere Entwicklung genommen. Die verschiedenen staatlichen und städtischen wissenschaftlichen Einrichtungen haben zur Verbreitung der weiblichen Ausbildung und zu ihrem Hervortreten in die Öffentlichkeit in Spanien beigetragen. Auch die kirchlichen Anstalten haben der Frauenbildung größere Aufmerksamkeit zugewandt. Im allgemeinen hat sich diese Ausbildung jedoch auf die Arbeiterklasse und den Mittelstand beschränkt, da die Berufstätigkeit und das öffentliche Auftreten von Frauen der höherstehenden Kreise meist noch als unpassend erachtet wird« (PAA, Länderabteilung II, Dok. 7511).

Die zitierte Quelle spiegelt sehr anschaulich wider, dass hinsichtlich der Rolle der Frauen und ihrer Beteiligung am politischen Leben im Spanien des frühen 20. Jahrhunderts zwei völlig unterschiedliche Konzepte der Lebensführung aufeinandertrafen. Dies war zum einen das vom Katholizismus geprägte traditionelle Bild der Frau, das diese als ideale Begleiterin des Mannes ansah, welches dazu geführt hatte, dass die Emanzipation der spanischen Frauen im europäischen Vergleich noch weitgehend unterentwickelt war. Dem setzten die Anarchist*innen ein neues Frauenbild entgegen, das mit den bestehenden Traditionen radikal brechen, den Frauen eigene Rechte zugestehen und diese zur politischen Partizipation animieren wollte

(Marín 2009, 31-33). In Katalonien bemühten sich die führenden Parteien im Laufe der Zeit zunehmend um die Politisierung der Frauen, was – wie die Quelle belegt – auch den aufmerksamen ausländischen Beobachter*innen nicht verborgen blieb (Nagel 1990, 235). Doch erst in der Zweiten Republik wurden die Frauen zu einem ernst zu nehmenden politischen Faktor, wobei sie aber auch hier noch nicht gänzlich aus dem Schatten der Männer heraustreten konnten (Nuñez Pérez 1998, 441f.).

Dass nach Einschätzung des Berichts des deutschen Generalkonsuls die Stellung der Frau neben Kastilien mit dem politischen Zentrum Madrid und Valencia vor allem in Katalonien einen bedeutenden Wandel erfahren hat, hängt vermutlich damit zusammen, dass sich Barcelona ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zum industriellen Zentrum Spaniens entwickelt hatte. Weiterhin dürfte dieser der Tatsache geschuldet sein, dass der Anarchismus sich von Italien ausgehend über die katalanische Hafenstadt in ganz Spanien verbreitete. Seine Ideen fielen dabei vor allem in Barcelona auf Grund des großen Industrieproletariats auf fruchtbaren Boden. In Spanien zeigte die Erwerbsarbeit von Frauen Anfang des 20. Jahrhunderts im Allgemeinen grundsätzlich dieselben Charakteristika wie im übrigen Europa. Frauen der vermögenden und der Mittelklasse gingen normalerweise keiner beruflichen Tätigkeit nach, während Frauen der arbeitenden und der Armutsklasse nur in bestimmten Sektoren und vor allem in unqualifizierten und unterbezahlten Arbeitsverhältnissen beschäftigt waren. Barcelona hatte vor dem Ersten Weltkrieg mit annähernd 20 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung die höchste Frauenerwerbsquote Spaniens, wo sie durchschnittlich nur ca. 13,5 Prozent betrug. Dies lag vor allem daran, dass die stark an der Textilbranche orientierte Industrialisierung Kataloniens die Eingliederung der Frauen in den Arbeitsmarkt begünstigt hatte (Althammer 1992, 15). Die meisten Mädchen begannen im Alter zwischen zwölf und vierzehn Jahren zu arbeiten (Seidman 1991, 75). Die generell sehr niedrigen Löhne führten dazu, dass viele Frauen aus den ärmeren Klassen auch nach der Heirat noch einer Arbeit nachgehen mussten, um die Ernährung der Familie sicherzustellen (Borderias 2002, 150). Einige Frauen nahmen auch an Gewerkschaftstreffen teil und erreichten als Arbeiterführerinnen einen gewissen Bekanntheitsgrad, so zum Beispiel die Textilarbeiterinnen Roser Dolcet, Lola Ferrer und Libertad Rodenas (Smith 2007, 244). Zahlenmäßig blieb der Anteil der Frauen in den Gewerkschaften aber bis in die Zweite Republik eher gering (Ealham 2010, 44).

Die letzte der genannten Frauen entstammte einer bekannten Anarchistenfamilie, die aus Valencia nach Barcelona emigriert war und deren Brüder Progreso und Volney Rodenas zu zentralen Figuren einer anarchistischen Aktionsgruppe wurden. Dies veranschaulicht nicht nur die enge Verwurzelung von gewerkschaftlicher Tätigkeit und anarchistischer Überzeugung, sondern ist auch ein Beleg für die These der katalanischen Historikerin Eulàlia Vega, dass die meisten anarchistischen Aktivistinnen in Barcelona durch Freundschaften oder familiäre Bande

zum Anarchismus gekommen waren (Vega 2010, 111). Obwohl der Anarchismus die Gleichstellung der Geschlechter postulierte, scheint dieser Gesichtspunkt auf Frauen keine besondere Anziehungskraft ausgeübt zu haben (Nash 2010, 140). So war etwa Asunción Balve, die Ende des 19. Jahrhunderts als erste Frau in Barcelona wegen ihrer politischen Überzeugung verhaftet wurde, die Lebensgefährtin eines Anarchisten gewesen, der selbst im Gefängnis verstarb (Herrerín López 2011, 135). Ähnlich war die Situation auch noch während der Zweiten Republik. Fast immer handelte es sich bei den Aktivistinnen um jüngere Frauen, die noch keine größeren familiären Verpflichtungen hatten. Wie Vega in ihrem Buch eindrucksvoll gezeigt hat, gab es durchaus viele Frauen, die die anarchistischen Bildungs- und Kultureinrichtungen besuchten und sich teilweise auch den Aktionsgruppen anschlossen, doch die meisten interessierten sich nicht so sehr für die anarchistische Gewerkschaft CNT und den von ihr propagierten Klassenkampf, sondern für die kulturellen Veranstaltungen und nutzten diese Gelegenheiten, um Gleichaltrige zu treffen.

So verwundert es nicht, dass Frauen bei den aus den politischen und sozialen Konflikten resultierenden gewaltsamen Auseinandersetzungen, die Barcelona in den Jahrzehnten vor dem Bürgerkrieg erschütterten, stark unterrepräsentiert waren. Dennoch sollte ihre Rolle hierbei nicht unterschätzt werden, zumal deren Analyse Aufschluss über die vor dem spanischen Bürgerkrieg vorherrschenden genderspezifischen Gewaltlogiken gibt, wie im Folgenden zunächst anhand von Massenprotesten, (General-)Streiks und Aufständen und anschließend an den zu jener Zeit agierenden Gewaltgemeinschaften gezeigt wird.

Genderspezifische Protest- und Repressionslogiken

Am 9. Juli 1932 erschien in *Estampa* (dt.: Der Abdruck), eine der ersten spanischen Illustrierten, die sich vornehmlich an ein weibliches Publikum richtete, ein Interview, das die Journalistin Josefina Carabias mit Männern der Polizeieinheit *Guardia de Asalto* (dt: Sturmtruppe) in Madrid geführt hatte:

»Es gibt keinen Grund, sich zu ängstigen. Hier tun wir nichts.« »Aber, auf der Straße?« »Auch dort nicht. Vielleicht den einen oder anderen kleinen Hieb mit dem Schlagstock oder eine Kopfnuss, aber nichts Ernstes.« »Aber es ist immerhin ein kleiner Hieb von Ihnen ...« »Immer noch besser als ein Schuss, meinen Sie nicht?« »Aber glauben Sie nicht, dass es schon beängstigend ist, Sie mit der Entschlossenheit, die Sie an den Tag legen, vorrücken zu sehen?« »Ich glaube schon, dass wir das wissen und genau das macht unsere Stärke aus. Wenn Sie uns vor Kurzem gesehen hätten, als wir in Sevilla waren. Unsere bloße Anwesenheit reichte vollkommen aus, um die mutigsten Feinde der Republik dazu zu bringen, überstürzt

und so schnell sie konnten zu flüchten.« Ein Polizist aus Andalusien ergänzte: »Es gab sogar welche, die sich kopfüber in den Guadalquivir gestürzt haben. Wollen Sie wissen, wer am wenigsten Angst hatte? Na die Frauen.« »Natürlich« antwortete mein erster Gesprächspartner. »Denn sie wissen, dass wir uns bei ihnen mit Schlägen zurückhalten müssen. Es gibt nichts, was mich mehr ärgert als die Frauen, die sich unter die randalierende Menge mischen.«¹

Die Quelle zeigt zum einen, mit welcher Härte der spanische Zentralstaat selbst zur Zeit der Zweiten Republik gegen öffentlichen Widerstand vorging. Zum anderen wird aber auch deutlich, dass in der Zeit vor Beginn des Bürgerkrieges offenbar ein genereller Konsens darüber bestand, Frauen bei repressiven Maßnahmen weniger gewaltsam zu begegnen. Dies war nicht nur – wie die abschließende Bemerkung des andalusischen Polizisten verdeutlicht – den staatlichen Gewaltakteur*innen, sondern auch den Teilnehmer*innen von Protestmärschen und Demonstrationen bewusst. Diese genderspezifischen Unterschiede traten auch in Barcelona zutage, wie im Folgenden exemplarisch gezeigt wird.

Da Frauen in Barcelona deutlich stärker als in anderen Städten Spaniens in jener Epoche in das Arbeitsleben eingebunden waren, überrascht es nicht, dass sie zunächst vor allem bei den Arbeitskämpfen öffentlich in Erscheinung traten. So waren seit dem ersten Generalstreik von 1902 bis zu den Streiks in der Zweiten Republik regelmäßig Frauen in die Streiks involviert, wenn auch in deutlich geringerem Maße als Männer (Kaplan 1992, 107; Seidman 1992, 162-164). Im Rahmen der Streiks waren sie teilweise auch an kollektiven Gewaltakten beteiligt. So machten sie etwa während der Unruhen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts von sich Reden, weil sie unter anderem Fenster einwarfen, was ihnen den Beifall der Arbeiterpresse einbrachte (Smith 2007, 268). Im zweiten Jahrzehnt waren sie in überdurchschnittlich hohem Maße an den beiden Streiks im Textilgewerbe beteiligt, da dies, wie bereits ausgeführt, der Sektor mit dem höchsten Frauenanteil war (Althammer 1992, 340; Balcells 2015, 71f.). Wie ihre männlichen Kollegen gingen die streikenden Frauen auch gewaltsam gegen ihre Geschlechtsgenossinnen vor, die sich nicht am Streik beteiligen wollten. Dabei wurde häufig eine geschlechtsspezifische Form der Bestrafung angewendet. So wurden Streikbrecherinnen während des Textilstreiks 1913 die Haare geschoren, um sie als Verräterinnen zu brandmarken und ihnen empfohlen, von nun an eher auf ihre Schönheit bedacht zu sein als auf ihren Bauch zu hören. Bei den männlichen Gewerkschaftsführern stieß diese Maßnahme allerdings auf Ablehnung (Kaplan 1992, 117).

Wie in anderen Städten waren es auch in Barcelona vor allem Nahrungsunruhen, an denen sich Frauen beteiligten (Hagemann 1991, 217). Diese Form des öffentlichen Protests erreichte dort zu Beginn des Jahres 1918 ihren Höhepunkt, als wegen

1 Übersetzungen hier und im Folgenden durch den Autor dieses Beitrags.

der durch den Krieg bedingten fortschreitenden Inflation viele Familien in Existenznöte gerieten. Am 9. Januar 1918 griffen Frauen in mehreren Distrikten Kohletransporter an. Am nächsten Tag zogen Hunderte Hausfrauen durch die Stadt zu den Textilfabriken und forderten die Regulierung der Preise für Kohle, Brot, Olivenöl, Fleisch und Kartoffeln. Währenddessen gingen die Angriffe auf die Kohletransporter weiter, sodass der Bürgermeister sich genötigt sah, für diese Polizeischutz anzufordern. In der Nacht zog eine Gruppe Frauen durch das Hafenviertel, beschädigte dabei Türen und schlug Fenster ein. Als die Polizei sieben Randalierinnen festnahm, kam es zu einer tätlichen Auseinandersetzung, bei der zwei der protestierenden Frauen verletzt wurden. Die Proteste intensivierten sich, als sich etwa 2.000 Frauen auf dem *Plaça Reial* versammelten. Nach zwei Tagen musste der Bürgermeister schließlich nachgeben und versprach den Protestierenden, den Bedarf an Fleisch zu sichern (Kaplan 1992, 119f.; Smith 2002, 28). Der dem Anarchismus nahestehende Zeitgenosse Emili Salut äußerte sich dazu rückblickend in sehr aner kennender Form, indem er anmerkte, die Demonstration der Frauen sei so überwältigend gewesen, dass weder die Polizisten noch der für sein brutales Vorgehen berüchtigte Polizeichef Bravo Portillo ihr habe Einhalt gebieten können (Salut 1938, 114).

Dass es sich hierbei um keinen Einzelfall handelte, lässt sich beispielsweise auch am Mietstreik von 1931 zeigen, der zum Ziel hatte, die Lebenshaltungskosten der Familien aus der Arbeiterklasse zu senken. Während dieser Auseinandersetzung ging man, wie Abel Paz in seiner Autobiographie berichtet, zu der Taktik über, der Polizei Frauen und Kinder entgegenzustellen, da man annahm, dass diese im Gegensatz zu männlichen Demonstranten nicht attackiert werden würden (Paz 2007, 60). Dies scheint ähnlich wie bei den Nahrungsunruhen im Januar 1918 dazu geführt zu haben, dass die Polizei nicht eingriff und sich zurückzog (Ealham 2010, 114).

Das Nachgeben der Autoritäten in den beschriebenen Fällen lässt sich vermutlich in erster Linie darauf zurückführen, dass Gewaltanwendung im Zuge repressiver Maßnahmen gegenüber Frauen generell politisch und moralisch schwer zu vertreten waren (Radcliff 1999, 312). Dies verdeutlicht ein Vorfall, über den das Lokalblatt *El Diluvio* am 3. August 1932 berichtete: Am Morgen des Vortages hatte eine aufgebrachte Frau das Bürgermeisteramt von Barcelona betreten und soll dann, nachdem mehrere Versuche, sie zu besänftigen, gescheitert waren, von einem Polizisten mit einer »gehörigen Ohrfeige« zu Boden gestreckt worden sein. Dies habe einige der Personen, die Zeugen dieses Vorfalls wurden, so in Rage versetzt, dass sie versucht hätten, den Polizisten zu lynchen. Nur durch das Eingreifen von mehreren Polizisten konnte Schlimmeres verhindert werden (*El Diluvio*, 3.8.1932, 1). Dass Verstöße gegen diese in jener Epoche auch in anderen europäischen Gesellschaften stark verankerte Gewaltlogik in der städtischen Öffentlichkeit nicht toleriert wurden, hat beispielsweise die kanadische Historikerin Pamela Swett am

Beispiel der gewaltsamen Unruhen am 1. Mai 1929 in Berlin nachgewiesen (Swett 2004, 97).

Außer den beschriebenen Nahrungsunruhen kamen in Barcelona hauptsächlich von Frauen dominierte Massenproteste im Untersuchungszeitraum nur noch einmal vor. Diese richteten sich ebenfalls gegen eine Maßnahme der Regierung, denn diese hatte nach den blutigen Auseinandersetzungen zwischen Arbeitgeber*innen und Arbeiter*innen zu Beginn der 1920er Jahre eine große Zahl von Personen – zum Teil völlig willkürlich – verhaften lassen. Dies betraf indirekt auch viele Frauen, befanden sich unter den Gefangenen doch ihre Ehemänner, Brüder und Söhne. Auch diese Art des Protestes hat hinsichtlich der Beteiligung von Frauen eine lange Tradition und ist zum ersten Mal für den Freiburger »Weiberkrieg« von 1757 dokumentiert, bei dem eine große Menschenmenge unter Führung von Frauen gegen die Festnahme von zwei Freiburger Bürgern demonstriert hatte (Scheutz 2016, 31). Als Reaktion auf die massenhaften Festnahmen von Arbeiter*innen in Barcelona marschierten am 21. Mai 1921 annähernd 10.000 Frauen zum Stadtgefängnis, wo 450 Arbeiter inhaftiert waren (Smith 2007, 326).

Insgesamt blieb die Beteiligung von Frauen an Straßenprotesten eher gering, was die deutsch-amerikanische Historikerin Karen Hagemann damit erklärt, dass diese und das damit verbundene physisch-demonstrative Aneignen und Besetzen von Räumen ein alltägliches Verhaltensrepertoire von Männern darstellen würde und deshalb zu den Ritualen von Männlichkeit gerechnet werden könnte. Ihrer Argumentation folgend werden schon in der Kindheit bezüglich des Aktionsraums »Straße« geschlechtsspezifische Unterschiede deutlich, die darin bestehen, dass Jungen in den meisten Fällen dort eine unbegrenzte Bewegungsfreiheit hatten, während der Aktionsradius von Mädchen stärker kontrolliert wurde und normalerweise auf die Wohnstraße beschränkt blieb (Hagemann 1991, 205f.). Dies scheint auch auf Barcelona zuzutreffen, wo Mädchen generell nicht so viel Zeit wie die Jungen auf der Straße verbrachten, weil sie den Müttern im Haushalt helfen mussten (Vega 2010, 41).

Frauen und ihre Rolle in den städtischen Gewaltgemeinschaften Barcelonas

In der Zweiten Republik gingen die Arbeiter*innen verstärkt dazu über, die Produktion in ihren Arbeitsstätten durch gezielte Sabotageaktionen in Form von Sprengstoffanschlägen zu stören, um so die Fabrikbesitzer*innen einzuschüchtern und in den Arbeitskämpfen zum Einlenken zu bewegen. Den Entstehungskontext eines solchen Sprengstoffanschlags zu jener Zeit beschreibt beispielhaft der anarchistische Aktivist José Peirats (2009, 212) rückblickend in seinen Memoiren:

»Ich erinnere mich, dass es eine kühle Nacht war, denn ich trug einen langen Mantel und hatte eine Mütze auf, die bis zu den Ohren ging. An dieser Aktion waren mindestens sechs oder sieben Personen beteiligt. Zwei Frauen kümmerten sich darum, »das Kind« über die Grenze zu bringen, indem sie es handelsüblich in einen Korb, der zwei Henkel hatte, zusammen mit Kleidern der beiden verpackten. Vier mit Pistolen bewaffnete Männer hatten in unmittelbarer Umgebung des Gebäudes Position bezogen und taten so, als würden sie sich unterhalten oder auf ihre Freundin warten. Wir warteten auf die Frauen hundert Meter vor dem Zielobjekt entfernt und als sie dort auftauchten, nahmen wir den Korb an uns und setzten unseren Weg Richtung des Zielortes fort, mit lauter Stimme redend und lauthals lachend. Als wir vor der Tür ankamen, setzten wir den Korb auf dem Boden ab und ohne aufzuhören zu reden und zu lachen ergriffen wir den Schlüssel und öffneten mit Leichtigkeit die metallene Rollladentür. Wir drangen in das Gebäude ein und ließen den Rollladen hinter uns komplett herunter. Wir schalteten die elektrische Lampe ein, nachdem wir den Lichtschalter betätigt hatten. Ohne eine Sekunde zu zögern, gingen wir direkt zum Arbeitsraum. Wir öffneten die Klappe des Ofens, warfen den Sprengsatz hinein, setzten den Zünder in Gang und öffneten vorsichtig die Klappe der Anlage. Im zweiten Akt schlossen wir den Deckel der Öffnung des Ofens und ließen ihn etwa einen Zentimeter weit auf, damit die Auflage nicht den Zünder abschaltete.«

Die Quelle belegt, dass Frauen neben den im vorangegangenen Abschnitt betrachteten öffentlichen Protesten auch in Barcelona schon vor dem Beginn des Bürgerkrieges in kollektive Gewaltakte involviert waren. Auch wenn die in Barcelona in jener Zeit agierenden Gewaltgemeinschaften sich auf Grund ihrer Klandestinität quellenteknisch meist nur sehr schwer erschließen lassen, kann zumindest anhand von zwei relativ gut dokumentierten anarchistischen Aktionsgruppen, die in Barcelona zu Beginn der 1920er Jahre aktiv waren, gezeigt werden, dass Frauen in diesen durchaus eine gewisse Präsenz hatten. So hatte *Los Solidarios*, die bekannteste dieser Gruppen, die unter anderem in dem Roman »Der kurze Sommer der Anarchie« von Hans Enzensberger ausführlicher beschrieben wird, mehrere weibliche Mitglieder (Enzensberger 1972, 39f.). Diese kollaborierten, wie einer ihrer Anführer, Ricardo Sanz, in seinen Memoiren beschrieb, direkt oder indirekt mit der Gruppe, wofür einige von ihnen auch ins Gefängnis kamen (Sanz 1966, 117). Auch der im Arbeiterviertel Sants beheimateten anarchistischen Aktionsgruppe, die dadurch aufgedeckt wurde, dass sich einige ihrer Mitglieder im Mai 1921 bei der Fabrikation von Bomben selbst in die Luft sprengten, gehörten mehrere Frauen an (Grafl 2017, 236–238).

Aktiv an kollektiven Gewaltpraktiken waren Frauen in Barcelona im Untersuchungszeitraum allerdings nur selten beteiligt. Im Zusammenhang mit den zu Beginn dieses Abschnitts beschriebenen Sprengstoffanschlägen fand die angebliche

Beteiligung einer Frau ein gewisses mediales Echo, wohl deshalb, weil ein solcher Fall insgesamt nur äußerst selten vorkam.² Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt der deutsche Historiker Sven Reichardt, der politische Gewalt im Deutschen Reich und in Italien in der Zwischenkriegszeit in vergleichender Perspektive untersuchte und dabei zeigen konnte, dass es bei den Hunderten von politischen Auseinandersetzungen in der Provinz Bologna in den Jahren 1921 und 1922 nur zwei Fälle gab, in denen kommunistische Frauen Squadristen angriffen (Reichardt 2009, 685). Dies entspricht der These des Althistorikers Alexander Demandt, der argumentiert, dass Frauen im Allgemeinen in der Geschichte nur sehr selten Attentate verübt hätten, auch wenn ihre Beteiligung daran in den letzten Jahrhunderten, beginnend mit dem Mord von Charlotte Corday an einem der Führer der Französischen Revolution im Jahr 1793 bis zu den modernen Terroristinnen – wie zum Beispiel die RAF-Mitglieder Ulrike Meinhof und Gudrun Ensslin – im Zuge der Emanzipation der Frauen deutlich zugenommen hätte (Demandt 1996, 451).

Stattdessen erfüllten Frauen bei der Durchführung von kollektiven Gewaltakten eher – ähnlich wie im Eingangsbeispiel dieses Abschnitts beschrieben – unterschiedliche Hilfsfunktionen. Dies lässt sich auch anhand der genaueren Untersuchung der anderen zur Zeit der Zweiten Republik in Barcelona dominierenden Gewaltpraktik, den bewaffneten Raubüberfällen, zeigen (Ealham 2010, 148). So soll der Überfall auf eine Fabrik am 22. April 1933 so abgelaufen sein, dass zunächst eine Frau den Portier dazu veranlasste, das Firmentor zu öffnen, wonach fünf mit Pistolen bewaffnete Männer in das Gebäude eindringen und dabei insgesamt etwas mehr als 10.000 Peseten erbeuteten.³ In einem vom Ablauf her ähnlichen Fall scheint es dagegen eher die Aufgabe der beteiligten Frau gewesen zu sein, den geplanten Tatort auszusponieren.⁴ Auch an einem Überfall auf einen Regionalzug scheint eine Frau beteiligt gewesen zu sein, denn einer der Reisenden sagte später aus, ihm wäre eine Frau aufgefallen, die einen Korb getragen hätte, in dem sich vermutlich die Pistolen befanden, die während des Überfalls benutzt wurden. Diese Waffen habe die Frau dann an die Täter ausgeteilt (El Diario de Barcelona, 8.6.1939,

2 So meldete *El Correo Catalán* anlässlich der Explosion eines Sprengsatzes, der von einer jungen Frau in der Calle de Vallespir in der Nähe eines Busses gelegt worden sein soll: »Die Frauen werden nun auch zu Anarchisten!« (El Correo Catalán, 21.1.1934, 1). Insgesamt war die Beteiligung von Frauen aber auch hier sehr gering. Einige der wenigen Beispiele sind dokumentiert in El Diario de Barcelona, 21.12.1933, 39; La Noche, 5.7.1935, 6 und El Diario de Barcelona, 28.10.1934, 39.

3 Vgl. El Diluvio, 23.4.1933, 7; El Correo Catalán, 23.4.1933, 1. Bei dem anschließenden Prozess wurden allerdings nur zwei Männer verurteilt, vgl. El Diario de Barcelona, 3.3.1935, 40; El Diluvio, 19.3.1935, 7; El Noticiero Universal, 18.3.1935, 2.

4 So betrat nach dem Bericht in *El Noticiero Universal* (30.3.1933, 7) zunächst eine Frau in Barceloneta unter dem Vorwand, ein Paket abgeben zu wollen, ein Geschäft, das anschließend von zwei bewaffneten Männern ausgeraubt wurde.

39; *El Diluvio*, 8.6.1933, 16). Während des anarchistischen Aufstands im Dezember 1933 wurden außerdem einige Frauen festgenommen, denen man vorwarf, Munition an die Extremisten verteilt zu haben (Casanova 2010, 96). Die Tatsache, dass in mehreren Fällen bei Frauen Waffen und Munition gefunden wurden, lässt sich vermutlich damit erklären, dass man in den Täterkreisen offensichtlich davon ausging, dass diese nicht so streng kontrolliert und auch nicht so schnell verhaftet würden wie Männer (González Calleja 1999, 233).

Dass dieses Vorgehen aber nicht immer von Erfolg gekrönt war, beweist die Geschichte von Concha Pérez Collado. Sie entstammte einer Anarchistenfamilie und war später eine der Frauen aus Barcelona, die aktiv an den Kämpfen des spanischen Bürgerkriegs teilnahmen, wie im anschließenden Abschnitt noch genauer ausgeführt wird. Um einer Polizeikontrolle zu entgehen, wurde sie ihren Angaben zufolge von einem Freund gebeten, dessen Pistole an sich zu nehmen und vorzutäuschen, sie seien ein Paar. Trotzdem wurde die gesamte Personengruppe, unter der sich auch ihr Bruder und eine weitere Frau befanden, festgenommen und erst 15 Tage später wieder aus der Haft entlassen. Pérez Collado erhielt wegen Waffenbesitzes von allen das härteste Urteil und musste eine fünfmonatige Haftstrafe im Frauengefängnis verbüßen (Vega 2010, 116f.). Ein ähnliches Beispiel stellt der Fall von Palmira Gimeno Gomis dar, die im Juli 1935 zu einem Jahr Haft verurteilt wurde, nachdem man in ihrer Wohnung, einer Baracke im Arbeiterviertel Bogatell, 25 Kartuschen Dynamit und zwei Bomben gefunden hatte.⁵

Insgesamt scheint sich auch für die in Barcelona vor dem spanischen Bürgerkrieg agierenden Gewaltgemeinschaften die Argumentation des englischen Historikers Eric Hobsbawm zu bestätigen, der in seiner Studie zum Sozialbanditentum die These aufstellt, dass Frauen in den Banden ihre gewohnte geschlechtsspezifische Rolle auch dort nicht aufgegeben hätten, normalerweise keine Waffe trugen und auch nicht aktiv am Kampfgeschehen teilnahmen. Stattdessen agierten die Frauen zum einen als Unterstützerinnen von Verwandten, Freunden, Ehemännern und Geliebten, die in den Banden eine aktive Rolle spielten, und zum anderen als Verbindungspersonen der Bande zur Außenwelt (Hobsbawm 2007, 161).

Die meisten Frauen, die in Barcelona während der Zwischenkriegszeit mit dem Gesetz in Konflikt gerieten, verkehrten im kriminellen Milieu. Prostituierte waren hinsichtlich der kollektiven Proteste besonders während der Tragischen Woche 1909 in Erscheinung getreten, wobei einige von ihnen ihre Kenntnisse über die Polizei und deren Vorgehensweise nutzten und auf diese Weise sogar Führungsrollen bei diesem Aufstand übernehmen konnten (Connelly Ullman 1968, 173, 215). Dokumentiert ist außerdem die Teilnahme von Frauen an den Übergriffen auf Stra-

5 Der Urteilsspruch zu dem Gerichtsverfahren findet sich im ATSJ, Libros de Sentencia 1935, Dok. G9181480.

ßenbahnen und kirchliches Eigentum (Smith 2007, 177f.). Besonders zur Zeit der Zweiten Republik waren Frauen dann auch verstärkt in Drogendelikte verwickelt.⁶

Was die genderspezifische Opferrolle der Frauen angeht, scheint es ähnlich wie bei den Repressionsmaßnahmen des Staates zur Eindämmung von öffentlichen Protesten auch unter den Gewaltakteur*innen Barcelonas eine stillschweigende Übereinkunft darüber gegeben zu haben, dass Frauen möglichst zu schonen seien. Dies lässt sich zumindest an zwei Fällen von Attentaten im Zuge der gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Arbeitgeber*innen und Arbeiter*innen in Barcelona zeigen, eine Gewaltform, die Anfang der 1920er Jahre in Barcelona die Zeit des *Pistolismo* charakterisierte. So wurde José Roman erst in seinem Laden erschossen, nachdem ihn seine Frau allein gelassen hatte (El Diluvio, 23.3.1921; El Noticiero Universal, 23.3.1921). Auch Jaime Rubinat Grau, der sich nach dem Erhalt von Morddrohungen stets von seiner Frau zur Bushaltestelle begleiten ließ, wurde Opfer eines Attentats an einem Tag, als diese einmal verhindert war (El Noticiero Universal, 16.10.1922, 4 und 19.10.1922, 12).

Insgesamt lässt sich somit festhalten, dass sich Frauen in Barcelona im Untersuchungszeitraum durchaus politisch betätigten, in die Arbeitskämpfe verwickelt waren und teilweise auch im kriminellen Milieu verkehrten. Trotzdem traten sie hinsichtlich der kollektiven Gewaltakte als Täterinnen so gut wie gar nicht in Erscheinung. Dieser Befund legt die Vermutung nahe, dass kollektive Gewalt in Barcelona während der Zwischenkriegszeit eine Männerdomäne war und hierbei Männlichkeitsrituale eine ganz wesentliche Rolle spielten. Der französische Soziologe Francois Dubet, der sich am Beispiel der französischen Vorstädte intensiv mit der Logik der Jugendgewalt auseinandergesetzt hat, sieht eine Ursache dafür in der Tatsache, dass Gesellschaften Gewalt von Jugendlichen als Beweise der Männlichkeit und Stärke eher tolerieren als die von anderen Gesellschaftsgruppen (Dubet 2002, 222). Auch am historischen Beispiel der in den deutschen und amerikanischen Großstädten in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts agierenden Straßenbanden, die hauptsächlich aus Jugendlichen bestanden, lässt sich zeigen, dass es bei einem Großteil der von ihnen ausgetragenen Konflikte außer um Ehre und Respekt vor allem um Männlichkeitsbeweise ging (Weinhauer 2011, 31-33). Zusammenfassend lässt sich somit feststellen, dass Frauen vor allem bei Straßenprotesten durchaus eine größere Rolle spielten, besonders, wenn es darum ging, Forderungen durchzusetzen, die ihr unmittelbares Lebensumfeld betrafen. Ihre

6 Ein Beispiel hierfür ist Isabel Zamora Soler, die wiederholt wegen Drogenhandels verhaftet wurde (El Noticiero Universal, 1.10.1934, 5 und 18.6.1935, 16). Francisco Madrid berichtet in seiner zeitgenössischen Milieustudie »Sangre en Atarazanas« von einer Frau, die zuerst in einem Bekleidungsgeschäft gearbeitet haben soll und sich dann dem Handel mit Kokain zuwandte, weil dieser wesentlich lukrativer war (Madrid 1926, 136).

Bedeutung innerhalb der Gewaltgemeinschaften war allerdings wesentlich geringer, wobei sie selbst bei den wenigen dokumentierten Beispielen in der Regel ihr geschlechtsspezifisches Rollenverhalten beibehielten. Im Hinblick auf ihre Beteiligung an kollektiven Gewaltakten äußerte sich dieses vor allem darin, dass Frauen ihr Geschlecht teilweise bewusst strategisch einsetzten, weil sie damit rechnen konnten, weniger staatliche Repression zu erfahren.

Frauen als Kombattantinnen im spanischen Bürgerkrieg

Der Bürgerkrieg, der seinen Anfang als Militäraufstand in der spanischen Kolonie Marokko genommen hatte, griff knapp zwei Tage später in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli 1936 auf Barcelona über, als militärische Einheiten ihre Garnisonen in- und außerhalb der Stadt verließen, um wichtige strategische Punkte und öffentliche Gebäude in Besitz zu nehmen. 45 Jahre später führte die amerikanische Politikwissenschaftlerin Martha Ackelsberg (1991, 69) in Badalona ein Interview mit Cristina Piera, in dem diese schildert, wie sie den Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges erlebt hatte:

»Ich wachte morgens auf und hörte, dass Menschen in der Waffenkammer waren... Also ging ich auch dorthin... Jeder ging dorthin... Ich nahm eine Pistole und zwei [Gewehr-]Magazine. Was ich eben tragen konnte. Sie hatten auch Schießpulver dort... Selbst ich, mit dem Wenigen, was ich wusste und was ich tun konnte, war dort. Die Leute nahmen Waffen und Munition an sich und auch ich nahm, was ich konnte.«

Während der Militärputsch in Galicien, Navarra sowie Teilen Andalusiens und Kastiliens erfolgreich verlief, konnte er in Nord- und Ostspanien sowie in großen Teilen Südspaniens vorerst niedergeschlagen werden. Obwohl in Barcelona das Militär den lokalen Polizeieinheiten, die weiterhin loyal zur Republik standen, zahlenmäßig weit überlegen war, konnten die Aufständischen dennoch relativ schnell überwältigt werden. Einen nicht zu unterschätzenden Anteil daran hatten die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter*innen. Diese hatten die militärische Intervention antizipiert und sich seit Wochen darauf vorbereitet, sodass sie sich dann – wie in der Quelle geschildert – schnell bewaffnen und den Soldaten entgegenstellen konnten (Ealham 2010, 170f.).

Dabei griffen in der modernen Gewaltgeschichte Spaniens nun zum ersten Mal auch Frauen zur Waffe und beteiligten sich aktiv an den Kämpfen in Barcelona. Dass es sich bei Cristina Piera und anderen Kämpferinnen nicht um Einzelfälle handelte, zeigt sich etwa daran, dass auch ausländischen Beobachtern wie dem österreichischen Kulturforscher Franz Borkenau die Präsenz von bewaffneten Frauen in den Straßen auffiel (Borkenau 1986, 72). Wie Lines am Beispiel der bereits

erwähnten Concha Pérez Collado gezeigt hat, war diese Dynamik vermutlich mit-ausschlaggebend dafür, dass die Frauen, nachdem der Aufstand in Barcelona nach einigen Tagen niedergeschlagen war, die Waffen nicht wieder ablegten, sondern viele von ihnen stattdessen mit ihren männlichen Kampfgenossen an die Front gingen (Lines 2015, 52). Über ihre Beweggründe sagte Rosario Sánchez später, dass sie eigentlich von Natur her nicht militaristisch veranlagt sei, aber sich verantwortlich dafür gefühlt habe, eine Diktatur zu verhindern, die ihr und den anderen Arbeiter*innen schlechte Zeiten beschert hätte (Goicoechea 1978, 52). Diese Aussage deutet darauf hin, dass für die Frauen der Griff zur Waffe offensichtlich eine Art von Selbstverteidigung darstellte, der mit dem Kampf gegen die lokalen militärischen Erhebungen begann und den sie dann an der Front fortsetzen wollten.

Das Ausmaß des spanischen Bürgerkrieges lässt sich auf Grund der teilweise äußerst problematischen Quellenlage nur schwer in konkrete Zahlen fassen. So verwundert es nicht, dass auch die Schätzungen über die Anzahl von Frauen, die sich auf Seiten der Republik aktiv an den Kampfhandlungen beteiligten, teilweise sehr weit auseinandergehen. In seiner sehr umfangreichen Überblicksdarstellung zum spanischen Bürgerkrieg schätzt der britische Historiker Anthony Beevor ihre Zahl auf etwa 1.000 (Beevor 2008, 142f.). Im Gegensatz dazu geht Mary Nash von weniger als 200 Kämpferinnen aus (Nash 1993, 275).

Lines hat in ihren Forschungen anhand von einzelnen Biographien zeigen können, dass es durchaus Frauen gab, die sich über einen längeren Zeitraum aktiv am Kampfgeschehen beteiligten. Insgesamt scheint die zu Beginn dieses Beitrags wiedergegebene Beobachtung George Orwells, dass Frauen nur in der Anfangszeit des Bürgerkrieges verstärkt an der Front präsent waren, aber durchaus zutreffend zu sein. Zunächst wurde ihre Beteiligung an den Kämpfen äußerst positiv wahrgenommen. So widmete beispielsweise der spanische Dichter Miguel Hernández Rosario der oben genannten Sánchez eine Verszeile, in der er würdigte, dass sie an der Front ihre Weiblichkeit behielt, aber trotzdem männliche Entschlossenheit zeigte (Hernández 1976, 312). Nicht nur die Zeitungen in der republikanischen Zone, sondern auch ausländische Korrespondent*innen betonten in zahlreichen Berichten die Tapferkeit, die von den Frauen in den Kämpfen an den Tag gelegt wurde (Kaminski 1976, 209; Tisa 1985, 120). Insgesamt scheinen Frauen, die sich aktiv an den Kampfhandlungen beteiligten, aber eher eine Ausnahme gewesen zu sein. Die meisten Frauen an der Front erfüllten stattdessen eher Hilfsfunktionen, vergleichbar mit ihrer Rolle in den im vorangegangenen Abschnitt untersuchten Gewaltgemeinschaften (Nash 1993, 281). Schon wenige Monate später ordnete der sozialistische Regierungschef Francisco Largo Caballero an, dass Frauen sich von der Front zurückziehen sollten, um stattdessen an der Heimatfront zu dienen (Scanlon 1976, 294). Auch wenn sich einige Frauen dem widersetzen, hatte sich die Zahl der aktiven Frontkämpferinnen bis zum Beginn des Jahres 1937 deutlich reduziert (Nash 1993, 276). Bis zum Ende des Bürgerkrieges im April 1939 hatten schätzungswei-

se etwa 150.000 Menschen ihr Leben in den Kampfhandlungen gelassen. Mindestens genauso viele Personen waren den politischen Säuberungs- und Vergeltungsmaßnahmen auf beiden Seiten zum Opfer gefallen. Auf Grund der hohen Zahl an Opfern und der Vielzahl von gänzlich unterschiedlich gearteten Einzelschicksalen fällt es schwer, allgemeingültige Aussagen darüber zu machen, ob es diesbezüglich genderspezifische Unterschiede gab. Die wenigen belastbaren Quellen deuten aber darauf hin, dass dies eher nicht der Fall gewesen sein dürfte. So soll einem Bericht des deutschen Botschafters zufolge Franco vollkommen teilnahmslos die Hinrichtung mehrerer gefangener Kämpferinnen angeordnet haben (Beevor 2008, 143). Der englische Historiker Paul Preston schildert in seinem monumentalen Werk zum Spanischen Bürgerkrieg zahlreiche Massaker, bei denen auch Frauen und in einigen Fällen selbst Kinder nicht verschont wurden (Preston 2012, 83, 133, 159). Somit ist anzunehmen, dass die Entgrenzung von Gewalt im Zuge des Bürgerkrieges auch dazu führte, dass der Konsens, Frauen zu verschonen, der zuvor von staatlichen wie auch von nichtstaatlichen Gewaltakteur*innen eingehalten wurde, offensichtlich keinerlei Bestand mehr hatte.

Fazit

In diesem Beitrag sollte exemplarisch gezeigt werden, dass es vielversprechend ist, zu untersuchen, welche Rolle Frauen bei gewaltsamen Protesten und in den zu jener Zeit agierenden Gewaltgemeinschaften innehaben. Dabei wurde deutlich, dass die Beteiligung von Frauen an den damals in Barcelona dominierenden Gewaltpraktiken nicht zu unterschätzen ist. Hinsichtlich der geschlechtsspezifischen Unterschiede stellte sich heraus, dass Frauen als Täterinnen zunächst meistens eher eine Hilfsfunktion zukam und von männlicher Seite weitgehend Konsens darüber bestand, sie möglichst vor Gewalt zu bewahren. Der spanische Bürgerkrieg stellte hier einen gravierenden Einschnitt dar, da Frauen nun vermutlich in erster Linie aus dem Antrieb der Selbstverteidigung selbst zur Waffe griffen. Diese Dynamik bestand allerdings nur in den ersten Kriegsmonaten. Danach übernahmen Frauen fast ausschließlich wieder Hilfsfunktionen, statt aktiv am Kampfgeschehen teilzunehmen. Die Totalität, mit der der Krieg vor allem von Seiten der Aufständischen geführt wurde, trug dazu bei, dass die bis dahin offenbar geltende stille Übereinkunft, Frauen bei gewalttätigen Auseinandersetzungen möglichst zu schonen, weitgehend ignoriert wurde. Auch wenn der Einsatz von Frontkämpferinnen zu Beginn des Krieges in den Medien heroisiert wurde, lässt dieses Verhalten insgesamt Rückschlüsse darauf zu, dass die im Eingangszitat von George Orwell formulierte Beobachtung, Frauen wären als militärische Akteurinnen nicht ernstgenommen oder zumindest als solche auf Grund ihres Geschlechts absichtlich nicht wahrgenommen worden, durchaus zutreffend ist.

Quellenverzeichnis

Archivo del Tribunal Superior de Justicia de Catalunya (ATSJC), Barcelona:

Libros de Sentencia 1935 Band 4, Dokument G9181480.

Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA AA), Berlin:

Länderabteilung II (West-, Süd- und Südosteuropa) 1920-1936: Spanien, Madrid 559, Dokument 7511.

Literaturverzeichnis

Ackelsberg, Martha: Free Women of Spain. Anarchism and the struggle for the emancipation of women, Bloomington 1991.

Althammer, Beate: Die Textilarbeiterinnen von Barcelona. Arbeitsbedingungen, Alltag und soziale Konflikte 1900-1914, Saarbrücken 1992.

Balcells, Albert: Working Women in the factories and home workshop of Catalonia in the 19th and first third of the 20th centuries, in: Catalan Historical Review 8 (2015), S. 71-81.

Beevor, Anthony: Der spanische Bürgerkrieg, München 2008.

Borderias, Cristina: Women Workers in the Barcelona labour market 1856-1936, in: Smith, Angel (Hg.): Red Barcelona. Social Protest and Labour Mobilization in the Twentieth Century, London 2002, S. 142-166.

Borkenau, Franz: Kampfplatz Spanien. Politische und soziale Konflikte im spanischen Bürgerkrieg. Ein Augenzeugenbericht, Stuttgart 1986.

Casanova, Julián: The Spanish Republic and Civil War, Cambridge, MA 2010.

Connelly Ullman, Joan: The Tragic Week. A Study of Anticlericalism in Spain 1875-1912, Cambridge, MA 1968.

Darrow, Margaret: French volunteer nursing and the myth of war experience in World War I, in: The American Historical Review 1 (1996), S. 80-106.

Demandt, Alexander: Das Attentat als Ereignis, in: ders. (Hg.): Das Attentat in der Geschichte, Köln 1996, S. 449-462.

Dubet, François: Jugendgewalt und Stadt. Das Beispiel der französischen Vorstädte, in: Heitmeyer, Wilhelm/Hagen, John (Hg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden 2002, S. 1171-1191.

Ealham, Chris: Anarchism and the City. Revolution and Counter-Revolution in Barcelona (1898-1937), Oakland 2010.

Enzensberger, Hans Magnus: Der kurze Sommer der Anarchie, Frankfurt a.M. 1972.

- Goicoechea, Maite: *Mujer y Guerra Civil. La historia que no se contó. Milicianas del 36, las olvidadas*, in: *Vindicación Feminista* 26 (1978), S. 51-54.
- González Calleja, Eduardo: *El máuser y el sufragio. Orden público, subversión y violencia en la crisis de la Restauración 1917-1931*, Madrid 1999.
- Grafl, Florian: *Terroristas, Pistoleros, Atracadores. Akteure, Praktiken und Topographien kollektiver Gewalt in Barcelona während der Zwischenkriegszeit 1918-1936*, Göttingen 2017.
- Hagemann, Karen: *Frauenprotest und Männerdemonstrationen. Zum geschlechterspezifischen Aktionsverhalten im großstädtischen Arbeitermilieu der Weimarer Republik* in: Warneken, Bernd Jürgen (Hg.): *Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstration*, Frankfurt a.M. 1991, S. 202-230.
- Herrerín López, Ángel: *Anarquía, dinamita y revolución social. Violencia y represión en la España de entre siglos (1868-1909)*, Madrid 2011.
- Hobsbawm, Eric: *Die Banditen. Räuber als Sozialrebell*, Köln 2007.
- Kaminski, Hans: *Los de Barcelona*, Barcelona 1976.
- Kaplan, Temma: *Red city, blue period. Social Movements in Picasso's Barcelona*, Berkeley 1992.
- Lines, Lisa: *Milicianas. Women in Combat in the Spanish Civil War*, Plymouth 2015.
- Madrid, Francisco: *Sangre en Atarazanas*, Barcelona 1926.
- Marín, Dolors: *La Semana Trágica. Barcelona en llamas, la revuelta popular y la Escuela Moderna*, Madrid 2009.
- Martin Moruno, Dolorès: *Becoming visible and real. Images of Republican Women during the Spanish Civil War*, in: *Visual Culture & Gender* 5 (2010), S. 5-15.
- Nagel, Klaus-Jürgen: »Alguna cosa més que la renta-plats?«. Zum »Feminismus« von Katalanismus und Arbeiterbewegung zwischen 1900 und 1930, in: *Zeitschrift für Katalanistik* 3 (1990), S. 231-248.
- Nash, Mary: *Women in War. Milicianas and Armed Combat in Revolutionary Spain 1936-1939*, in: *The International Historical Review* 15 (1993), S. 269-282.
- : *Libertarias y anarcofeminismo*, in: Casanova, Julián (Hg.): *Tierra y libertad. Cien años de anarquismo en España*, Barcelona 2010, S. 191-218.
- : *Rojas. Las mujeres republicanas en la Guerra Civil*, 6. Aufl., Barcelona 2016.
- Núñez Pérez, María Gloria: *Políticas de igualdad entre varones y mujeres en la segunda república española*, in: *Espacio, tiempo y forma* 11 (1998), S. 393-446.
- Orwell, George: *Mein Katalonien. Bericht über den Spanischen Bürgerkrieg*, Zürich 1975.
- Paz, Abel: *Feigenkakteen und Skorpione. Eine Biographie (1921-1936)*, Lich 2007.
- Peirats, José: *De mi paso por la vida. Memorias*, Barcelona 2009.
- Preston, Paul: *The Spanish Holocaust. Inquisition and extermination in 20th century Spain*, London 2012.

- Radcliff, Pamela Beth: Women's Politics. Consumer Riots in Twentieth-Century Spain, in: Dies./Enders, Victoria Lorée (Hg.): Constructing Spanish Womanhood. Female Identity in Modern Spain, New York 1999, S. 301-324.
- Reichardt, Sven: Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrimus und in der deutschen SA, 2. Aufl., Weimar 2009.
- Rodden, John und John Rossi: The Cambridge Introduction to George Orwell, Cambridge, MA 2012.
- Salut, Emili: Vivers revolucionaris. Apunts històrics del districte cinquè, Barcelona 1938.
- Sanz, Ricardo: El sindicalismo y la politica. »Los Solidarios« y »Nosotros«, Toulouse 1966.
- Scanlon, Geraldine: La polémica feminista en la España contemporánea (1864-1975), Madrid 1976.
- Scheutz, Martin: Stadt und Gewalt im Hinblick historischer Forschung, in: Gruber, Elisabeth/Weigl, Andreas (Hrsg): Stadt und Gewalt, Innsbruck 2016, S. 19-58.
- Seidman, Michael: Workers against Work. Labor in Paris and Barcelona during the Popular Fronts, Berkeley, CA 1991.
- : Women's subversive individualism in Barcelona during the 1930s, in: International Review of Social History 37 (1992), S. 161-176.
- Smith, Angel: Barcelona through the European mirror. From red and black to claret and blue, in: Ders. (Hg.): Red Barcelona. Social Protest and Labour Mobilization in the Twentieth Century, London 2002, S. 17-43.
- : Revolution and Reaction. Catalan Labour and the Crisis of the Central State, 1898-1923, New York 2007.
- Speitkamp, Winfried: Gewaltgemeinschaften, in: Gudehus, Christian/Christ, Michaela (Hg.): Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart 2013, S. 184-189.
- Swett, Pamela: Neighbors and enemies. The culture of radicalism in Berlin, 1929-1933, Cambridge, MA 2004.
- Tisa, John: Recalling the Good Fight. An Autobiography of the Spanish Civil War, South Hadley, MA 1985.
- Vega, Eulàlia: Pioneras y revolucionarias. Mujeres libertarias durante la República, la Guerra Civil y el Franquismo, Barcelona 2010.
- Weinhauer, Klaus: Urbane Jugendproteste, Jugendbanden und soziale Ungleichheit seit dem 19. Jahrhundert. Vergleichende und transnationale Perspektiven auf Deutschland, England und die USA, in: Schäfer, Arne u.a. (Hg.): Kulturen jugendlichen Aufbegehrens. Jugendprotest und soziale Unsicherheit, Weinheim 2011, S. 25-48.

Besatzung und Geschlecht

Geschlechtergeschichtliche Analysen des männlichen Alltagslebens unter deutscher Besatzung im Zweiten Weltkrieg

Agnes Laba

Die Transitionsprozesse, die konstitutiv sind für die unmittelbare Zeit nach Kriegen und gewaltsamen Konflikten, sind höchst gegenderte Prozesse. Ihnen, so wie auch den damit einhergehenden Konzepten von Sicherheit und Unsicherheit, Krieg und Frieden sind nicht nur bestimmte Gesellschaftsvorstellungen inhärent, sondern auch bestimmte Geschlechterordnungen, die strukturell dazu tendieren, patriarchale Geschlechterordnungen zu befördern (MacKenzie 2012, 3). Dies gilt auch für die unmittelbare Zeit nach dem Ende der deutschen Besatzung während des Zweiten Weltkrieges, wie das französische Beispiel zeigt. Im Zuge der »épuration« (Säuberung), also der Verurteilung von Personen, die der Kollaboration mit dem deutschen Besatzungsregime bezichtigt worden waren, kam es immer wieder auch zu öffentlichen Anprangerungen und Beschuldigungen von Frauen, die sich, so der Vorwurf, der sog. »horizontalen Kollaboration« schuldig gemacht haben sollen, d.h. eine Beziehung zu einem deutschen Soldaten eingegangen waren. Die Vorgänge, wie Abb. 7 zeigt, kann man sich als ein öffentliches Spektakel vorstellen, bei dem die beschuldigten Frauen vorgeführt und durch das Bemalen des Körpers, durch Entkleiden und/oder das Rasieren des Kopfes gedemütigt wurden, während große Teile der anwesenden Bevölkerung sich nicht selten in überschwänglichen Gefühlsausbrüchen ergingen (Duchen 2000, 234f.).

Diese Behandlung der sog. »filles à Boches« (Deutschflittchen) in Frankreich, die in ihren regionalen und lokalen Variationen auch in vielen anderen ehemals von der deutschen Wehrmacht besetzten Ländern zu finden ist, hat von der Forschung einige Aufmerksamkeit erfahren. Konsens herrscht über den geschlechtlichen Charakter dieses Phänomens: Die deutsche Besatzung habe eine symbolische Entmaskulinisierung der (französischen) Männer bedeutet. Das öffentliche Bestrafen und Demütigen von Frauen, die sich während der Besatzung mit einem deutschen Mann eingelassen hatten, können somit als Remaskulinisierungsprozesse gelesen werden (Capdevila 1995).

Abb. 7: Paris, der Kollaboration beschuldigte Französinnen © Bundesarchiv, Bild 146-1975-041-10.



Insgesamt wird den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts häufig attestiert, dass sie zu »Krisen der Männlichkeit« geführt hätten (Capdevila 2001, 202).¹ Durch den Ersten Weltkrieg wurde das Bild des edlen Soldaten vor allem durch die Erfahrungen der modernen Kriegsführung, die visuellen Schrecken der Schlachtfelder und die daraus resultierenden körperlichen Verletzungen und psychischen Traumata erschüttert. Ein Phänomen, für das die Kriegsveteranen in den jeweiligen Nachkriegsgesellschaften Symbol standen.² Im Bezug auf den Zweiten Weltkrieg sollte die Besatzungserfahrung systematischer in die Forschung über die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges auf männliche Identitäten der europäischen Gesellschaften einbezogen werden. Schließlich lebten auf dem Höhepunkt der deutschen Expansion mehr als 200 Millionen Menschen unter deutscher Besatzung. Diese, das haben neuere Studien zur Alltagsgeschichte gezeigt, bildete nicht nur den zentralen Erfahrungszusammenhang europäischer Gesellschaften während des Zweiten Weltkrieges, sondern die deutsche Besatzung muss auch

1 Zum analytischen Mehrwert von »Krise« bei der Analyse von Männlichkeiten vgl. Opitz-Belachal 2008, 31f.

2 Zum symbolischen Bedeutungsgehalt und den Erfahrungszusammenhängen von Kriegsveteranen in der Weimarer Republik vgl. Kienitz 2001, 367f.

theoretisch-methodisch von den Situationen der sog. »Kriegsgesellschaften« unterschieden werden (Tönsmeyer 2015).

Die systematische Einbeziehung der Auswirkungen der deutschen Besatzung einerseits auf Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit, andererseits auf männliche und weibliche Selbstverständnisse sowie Identitäten innerhalb der besetzten Gesellschaften stellt ein Forschungsdesiderat dar. Während bereits einige Studien vorliegen, die die spezifisch weiblichen Erfahrungen der Besatzung aufzeigen und somit zu einem besseren Verständnis der sozialen Prozesse beigetragen haben, die die Besatzung ausgelöst und bedingt hat,³ konzentrieren sich Studien, die sich mit männlichen Erfahrungen beschäftigen, meist auf ihre Erfahrungen in nicht-zivilen Kontexten wie der Partisanenbewegungen oder der Kriegsgefangenschaft. Zivile männliche Erfahrungszusammenhänge bilden ebenso eine Leerstelle wie Studien, die sich den männlichen und weiblichen Erfahrungszusammenhängen in ihrer Reziprozität widmen.⁴

Die spezifisch männlichen Erfahrungszusammenhänge der Besatzung ernst zu nehmen, kann zu einem komplexeren Verständnis dessen führen, was gemeinhin als »Krise der Männlichkeit« des Zweiten Weltkrieges bezeichnet wird (Capdevila 2001, 202; Kelly 1995, 119f.). Diese können darüber hinaus Anhaltspunkte darauf geben, welche Auswirkungen die deutsche Besatzung auf europäische Gesellschaften auch über ihr Ende hinaus hatte. Insbesondere auf der Alltagsebene wirkte die Besatzung lange über die vermeintliche Zäsur 1944/45 fort: Witwenschaft, Vaterlosigkeit, Familientrennungen, Scheidungen oder Erfahrungen von sexualisierter Gewalt sind nur die offensichtlichsten Momente, in denen man den Nachwirkungen der Besatzungszeit auf Geschlechterverhältnisse und geschlechterspezifische Identitäten nachspüren kann. Eine Analyse der Auswirkungen der deutschen Besatzung auf die Geschlechterordnungen der besetzten Gesellschaften kann zu einem nuancierten Verständnis europäischer Nachkriegsgeschichte führen.

Ausgehend von diesen Vorüberlegungen stellt der vorliegende Artikel eine methodische Reflexion über den Komplex der »besetzten Männlichkeiten« des Zweiten Weltkrieges dar. Die Vorannahme ist, dass die Rahmenbedingungen und somit auch Auswirkungen, die die Besatzung auf die Geschlechterordnungen der besetzten Gesellschaften hatte, anders gelagert waren als diejenigen von Kriegsgeschehen auf Geschlechterordnungen von Kriegsgesellschaften. Die These, die hier vertreten wird, ist, dass indem die Besatzung zu einer Neustrukturierung des Alltags der

3 Die vorliegenden Studien zur Situation von lokalen Frauen während der deutschen Besatzung sind dabei überwiegend nationalgeschichtlich ausgelegt. Vor allem für Frankreich liegen hier Studien vor (u.a. Diamond 1999). Für Polen wird währenddessen der Mehrwert von geschlechtergeschichtlichen Arbeiten zur Geschichte der deutschen Besatzung überhaupt erst seit einigen Jahren diskutiert (u.a. Hytrek-Hryciuk et al. 2015, 13f.).

4 Zur Unsichtbarkeit von zivilen Männern in Kriegssituationen vgl. (Linsey/Pattinson 2018, 1f.).

besetzten Gesellschaften führte, sie auch geschlechtsspezifische Alltagspraktiken und damit die vorherrschenden geschlechtsspezifischen sozialen Rollen sowie die damit einhergehenden sozialen Machtverhältnisse herausforderte.

In einem ersten Schritt werden zunächst die theoretisch-methodischen Voraussetzungen für die Analyse der Rahmenbedingungen der Auswirkungen der deutschen Besatzung auf »besetzte Männlichkeiten« umrissen.⁵ In einem zweiten Schritt werden zwei Aspekte männlicher Erfahrungszusammenhänge unter deutscher Besatzung beispielhaft beleuchtet, um die spezifischen Auswirkungen der Besatzungssituationen auf männliche Alltagspraktiken und die damit verbundenen Herausforderungen für männliche Identitäten der besetzten Gesellschaften herauszuarbeiten.

Von der Kriegsniederlage zur Besatzung. Theoretisches zu Besatzung, Alltag und Geschlecht im Zweiten Weltkrieg

Die jüngste Forschung zum Alltag unter deutscher Besatzung hat herausgearbeitet, dass der Erfahrungszusammenhang »Besatzung« konzeptionell von den »Kriegsgesellschaften« unterschieden werden muss (Tönsmeier 2015). Welche Gemeinsamkeiten lassen sich zwischen den verschiedenen besetzten Ländern feststellen, wenngleich die jeweilige Besatzungspolitik von Land zu Land variierte? Zu den Gemeinsamkeiten gehörte, dass die Fremdherrschaft mit einer Entmündigung der eigenen Staatlichkeit und der physischen bzw. regulativen Präsenz der deutschen Besatzungsmacht einherging. Für das Alltagsleben der unter Besatzung lebenden Menschen bedeutete dies teils starke Einschränkungen. Dazu gehörten eine sich verschlechternde Versorgungslage, physische und psychische Gewalterfahrungen und/oder -androhungen und die Tatsache, dass verschiedene etablierte Alltagspraktiken kriminalisiert und nicht selten hart bestraft wurden. Die Besatzung strukturierte somit den Alltag der unter ihren Rahmenbedingungen lebenden Menschen neu, wobei die Situation primär durch Unsicherheit geprägt war.

Zeitgleich lässt sich beobachten, dass sich unter diesen schwierigen Bedingungen allmählich eine Art »neue Normalität« etablierte, die von einem Nebeneinander von altem Alltag und neuer Ausnahme geprägt war. Banale Alltagstätigkeiten, die Auslotung von Handlungsmöglichkeiten, Überlebensstrategien und Erfahrungen von Gewalt, Verfolgung und Tod standen also nebeneinander und bildeten eine

5 Der Artikel konzentriert sich auf bürgerlich-urbane Milieus. Die Auswirkungen der Besatzung auf geschlechtsspezifische Alltagspraktiken in ländlichen Kontexten und im Arbeitermilieu bilden noch ein Forschungsdesiderat.

Art »Veralltäglichen« des Ausnahmezustands (Lüdtke 2015, 64). Trotz der widrigen Umstände passten sich die unter deutscher Besatzung lebenden Menschen an die Situation an, was auch bedeutete, dass sie ihre Identitäten, zu denen neben sozialem Status oder dem Glauben auch das Geschlecht gehören konnte, aufrechterhielten, wenn nötig re-affirmierten oder auch weiterentwickelten.

Im Hinblick auf Geschlecht und Alter unterschieden sich die besetzten Gesellschaften von denen in Friedenszeiten insofern, dass Männer, vor allem diejenigen im sog. »produktiven« Alter, größtenteils abwesend waren; sei es in Kriegsgefangenschaft, in Haft, verschollen, tot oder im Untergrund tätig. Die Sowjetunion ist ein Beispiel, an dem sich das Ungleichgewicht zwischen Frauen und Männern in einem sehr dramatischen Ausmaß zeigen lässt (Zubkova 1998, 20). In Frankreich gerieten allein 1940 etwa 1,6 Millionen französische Männer in Kriegsgefangenschaft. Diese Männer waren meist zwischen 20 und 40 Jahren alt, 57 Prozent von ihnen waren verheiratet und etwa 39 Prozent hatten Kinder. Ein erheblicher Teil war während der gesamten Zeit der deutschen Besatzung von ihren Familien getrennt (Fishman 1998, 182f.). Zu diesen Zahlen sind noch die zahlreichen Männer hinzuzurechnen, die zur Zwangsarbeit ins Reich gebracht wurden (Diamond 1999, 31). Im Protektorat Böhmen und Mähren blieb jedoch der männliche Teil der einheimischen Bevölkerung während der meisten Zeit der Besatzung zu Hause, wie es auch in den Niederlanden, Dänemark und Norwegen der Fall war (Feinberg 2006, 96). In Belgien wurden von den insgesamt ca. 225.000 belgischen Soldaten, die 1940 von der Wehrmacht gefangen genommen worden waren, Kriegsgefangene flämischer Herkunft im Vergleich zu ihren wallonischen Kameraden besonders schnell repatriert. Dadurch unterschied sich das Geschlechterverhältnis in den flämischen Regionen deutlich von dem in den wallonischen Regionen, wo ein Großteil der Männer jahrelang abwesend war.⁶ Und selbst im besetzten Polen befanden sich weit mehr Männer in den besetzten Gebieten, als in den Jahren nach dem Ende der Besatzung behauptet wurde. Einen lang andauernden Kriegszustand hatte es dort weder gegeben, noch war dieser im Vorfeld absehbar gewesen; es waren also nicht ganze Jahrgänge mobilisiert und eingezogen worden, wie es etwa in Frankreich der Fall gewesen war (Grabowski 2009, 13-38; Klich-Kluczevska 2012, 307f.). Aber auch in Frankreich selbst wurden bald nach der Niederlage Tausende von Soldaten demobilisiert und kehrten nach Hause zu ihren Familien zurück (Diamond 1999, 31). Damit muss festgehalten werden, dass sich die Anwesenheitsgesellschaften, die unter den Besatzungsbedingungen leben mussten, in zahlreichen Kontexten vor allem aus Frauen, Kindern und alten Menschen zusammensetzten (Tönsmeier 2015).

6 Diese Ungleichbehandlung resultierte aus der nationalsozialistischen »Flamenpolitik«, die darauf abzielte, die innerbelgischen Konflikte zwischen Flamen und Wallonen zu verschärfen (Warmbrunn 1993, 187).

Dass es durchaus auch ein männliches ziviles Erleben der Besatzung gegeben hat, zeigen zahlreiche Tagebücher von männlichen Akteuren. Und auch jüdische Männer (und Frauen) waren Teil der besetzten Gesellschaften, solange sie (noch) nicht »ghettoisiert« oder Insassen von KZs und somit räumlich getrennt von ihrer anvertrauten Gemeinschaft und Familie waren (Friedländer 2007).⁷ Vor diesem Hintergrund ist somit nicht nur eine erhöhte Sensibilität gegenüber der sozialen Struktur der besetzten Gesellschaften notwendig, sondern auch gegenüber den spezifischen Bedingungen des jeweiligen männlichen Erlebens. Männliche Erfahrungszusammenhänge unter deutscher Besatzung unterschieden sich nicht nur in sozialer, religiöser und lokaler Hinsicht, sondern auch dahingehend, ob die untersuchten männlichen Akteure nach langer Abwesenheit in ihre Ursprungskontexte zurückkehrten oder gegebenenfalls niemals abwesend gewesen waren.

Neben den Erfahrungen, die die verbliebenen Mitglieder der lokalen Gesellschaften (zumeist Frauen, Kinder und alte Menschen) als Folge der Abwesenheit ihrer Ehemänner, Väter, Brüder und Söhne machten, stellt sich die bisher vernachlässigte Frage nach den Erfahrungen der Männer selbst, die entweder im vollen Wissen um die Besatzungssituation abwesend waren oder als (wieder) Anwesende mit den konkreten Auswirkungen der Besatzung leben mussten. Auch die Abwesenheit, wie Briefe von französischen Kriegsgefangenen an ihre Ehefrauen zeigen, können in dieser Hinsicht nicht nur auf spezifisch männliches Erleben als Kriegsgefangene in Kriegsgefangenenlagern gelesen werden, sondern auch im Hinblick auf ein männliches »Doing Gender« im Kontext des zivilen Alltagslebens (West/Zimmerman 1987).

-
- 7 Jüdische und nicht-jüdische Menschen gleichermaßen in die Analyse der unter deutscher Besatzung lebenden Gesellschaften einzubeziehen und somit auch in Form einer integrierten Geschichte der deutschen Besatzung die *agency* von jüdischen Menschen ernst zu nehmen, wurde von Autoren wie Saul Friedländer stark gemacht. Die Phase von Beginn der Besatzung bis zur Etablierung der Ghettos und KZs wird von Autoren wie Chaim Kaplan als eine Phase des Übergangs beschrieben, in der jüdische Menschen noch Teil ihrer anvertrauten Gemeinschaften waren, allerdings allmählich von dieser ausgeschlossen wurden. Die Erfahrungen, die jüdische Männer in dieser Phase machten, waren sehr divers und hingen sowohl davon ab, in welchem besetzten Land sie lebten, als auch welche wirtschaftlichen und anderen Ressourcen sie mobilisieren konnten. Das einende Moment all dieser sehr unterschiedlichen Erfahrungen jedoch war, dass sie durch die Besatzungsmacht und zum Teil auch ihre nicht-jüdischen Mitbürger aus der Gemeinschaft und dem öffentlichen Leben ausgeschlossen wurden und auch ihre eigenen privaten und öffentlichen Leben allmählich eingeschränkt und unterbunden wurden. Neuere Studien zu geschlechterspezifischen Erfahrungen während der Shoa haben aufgezeigt, dass geschlechtergeschichtliche Analysen dazu beitragen können, die *agency* jüdischer Menschen aufzudecken, indem sie zeigen, inwiefern Geschlecht bei der Bewältigung von extremen Erfahrungen während der Shoa eine Rolle spielen konnte (Kaplan 1998, 7; Wünschmann 2013, 202).

Dabei forderte die Besatzungssituation tiefsitzende gesellschaftliche Selbstbeschreibungen heraus, in denen Geschlechterrollen eine grundlegende Funktion hatten. Spätestens seit den europäischen Nationsbildungsprozessen des 19. Jahrhunderts sind Männlichkeit, Staatsbürgerschaft und Militär miteinander verbundene Teile nationaler Identitäten – eine Verbindung, die in Kriegszeiten besonders nuanciert wird: Demnach würden Männer als »Bürgersoldaten« in den Krieg ziehen, um unschuldige Zivilist*innen, nämlich Frauen und Kinder, zu schützen.⁸ Diese Verknüpfung von Männlichkeit mit dem Militär bildet nicht nur die Grundlage für die Zuordnung von Weiblichkeit mit der »Heimatfront« als Erweiterung der in Friedenszeiten als weiblich konnotierten zivilen und privaten Sphäre. Mit dieser vergeschlechtlichten Imagination geht eine Rollenverteilung einher, die Frauen als Verantwortliche für die Reproduktion der Nation und Männer als deren Beschützer imaginiert (Lenz 2016, 100). Selbstredend entspricht diese geschlechtliche Trennung von männlicher »Front« und weiblicher »Heimatfront« nicht den Realitäten der meisten Kriege und ist deshalb als eine idealtypische und vereinfachte Konstruktion zu klassifizieren. Sie war jedoch (und ist es in vielen Kontexten immer noch) ein integraler Bestandteil selbstbeschreibender Narrative von sich in Kriegs- und Konfliktsituationen befindenden Gesellschaften, die oft von den kriegführenden Regimen mit dem Ziel popularisiert wird, die eigene Bevölkerung zu mobilisieren und/oder die Moral der Bevölkerung aufrecht zu erhalten.

Die hartnäckige Persistenz des vermeintlichen Versprechens männlichen Schutzes zeigt, dass es in erster Linie nicht darum geht, ob Männer Frauen tatsächlich beschützen; vielmehr ist der (in Aussicht gestellte) männliche Schutz als Ausdruck herrschender Geschlechterhierarchien zu verstehen, in denen Männlichkeit die ihr untergeordnete Weiblichkeit schützen soll (Williams 2016, 20f.). Wie bereits weibliche Kriegsteilnehmerinnen die in dieser Imagination angelegte Geschlechterhierarchie herausfordern,⁹ müssen auch Erfahrungen der Niederlage und in noch stärkerem Maße Erfahrungen von Besatzung durch fremde

8 Üblicherweise bedeutet dieses Konzept der Geschlechterhierarchien, dass eine hegemoniale Männlichkeit andere, abweichende Männlichkeiten und alle Weiblichkeiten als untergeordnet betrachtet (Connell/Messerschmidt 2016, 829f.).

9 Die weitverbreiteten Imaginationen von Frauen als von Natur aus friedliche Wesen führen dazu, dass diese überwiegend als Opfer von Kriegen und gewalttätigen Konflikten verstanden werden. Weibliche Teilnehmerinnen an gewalttätigen Auseinandersetzungen werden in der Regel in den Narrativen, die sich nach diesen entwickelten, weitestgehend ausgeklammert. Sie scheinen mit den geschlechtlich kodierten Imaginationen von Krieg und Konflikt zu brechen (MacKenzie 2012, 2). Auch für die Zeit der deutschen Besatzung lässt sich beobachten, dass weibliche Teilnehmerinnen etwa am Widerstand lange Zeit aus den nationalen Narrativen und auch der Forschung ausgeklammert worden sind. Für die Ukraine beispielhaft Petrenko 2018.

Mächte herausfordernd für männliche Identitäten und damit angelegte Geschlechterhierarchien wirken. Schließlich transportiert die Besatzung die Folgen der Niederlage direkt in die zivile Sphäre: So bedeutete auch der Beginn der deutschen Okkupation das Ende eines offiziellen Frontkonflikts, wenn es einen solchen überhaupt gegeben hatte.¹⁰ Die Berührungspunkte mit dem Feind wurden so von den Schlachtfeldern in die zivilen Räume verlegt – in den Bereich, der von den »Bürgersoldaten« hätte verteidigt werden sollen (Capdevila 1998, 609-611).

Die Besatzungssituation hat einerseits die imaginierte Trennung von »Front« und »Heimatfront« aufgeweicht und andererseits eine Situation geschaffen, in der nicht nur im Alltag integrale Praktiken männlicher Identitätsbildungsprozesse herausgefordert wurden, sondern auch die bis dato vorherrschenden Hierarchien und Machtverhältnisse, die dadurch gespeist worden waren. Zentral dabei ist, dass sich die Herausforderungen für diese Machtverhältnisse sowohl aus den sich verändernden Beziehungen von lokalen Frauen und Männern ergaben als auch eine homosoziale Komponente hatten. Letztere verweist auf die sich durch die Besatzung verändernden Machtstrukturen innerhalb der homosozialen Gemeinschaft lokaler Männer¹¹ sowie auf die Herausforderungen, die lokale männliche Identitäten durch die Anwesenheit der überwiegend männlichen Besatzer erfuhren. »Besetzte Männlichkeiten«, so könnte man zusammenfassen, standen somit sowohl von Seiten des eigenen Geschlechts als auch von Seiten des weiblichen Geschlechts unter Druck.

Konkurrierende Männlichkeiten

Deutsche Soldaten und andere (zumeist männliche) Vertreter des deutschen Besatzungsregimes wurden zu einem zentralen Bestandteil des Alltagslebens der besetzten Gesellschaften (Tönsmeier/Thijs 2017). Die Forschung spricht von ca. 500.000 deutschen Wehrmachtssoldaten im Generalgouvernement und rund 60.000 Polizisten und SS-Männern, von denen ein großer Teil in Warschau stationiert war (Röger 2017, 42). Auch im besetzten Teil Frankreichs muss man von mehreren Hunderttausend deutschen Soldaten und anderen Vertretern des Besatzungsregimes ausgehen, wobei die Mehrheit sich auf Paris und andere Großstädte konzentrierte

10 Johanna Urbanek argumentiert ähnlich in Hytrek-Hryciuk et al. 2015, 23.

11 Homosoziale Gemeinschaften stiften und verstärken Solidarität unter den Männern, versorgen sie mit symbolischen Ressourcen und bieten somit den Raum, um sich sowohl der eigenen Männlichkeit zu vergewissern als auch Abgrenzung zum anderen Geschlecht zu konstruieren. Zur Bedeutung von homosozialen Gemeinschaften für männliche Identitätsbildungen und -aushandlungen vgl. Bourdieu 2017.

(Imlay 2016, 206). Während in den mit 8.729.000 Einwohnern recht dicht besiedelten Niederlanden die Zahl der anwesenden deutschen Soldaten mit 50.000 bis 60.000 in 1942 und ca. 125.000 Ende des Jahres 1943 verhältnismäßig gering war (Foray 2010, 782), waren es im dünn besiedelten Norwegen rund 350.000 Soldaten, die auf rund drei Millionen Einwohner kamen (Fritsche 2020, 361). Die Besatzer gehörten in zahlreichen Städten im besetzten Europa, wenn auch in unterschiedlichem Umfang, zum alltäglichen Leben. Man traf sie auf der Straße oder in Cafés und anderen kulturellen und öffentlichen Einrichtungen an, in einigen Fällen arbeitete man für sie oder kam anderweitig mit ihnen in persönlichen Kontakt. Aus Begegnungen konnten potenziell Kontakte werden, die konflikthaft, kooperativ oder solidarisch geprägt sein konnten.¹² In jedem Fall teilten die Erfahrungswelten von Besatzern und Besetzten in vielfältiger Weise Berührungspunkte und waren oftmals sogar miteinander verflochten.¹³ Die so entstehenden Dynamiken zwischen Besatzern und Besetzten hatten auch weitreichende Auswirkungen auf männliche Identitäten der besetzten Gesellschaften (Imlay 2016, 185). Die deutschen Besatzer repräsentierten nicht nur die neue politische Macht, sie verkörperten gleichzeitig auch eine spezifische Form von Männlichkeit.¹⁴ Es traten also mit der deutschen Besatzungsmacht nicht nur Vertreter mit eigenen Männlichkeitskonzepten und -idealen in den lokalen Kontext; auf Grund der asymmetrischen Machtverhältnisse zwischen Besatzern und Besetzten vermischten sich diese Männlichkeitsideale mit Machtpositionen. Sie traten somit in Konkurrenz zu den bis dahin hegemonialen Männlichkeitsentwürfen der lokalen Gesellschaften und forderten gleichzeitig die bis dato vorherrschenden Machtverhältnisse heraus, die die Geschlechterordnungen strukturiert hatten.

Diese Veränderung wird in ihrer räumlichen Dimension besonders anschaulich. So führte die Besatzungssituation zu Veränderungen in der Bedeutung von sozialen und symbolischen Räumen der besetzten Gesellschaften. Öffentliche Räume

12 Diese von Maria Fritsche entworfene Aufteilung bezieht sich auf ein Konzept Max Webers (Fritsche 2020, 362).

13 Die zahlreichen Kontakt- und Konfliktpunkte zwischen deutschen Besatzern und Mitgliedern der lokalen besetzten Gesellschaften werden von der Forschung als eines der zentralen Erfahrungsmomente unter deutscher Besatzung hervorgehoben, wenn auch diese Aspekte in den jeweiligen Nationalhistoriographien aus unterschiedlichen Gründen vernachlässigt worden sind. Den französischen Fall analysiert Talbot Imlay (2018, 183f.).

14 Zu Männlichkeitsidealen und -konzepten im Nationalsozialismus vgl. Kühne 2018, 354f. In Bezug auf den Nationalsozialismus haben zahlreiche Historiker*innen das nationalsozialistische männliche Geschlechterideal als »hypermaskulin« bezeichnet, mit einer Verbindung zwischen Virilität, Militarismus und Brutalität (dazu Westerman 2019, 38). Dass das nationalsozialistische männliche Selbstbild »hypermaskulin« war, wurde auch von Zeitgenossen erkannt, wie die Feminisierung der Nationalsozialisten durch Vertreter des französischen Antifaschismus zeigt (Meyers 2006, 109f.).

sind immer ein umkämpftes Terrain. In diesen Aushandlungsprozessen und Auseinandersetzungen um den umkämpften Raum kommen gesellschaftliche Machtverhältnisse zum Ausdruck, die entweder bestätigt oder auch untergraben werden (können) (Gunn 2001, 8).¹⁵ Als traditionell männliche Einflussosphäre (im Gegensatz zu privaten Räumen, die als typisch weibliche Einflussosphären gehandelt wurden und werden) repräsentiert der öffentliche und halböffentliche Raum männliche Macht und kann zu einer Arena werden, in der konkurrierende männliche Machtansprüche ausgefochten werden. Für männliche Alltagspraktiken, die sich im öffentlichen Raum abspielten, bedeutete die Besetzung in dieser Hinsicht einen klaren Einschnitt: Die Entmündigung der eigenen Staatlichkeit brachte das (überwiegend von männlichen Vertretern der jeweiligen Gesellschaften vollzogene) Agieren auf politischem Parkett nicht nur auf nationaler, sondern auch lokaler Ebene häufig gänzlich zum Erliegen, kulturelle Vereinigungen und Vereine wurden geschlossen oder konnten nur in eingeschränktem Maße weiter agieren und auch der Zugang zu Universitäten und anderen Einrichtungen höherer Bildung wurde unter Besatzungsbedingungen eingeschränkt oder (für bestimmte Bevölkerungsgruppen) gänzlich gekappt. Insbesondere jüdischen Männern war auf Grund der nationalsozialistischen Rassenideologie der Zugang zum öffentlichen Raum besonders schnell und zumeist unverhandelbar verwehrt. Hierdurch fielen häufig nicht nur spezifische Praktiken weg, die in den jeweiligen politischen, beruflichen oder kulturellen Kontexten an Bestandteile männlicher Identitätsbildung geknüpft waren, es bedeutete auch das Wegbrechen von anvertrauten homosozialen Beziehungen, innerhalb derer männliche Identitäten aber auch Gruppenhierarchien und Beziehungen ausgehandelt worden waren (Carey 2017, 63f.).

In den öffentlichen und halböffentlichen Räumen, die für Teile der männlichen Vertreter der lokalen Gesellschaften weiterhin zugänglich waren, etwa Kneipen, Cafés, Straßen und öffentliche Plätze, trat der männliche Besatzer als neuer Akteur auf. Dieser besetzte den öffentlichen und halböffentlichen Raum und machte den Besetzten auf Grund des starken Machtgefälles ihren symbolischen Raum streitig. Dass Begegnungen zwischen den Vertretern dieser konkurrierenden Männlichkeiten häufig konflikthafter Charakter annahmen, liegt auf der Hand und wurde von beiden Seiten teilweise aktiv gesucht (Fritsche 2019, 120). Am Anfang stand nicht selten provozierendes Verhalten, wie etwa verbale Angriffe und Beleidigungen oder auch Drängeleien auf der Straße. Vor allem in Bars, Cafés und Kneipen hatte der Konsum von Alkohol eine enthemmende Wirkung, wobei es auch immer wieder zu Streitigkeiten um Frauen kam.¹⁶

15 Dieser Ansatz lässt sich in zahlreichen neuen Studien zu urbanen öffentlichen Räumen finden (vgl. Murphy/O'Driscoll 2021).

16 Maria Fritsche versteht Restaurants, Bars, Kino oder Geschäfte als halböffentliche Räume (Fritsche 2019, 123).

Der öffentliche Raum war auch der Ort, an dem Demütigungen von nicht-jüdischen und insbesondere jüdischen Menschen durch deutsche Soldaten stattfinden konnten. Jüdische Männer etwa waren in zahlreichen Städten angehalten, deutsche Besatzer durch das Lüften des Hutes zu grüßen und/oder durch Ausweichen den Gehweg frei zu machen. Straßen und andere öffentliche Räume konnten auch Orte von plötzlichen Gewaltanwendungen oder Verhaftungen werden und wurden daher nicht selten gänzlich gemieden (Carey 2017, 66-68). Hatte der öffentliche und halböffentliche Raum vormals als symbolischer Ort männlichen Agierens gegolten, in dem homosoziale Beziehungen gepflegt, Machtverhältnisse ausgehandelt und männliche Identitäten etabliert, gestärkt und weiterentwickelt worden waren, war dieser nun von Unsicherheit, Einschränkungen und potenziellen Demütigungen und Gewalt geprägt, wenn er nicht gar gänzlich unzugänglich war.

Die beschriebenen Auseinandersetzungen zwischen männlichen Besatzern und lokalen Männern in öffentlichen und halböffentlichen Räumen sind als Praktiken der (Rück-)Eroberung symbolischer Räume zu deuten, in denen politische Macht und Geschlechterverhältnisse verschmolzen waren (Fritsche 2019, 120). Es versteht sich dabei von selbst, dass die Handlungsspielräume der lokalen Männer innerhalb der beschriebenen Auseinandersetzungen mit deutschen Soldaten sehr viel eingeschränkter waren als diejenigen der deutschen Männer, worin sich das asymmetrische Verhältnis zwischen Besatzern und Besetzten zeigte. Auch muss man davon ausgehen, dass das jeweils vorherrschende und somit angedrohte bzw. erfahrene Maß an Gewalt in den unterschiedlichen nationalen und lokalen Besatzungskontexten sowie für die unterschiedlichen nicht-jüdischen und jüdischen Bevölkerungsgruppen die jeweiligen Handlungen und somit auch die Bereitschaft, konflikthafte Situationen mit den Besatzern einzugehen, prägten.

Die so erfolgende Umkodierung des öffentlichen Raums verstärkte sich dadurch, dass die beschriebenen männlichen Erfahrungen stets auch von anderen beobachtet werden konnten. Demütigungen, Auseinandersetzungen mit den Besatzern, die Unfähigkeit, unter diesen Umständen als männlich kodierte Praktiken zu vollziehen, und die daraus resultierenden geschlechterspezifischen Konsequenzen waren im öffentlichen und halböffentlichen Raum einem breiten Publikum präsentiert, das nicht nur die männlichen Besatzer, andere männliche Mitglieder der besetzten Gesellschaften, sondern auch die eigenen Frauen und Kinder einschloss. Nicht nur die Erwartungen an die eigene Genderperformance, sondern auch die antizipierten Erwartungen anderer Akteur*innen konnten das »Scheitern« in dieser Hinsicht zu einer als schmerzhaft empfundenen Krise anschwellen lassen (West/Zimmerman 1987, 146).

Geschlechterspezifische Alltagspraktiken im Kontext der Versorgungssituation von Familien

Eines der Ziele der nationalsozialistischen Besatzungspolitik war die Ausbeutung der besetzten Länder für die Kriegswirtschaft und vor allem für die Versorgung der deutschen Bevölkerung (Tönsmeier 2018, 4). Obwohl die Verknappung von Lebensmitteln und anderen Bedarfsgütern des alltäglichen Lebens in den unterschiedlichen besetzten Großregionen und Ländern unterschiedliche Formen annahm, machte sie sich im gesamten besetzten Europa recht schnell bemerkbar. Überall, wo die Bevölkerung hungerte, waren die Auswirkungen direkt zu spüren, aber auch indirekt hatte die Mangelsituation in Form von Mangelernährung, fehlendem Heizmaterial und Hygieneprodukten sowie damit einhergehenden katastrophalen sanitären Verhältnissen oder unzureichender medizinischer Versorgung Auswirkungen auf das Leben der Menschen, etwa durch eine erhöhte Anfälligkeit für (Hunger-)Krankheiten. Eine weitere Gemeinsamkeit der unter deutscher Besatzung lebenden europäischen Gesellschaften war in diesem Zusammenhang die Einrichtung von Rationierungssystemen, die entsprechend einer rassistischen und utilitaristischen Kategorisierung der Menschen festlegten, wer die erhaltenen Bezugsscheine gegen welche Lebensmittel und in welcher Menge eintauschen konnte. Trotz der zugestandenen Mengen, die in den meisten Fällen zu gering waren, gab es keine Garantie, dass diese auch tatsächlich verfügbar waren. In der Folge prägten lange Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften bald das Stadtbild vieler Orte. Das Gefühl des Hungers und allgemeiner Versorgungsengpässe sowie die Frage, wie Hunger und Knappheit von Lebensmitteln beseitigt werden könnten, waren zentrale Momente, die bald das Leben der »Besatzungsgesellschaften« in ganz Europa bestimmten (ebd., 7).

So wie die Versorgungslage einen zentralen Erfahrungszusammenhang der lokalen Gesellschaften unter deutscher Besatzung darstellte, der in unterschiedlichem Maße alle unter ihr lebenden Menschen betraf und ihren Alltag strukturierte, hatte sie auch Auswirkungen auf die Aushandlungen von Geschlechterverhältnissen und -ordnungen. Nicht nur konnte die Mangelerfahrung sich unterschiedlich auf geschlechtliche Identitäten auswirken, auch Strategien und Praktiken, mit Mangel und Hunger umzugehen, konnten ein geschlechterspezifisches Moment aufweisen. So hat die Forschung zum Alltag und Leben von Frauen unter deutscher Besatzung herausgearbeitet, dass sich die Lebenswirklichkeit von Frauen veränderte, da viele Frauen erstmals dazu gezwungen waren, einer außerhäuslichen Erwerbstätigkeit nachzugehen und nicht selten zu Haupt- oder sogar Alleinverdienerinnen für ihre Familien wurden (u.a. Ericsson 2016). In städtischen, bürgerlichen Milieus veränderte dies nicht nur die Lebensweise von Ehepaaren, in denen verheiratete Frauen bis dato überwiegend keiner außerhäuslichen Erwerbstätigkeit nachgegangen waren. Diese Entwicklung stand auch im Konflikt zu

den vorherrschenden gesellschaftlichen Erwartungen an typisch männliche und typisch weibliche Verhaltensweisen. Ganz konkret forderte die Besatzungssituation das bürgerliche Ideal des männlichen Brotverdieners heraus, nach dem der Ehemann und Vater das Einkommen der Familie bestritt, während die gesellschaftlich zugeschriebenen Aufgaben der Ehefrau und Mutter im häuslichen Kontext verortet waren. Die Besatzungssituation bedeutete vor allem in einer ersten Phase in vielen Fällen den Verlust von männlichen Einkommensquellen: Enteignungen von Geschäften und Fabriken, Geschäftsschließungen, Entlassungen oder Berufsverbote standen mit Beginn der Besatzung häufig auf der Tagesordnung. Vor allem in den Städten und gerade im bürgerlichen Milieu traf dies in erster Linie die männlichen Mitglieder der besetzten Gesellschaften (Długoborski 1981, 306), insbesondere jüdische Männer verloren besonders schnell ihre Arbeit und damit auch das Einkommen. Ebenfalls die Abwesenheit von Männern bedeutete häufig den Wegfall des einzigen Familieneinkommens.

Selbst dort, wo sich die Arbeitslage stabilisierte, konnten zahlreiche Männer nicht in ihre alten Berufe und Arbeitskontexte zurück und mussten sich mit minderwertigen Anstellungen und/oder deutlich weniger Einkommen zufriedengeben. Vor allem wenn Kinder anwesend waren, brachte diese Situation Familien rasch unter besonderen Druck. Dies veränderte nicht nur den weiblichen, sondern auch den männlichen Alltag, was weitreichende Auswirkungen auf männliche Selbstverständnisse haben konnte. Schließlich wurden hier gleich mehrere Momente tangiert, die für die männliche Identitätskonstruktion zentral waren: Neben Identitätsaspekten männlicher Arbeitswelten wurde hier auch das gesellschaftliche Ideal des Ehemannes als Ernährer der Familie angesprochen. Aus diesem speiste sich auch die mit der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung innerhalb von Ehe und Familie verbundene Geschlechterhierarchie, nach der der männliche Brotverdiener der Ehefrau übergeordnet war (Childers 2003). Die Unmöglichkeit, die traditionelle Rolle als Versorger ihrer Familien (ausreichend) zu erfüllen, konnte vor dem Hintergrund des Zusammenbruchs weiter Teile des öffentlichen Lebens zu einem Kernpunkt männlicher Identitätskrisen werden, beschnitt die Besatzungssituation nicht nur mehrere Bereiche männlicher Identitätsbildungspraktiken, sondern verdammt Männer oftmals auch zu einer gewissen Passivität (Tec 2003, 27). Die damit einhergehenden Gefühle der Hilflosigkeit und erzwungenen Passivität spielen auch in zahlreichen männlichen Egodokumenten aus der Besatzungszeit eine Rolle, die als Bruch mit dem vorherigen Alltag und dem damit einhergehenden Selbstverständnis als aktive Mitglieder der Gesellschaft, arbeitende Personen und Versorger der eigenen Familie gelesen werden können (Geheran 2018, 452).

Das Gefühl einer erzwungenen Passivität während der Besatzung muss umso stärker gewirkt haben, wenn man diese mit den Veränderungen betrachtet, die die Versorgungssituation im Familienkontext für weibliche Alltagspraktiken bedeutete hatte. Wie die Forschung gezeigt hat, blieben die alltäglichen Aufgaben der

Beschaffung von Lebensmitteln im Rahmen des offiziellen Rationierungssystems in vielen besetzten Ländern in der Verantwortung von Ehefrauen (u.a. Tartakowsky 1996). Herauszufinden, wo und wann welche Lebensmittel erhältlich waren, das häufig stundenlange Anstehen in langen Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften und das Zubereiten von möglichst nahrhaften Mahlzeiten angesichts einer oftmals ausgeprägten Mangelsituation sprachen einerseits Aufgabenbereiche an, die auch in der Zeit vor der Besetzung als weiblich kodiert gegolten hatten, andererseits erhielten diese im Kontext der Besetzung eine überlebensnotwendige Bedeutung. Insgesamt hatte die sich verschlechternde Versorgungslage zur Folge, dass häusliche Tätigkeiten mit einer besonderen Bedeutung aufgeladen wurden: Die Knappheit an Heizmaterial, Hygieneprodukten, Kleidung und anderen Gütern des täglichen Bedarfs machten das Beschaffen von Lebensmitteln nicht nur zu einer anstrengenden Tagesaufgabe, sondern auch ein sorgsames Haushalten und eine präzise Pflege von Öfen, Kleidung und anderem Hausrat notwendig, da Ersatz oftmals nicht oder nur sehr teuer verfügbar war. Dieser gesellschaftlich als typisch weiblich kodierte Aufgabenbereich erhielt vor dem Hintergrund der Besetzung somit eine lebensnotwendige Bedeutung, konnte doch ein gutes oder schlechtes Haushalten darüber entscheiden, wie lange Essensvorräte reichten oder Kleidungsstücke benutzt werden konnten. Eigens an Hausfrauen gerichtete Anleitungen in Frauenzeitschriften und eigenständigen Publikationen¹⁷ verstärkten das allgemeine Bewusstsein für die Wichtigkeit der als weiblich kodierten Tätigkeiten im Kontext von Familie und luden sie häufig auch national und moralisch auf, indem das Überdauern der eigenen Nation mit den weiblichen Tätigkeiten zusammengebracht wurde.

Verstärkt wurde dies durch die erhöhte Sichtbarkeit, die Ehefrauen im öffentlichen Raum während der Besetzung erhielten. Das häufig stundenlange Anstehen wurde zu einer tagesdominierenden Tätigkeit, der vor allem Ehefrauen nachgingen. Die Warteschlangen brachten Frauen so für Stunden auf die Straßen, sie wurden regelrecht zu einem visuellen Code der besetzten Stadt und Frauen spielten darin eine prominente Rolle. Versorgung unter Besatzungsbedingungen gestaltete sich als kompliziert sowie zeitaufwendig und war gleichzeitig überlebensentscheidend – ein Moment, welches Frauen innerhalb der »Besatzungsgesellschaften« eine besondere Sichtbarkeit bescherte. Während also gesellschaftliche Bereiche und Handlungsfelder, die in den bürgerlichen Geschlechterordnungen vormals

17 In Polen erschienen etwa während der Besetzungszeit mehrere Ratgeber, die sich an die Dame des Hauses richteten und neben einer möglichst nachhaltigen Verwertung von Lebensmitteln auch weitere Haushaltstipps gaben sowie zur Verwendung von Kräutern und anderen Pflanzen in Küche und als medizinische Hausmittel im Sinne von »Ersatzprodukten« für nicht vorhandene Güter (siehe u.a. Żernicka 1942).

als männliche Einflussphären gegolten hatten – Militär, Ökonomie, Politik, Wissenschaft usw. – durch die Besatzungssituation beschnitten wurden und ihre gesellschaftliche Bedeutung verloren, gewannen diejenigen, die als weiblich kodiert waren, an gesellschaftlicher, da überlebensnotwendiger Bedeutung hinzu, was die vormals herrschenden Geschlechterhierarchien herausforderte.

»Geschlecht« besaß jedoch als einer der zentralen Marker von Identitäten nicht nur das Potenzial für krisenhafte Momente unter Besatzungsbedingungen, sondern auch für die Bewältigung der extremen Besatzungssituation. Vor allem nach der anfänglichen Phase erzwungener Passivität zeigt ein geschlechtersensibles Lesen spezifisch männlicher Erfahrungszusammenhänge unter deutscher Besatzung Praktiken und Strategien auf, die im Sinne einer Art Reaffirmation männlicher Identität gelesen werden können. Im Kontext der Familie konnten das etwa alternative Formen der Versorgung sein, die sich in kriminalisierten Handlungsfeldern wie dem Schwarzmarkt, Schleichhandel oder anderen illegale Praktiken (Fritzsche 2019, 123) abspielten und nicht selten sogar die Form eines männlichen Ersatzarbeitstages annehmen konnten, innerhalb dessen sowohl das tägliche Verlassen des Hauses als auch homosoziale Beziehungen, vor allem jedoch die Tatsache, dass diese Tätigkeiten durch die Besatzer kriminalisiert und zum Teil unter hohe Strafen gestellt waren, zur Selbstvergewisserung und Reaffirmation männlicher Identität führen konnten.¹⁸ »Geschlecht« konnte in diesem Sinne konstitutiv werden bei der Etablierung eines neuen Alltags innerhalb der Ausnahmesituation und verweist somit auf die *agency* der unter Besatzungsbedingungen lebenden Menschen.

Ausblick

Die hier skizzierten Herausforderungen der Besatzungssituation für die »besetzten Männlichkeiten« verdeutlichen, dass »Besatzung« als Erfahrungszusammenhang von demjenigen des »Krieges« im Hinblick auf ihre Auswirkungen auf Geschlechterordnungen differenziert werden muss. Die Besatzung, die das zivile Leben der besetzten Gesellschaften stark einschränkte oder gar zum Erliegen brachte, hatte hier die weitreichendsten Auswirkungen auf geschlechtsspezifische Alltagspraktiken. In Gesellschaften, in denen das zivile Leben weitgehend von Männern dominiert worden war, ist es nur verständlich, dass seine Einschränkung in erster Linie Einschränkungen männlicher Alltagspraktiken bedeutete. Vor allem ein

18 Die Interpretation, dass es für die Partizipation am Schwarzmarkt Charaktereigenschaften benötige, die als typisch männlich gelesen werden können, findet sich immer wieder in Ego-dokumenten männlicher Akteure, ungeachtet dessen, dass Frauen nicht nur ebenfalls am Schwarzmarkt partizipierten, sondern dies häufig auch gemeinsam mit ihren Ehemännern machten. Zum Schwarzmarkt in Polen vgl. Kochanowski 2018, 27f.

vergleichender Blick auf das sich verändernde männliche und weibliche »Doing Gender« unter Besatzung zeigt ferner, dass sich der volle Bedeutungsgehalt der Auswirkungen der Besatzung auf Geschlechterordnungen erst in der Reziprozität beider Geschlechter offenbart. Die Besatzung veränderte nicht nur geschlechterspezifische Alltagspraktiken, sondern auch die Bedeutungsgehalte der jeweils als männlich und weiblich kodierten gesellschaftlichen Bereiche und Handlungsfelder und somit das Verhältnis, das diese zueinander hatten. Während gesellschaftliche Bereiche, die als männliche Handlungsfelder markiert gewesen waren, ihre gesellschaftliche Bedeutung als symbolische Orte männlicher Identitätsbildungspraktiken verloren, gewannen weibliche Handlungsfelder an Bedeutung hinzu. Vielmehr noch bewirkte die Besatzungssituation, dass Frauen zu den Mitgliedern der besetzten Gesellschaften wurden, die diese am Laufen hielten.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass die eingangs beschriebenen öffentlichen Bestrafungen und Demütigungen der »filles à Boches« in Frankreich häufig auf prominenten öffentlichen Plätzen vor sich gingen (Duchen 2000, 235). Die »épurations« dieser Frauen kamen somit einer Wiederaneignung gesellschaftlicher männlicher Macht durch eine Demonstration eben dieser im öffentlichen Raum gleich. Sie können auch als eine (Wieder-)Unterwerfung des weiblichen Geschlechts und somit als Strategie zur Reetablierung traditioneller Geschlechterordnungen gelesen werden. Hier eröffnen sich weiterführende Fragen nach anderen Momenten der Aus- und Verhandlungen von Geschlechterordnungen in der Folgezeit der deutschen Besatzung, die auch aufzeigen können, wieso es in zahlreichen ehemals besetzten Ländern in dieser Zeit zu einer Art *backlash* innerhalb der Geschlechterverhältnisse kam. Nicht nur in Frankreich waren die 1950er Jahre von traditionellen Vorstellungen von männlichen und weiblichen Rollen in Gesellschaft und Familie geprägt und eine scheinbare Rückkehr zu einer (aktualisierten) Vision des männlichen Brotverdieners und weiblicher familiärer Fürsorge zu verzeichnen (Jenson 1998, 283). Diese Prozesse zeugen auch von einer intensivierte Suche nach einer adäquaten männlichen Rolle und Funktion im zivilen Bereich, nachdem sich militärisch konnotierte Identitätsaspekte nach der Niederlage diskreditiert hatten und auch im zivilen Bereich Geschlechterhierarchien verschoben worden waren. Ein Blick auf die Herausforderungen, die die deutsche Besatzung für die ehemals »besetzten Männlichkeiten« bedeutet hat, kann dabei helfen, diese Entwicklungen in ihrer vollen Tiefe zu verstehen.

Literaturverzeichnis

Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, Frankfurt a.M. 2017.

- Capdevila, Luc: Identités masculines et féminines pendant et après la guerre, in: Morin-Rotureau, Évelyne (Hg.): 1939-1945, combats de femmes. Françaises et Allemandes, les oubliées de l'histoire, Paris 2001, S. 199-220.
- : La »collaboration sentimentale«: antipatriotisme ou sexualité hors-norme? (Lorient, mai 1945), in: Cahier de l'IHTP: Identités féminines et violences politiques (1926-1946) 31 (1995), S. 67-82.
- : Le mythe du guerrier et la construction sociale d'un »éternel masculine« après la guerre, in: Revue française de psychanalyse 2 (1998), S. 607-623.
- Carey, Maddy: Jewish masculinity in the Holocaust. Between destruction and construction, London/Oxford/New York/New Delhi, Sydney 2017.
- Childers, Kristen S.: Fathers, families, and the state in France, 1914-1945, Ithaca, NY 2003.
- Connell, R. W./Messerschmidt, James W.: Hegemonic Masculinity, in: Gender & Society 6 (2016), S. 829-859.
- Diamond, Hanna: Women and the Second World War in France, 1939-1948. Choices and constraints, Harlow 1999.
- Długoborski, Waclaw: Die deutsche Besatzungspolitik und die Veränderungen der sozialen Struktur Polens 1939-1945, in: Ders. (Hg.): Zweiter Weltkrieg und sozialer Wandel. Achsenmächte und besetzte Länder, Göttingen 1981, S. 303-363.
- Duchen, Claire: Crime and Punishment in Liberated France: The Case of les femmes tondues, in: Duchen, Claire/Bandhauer-Schöffmann, Irene (Hg.): When the War Was Over: Women, War and Peace in Europe, 1940-1956: Continuum International Publishing Group Ltd. 2000, S. 233-250.
- Ericsson, Kjersti (Hg.): Women in War. Examples from Norway and beyond, London/New York 2016.
- Feinberg, Melissa: Dumplings and Domesticity: Women, Collaboration, and Resistance in the Protectorate of Bohemia and Moravia, in: Wingfield, Nancy M./Bucur, Maria (Hg.): Gender and War in Twentieth-Century Eastern Europe, Bloomington, IN 2006, S. 95-110.
- Fishman, Sarah: Waiting for the Captive Sons of France: Prisoners of War Wives, 1940-1945, in: Higonnet, Margaret R. (Hg.): Behind the lines. Gender and the two world wars, Des Moines, IA 1998, S. 182-193.
- Foray, Jennifer L.: The »Clean Wehrmacht« in the German-Occupied Netherlands, 1940-5, in: Journal of Contemporary History 4 (2010), S. 768-787.
- Friedländer, Saul: Nazi Germany and the Jews 1939-1945. The Years of Extermination, New York 2007.
- Fritsche, Maria: Umkämpfte Räume. Konflikte zwischen Besatzern und Besetzten im Zweiten Weltkrieg, in: L'Homme. European Review of Feminist History 2 (2019), S. 119-126.
- : Spaces of encounter. Relations between the occupier and the occupied in Norway during the Second World War, in: Social History 3 (2020), S. 360-383.

- Geheran, Michael J.: Remasculinizing the Shirker. The Jewish Frontkämpfer under Hitler, in: *Central European History* 3 (2018), S. 440-465.
- Grabowski, Waldemar: Raport. Straty ludzkie poniesione przez Polskę w latach 1939-1945, in: *Materski, Wojciech/Szarota, Tomasz (Hg.): Polska 1939-1945. Straty osobowe i ofiary represji pod dwiema okupacjami*, Warszawa 2009, S. 13-38.
- Gunn, Simon: The Spatial Turn: Changing Histories of Space and Place, in: *Ders./Morris, Robert J. (Hg.): Identities in space. Contested terrains in the Western city since 1850*, Aldershot 2001, S. 1-14.
- Hytrek-Hryciuk, Joanna/Jarska, Natalia/Kałwa, Dobrochna/Urbanek, Joanna: Wojna i okupacja w Polsce z perspektywy historii kobiet i płci: co i jak badać, jak upamiętniać?, in: *Pamięć i Sprawiedliwość: Biuletyn Głównej Komisji Badania Zbrodni przeciwko Narodowi Polskiemu Instytutu Pamięci Narodowej* 2 (2015), S. 13-26.
- Imlay, Talbot: The German Side of Things, in: *French Historical Studies* 1 (2016), S. 183-215.
- Jenson, Jane: The Liberation and New Rights for French Women, in: *Higonnet, Margaret R. (Hg.): Behind the lines. Gender and the two world wars*, Des Moines, IA 1998, S. 272-284.
- Kaplan, Marion: *Between Dignity and Despair. Jewish life in Nazi Germany*, New York 1998.
- Kelly, Michael: The Reconstruction of Masculinity at the Liberation, in: *Kedward, Wood (Hg.): The Liberation of France. Image and event*, Oxford 1995, S. 117-128.
- Kienitz, Sabine: Der Krieg der Invaliden. Helden-Bilder und Männlichkeitskonstruktionen nach dem Ersten Weltkrieg, in: *Militärgeschichtliche Zeitschrift* 60 (2001), S. 367-402.
- Klich-Kluczevska, Barbara: Making Up for the Losses of War. Reproduction Politics in Post-War Poland, in: *Röger, Maren/Leiserowitz, Ruth (Hg.): Women and Men at War. A Gender Perspective on World War II and its Aftermath in Central and Eastern Europe*, Osnabrück 2012, S. 307-328.
- Kochanowski, Jerzy: Black Market in the General Government 1939-1945: Survival Strategy of (Un)Official Economy?, in: *Tönsmeier, Tatjana/Haslinger, Peter/Laba, Agnes (Hg.): Coping with Hunger and Shortage under German Occupation in World War II*, London 2018, S. 27-47.
- Kühne, Thomas: Introduction: Masculinity and the Third Reich, in: *Central European History* 3 (2018), S. 354-366.
- Lenz, Claudia: Gendered Relations in War: Norway – A Case Study, in: *Kjersti Ericsson (Hg.): Women in war. Examples from Norway and beyond*, London, New York 2016, S. 99-113.
- Lüdtke, Alf: Alltag und Ausnahmezustand. Szenen in Deutschland: 1945-1953-1980er Jahre, in: *Rauch, Cornelia/Schumann, Dirk (Hg.): Ausnahmezustände.*

- Entgrenzungen und Regulierungen in Europa während des Kalten Krieges, Göttingen 2015, S. 39-64.
- MacKenzie, Megan: *Female Soldiers in Sierra Leone. Sex, Security, and Post-Conflict Development*, New York 2012.
- Meyers, Mark: *Feminizing Fascist Men: Crowd Psychology, Gender, and Sexuality in French Antifascism, 1929-1945*, in: *French Historical Studies* 1 (2006), S. 109-142.
- Murphy, Kevin D./O'Driscoll, Sally: *Public space/contested space. Imagination and occupation*, New York 2021.
- Opitz-Belakhal, Claudia: »Krise der Männlichkeit« – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte?, in: *L'Homme* 2 (2008), S. 31-49.
- Petrenko, Olena: *Unter Männern. Frauen im ukrainischen nationalistischen Untergrund 1944-1954*, Paderborn 2018.
- Robb, Linsey/Pattinson, Juliette: *Becoming Visible: Gendering the Study of Men at War*, in: Dies. (Hg.): *Men, Masculinities and Male Culture in the Second World War*, London 2018, S. 1-21.
- Röger, Maren: *Besatzungskinder in Polen*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 1 (2017), S. 26-51.
- Tartakowsky, Danielle: *Manifestes pour le pain, novembre 1940-octobre 1947*, in: Veillon, Dominique/Flonneau, Jean-Marie (Hg.): *Le Temps des Restrictions en France (1939-1949)*, Paris 1996, S. 465-478.
- Tec, Nechama: *Resilience and courage. Women, men, and the Holocaust*, New Haven, CT 2003.
- Tönsmeier, Tatjana: *Besatzungsgesellschaften. Begriffliche und konzeptionelle Überlegungen zur Erfahrungsgeschichte des Alltags unter deutscher Besatzung im Zweiten Weltkrieg*, Docupedia-Zeitgeschichte 2015, [http://docupedia.de/zg/Besatzungsgesellschaften_vom_18.05.2016_\(16.03.2021\)](http://docupedia.de/zg/Besatzungsgesellschaften_vom_18.05.2016_(16.03.2021)).
- : *Supply Situations: National Socialist Policies of Exploitation and Economies of Shortage in Occupied Societies During World War II*, in: Dies./Haslinger, Peter/Laba, Agnes (Hg.): *Coping with Hunger and Shortage under German Occupation in World War II*, London 2018 (Hg.): *Coping with Hunger*, S. 3-23.
- Tönsmeier, Tatjana/Thijs, Krijn: *Introduction: Dealing with the Enemy. Occupation and Occupied Societies in Western Europe*, in: Francia. *Forschungen zur westeuropäischen Geschichte* 44 (2017), 349-257.
- Warmbrunn, Werner: *The Germans and Belgian Prisoners of War. The German Occupation of Belgium 1940-1944*, New York 1993.
- West, Candace/Zimmerman, Don H.: *Doing Gender*, in: *Gender & Society* 1 (1987), S. 125-151.
- Westerman, B. E.: »Ordinary Drinkers« and Ordinary »Males«? Alcohol, Masculinity, and Atrocity in the Holocaust, in: Pegelow, Thomas/Matthäus, Jürgen/Horn-

- burg, Mark W. (Hg.): Beyond »Ordinary Men«. Christopher R. Browning and Holocaust historiography 2019, S. 30-42.
- Williams, Kristen P.: Women and War, in: Ericsson, Kjersti (Hg.): Women in war. Examples from Norway and beyond, London, New York 2016, S. 17-35.
- Wünschmann, Kim: Männlichkeitskonstruktionen jüdischer Häftlinge in NS-Konzentrationslagern, in: Dietrich, Anette/Heise, Ljiljan (Hg.): Männlichkeitskonstruktionen im Nationalsozialismus. Formen, Funktionen und Wirkungsmacht von Geschlechterkonstruktionen im Nationalsozialismus und ihre Reflexion in der pädagogischen Praxis, Frankfurt a.M. 2013, S. 201-219.
- Żernicka, Elżbieta: To pani musi wiedzieć: Praktyczny poradnik życia i gospodarstwa domowego obecnej doby, Warszawa 1942.
- Zubkova, Elena: Russia after the War: Hopes, Illusions and Disappointments 1945-1957, Armonk, NY 1998.

Gewalt und Aufarbeitung

Nicht-jüdische Frauen und Holocaust in der Ukraine, 1941-1943

Wahrnehmung und Handlungsoptionen

Olga Radchenko

Heute wird der geschlechtergeschichtlichen Perspektive auf den Zweiten Weltkrieg in der ehemaligen UdSSR große Aufmerksamkeit geschenkt (Alexievich 2017; Mühlhäuser 2017). Im Fokus der Historiker*innen, die sich mit dem Holocaust auseinandersetzen, stehen meist geschlechterspezifische Erfahrungen und Überlebensstrategien jüdischer Mädchen und Frauen (Gon/Ivchyk 2016; Havryshko 2019). Nach wie vor werden meist Gewaltverbrechen untersucht, einige Forscher*innen nehmen Rettungsaktionen ins Visier (Kovba 2009; Suslenskii 1993). Insgesamt bleiben Wahrnehmungen und Handlungsoptionen der nicht-jüdischen Bevölkerung, insbesondere der Frauen in Bezug auf die verfolgten und ausgegrenzten Juden und Jüdinnen, ausgeklammert. Die vorhandenen Quellen zeigen jedoch, dass die Reaktionen der Nichtjüdinnen von Feindschaft und Aggressivität über Gleichgültigkeit bis hin zu rücksichtslosen Rettungsaktionen reichten.¹

Nach Angaben von Yad Vashem gibt es in der Ukraine 2.679 »Gerechte unter den Völkern«. Etwa die Hälfte davon machen Familien aus. Unter alleinstehenden Retter*innen überwiegen jedoch Frauen, ihre Zahl ist wesentlich höher als die der Männer. Lässt sich diese Tatsache allein mit der demographischen Zusammensetzung der Bevölkerung während des Krieges erklären oder gibt es auch andere Gründe? Für die letzte Hypothese sprechen zahlreiche Fälle, in denen nicht-jüdische Frauen manchmal sogar in Anwesenheit der ukrainischen Schutzmannschaften (fortan: Schuma), die Kollaborateure bei der deutschen Ordnungspolizei waren (Dean 2003), Juden und Jüdinnen in Obhut nahmen bzw. ihnen Hilfe anboten, obwohl sie Kinder hatten und somit sich selbst und sie in große Lebensgefahr brachten.

1 Der Beitrag ist ein Resultat des Projektes »Holocaust in der Zentralen Ukraine«, das unter anderem durch ein Fellowship des Zentrums für Holocaust-Studien am Institut für Zeitgeschichte, München ermöglicht wurde. Mein besonderer Dank gilt hier Dr. Anna Ulrich für ihre grundsätzlichen Bemerkungen.

In diesem Aufsatz geht es darum, aus einer Fülle von Fakten Brüche und Kontinuitäten bezüglich der Wahrnehmung des Holocausts durch nicht-jüdische Frauen in dem hier analysierten Zeitraum herauszuarbeiten, zu neuen Erkenntnissen zu kommen und einen Beitrag zur geschlechtergeschichtlichen Erforschung des Holocausts zu leisten. Die Leitfragen stellen sich mithin im Kontext des gnadenlosen Vernichtungskrieges im Osten, dessen Ausmaß und Brutalität zum Massenmord an Juden sowie zum Massensterben von sowjetischen Kriegsgefangenen und der nicht-jüdischen Bevölkerung führten (Berkhoff 2004; Brandon/Lower 2015; Shapiro 2013). Insgesamt beläuft sich die Zahl der Opfer auf mehr als vier Millionen Zivilisten, darunter eineinhalb Millionen Juden (Kruglov 2004, 181), sowie etwa vier Millionen sowjetische Soldaten (Mukovskii 2003). Das Besatzungsregime änderte grundsätzlich die Geschlechterdifferenz in der Ukraine, die sich noch Jahrzehnte nach dem Krieg negativ auswirkte.

Dieser Aufsatz hat das Ziel, folgende Fragen zu beantworten: Welche Rolle spielten nicht-jüdische Frauen für Jüdinnen und Juden? Welche Gruppen von Retterinnen gab es? Wie lassen sich ihre Handlungsräume und ihre Handlungssituationen in zeit- und ortsnahe Kontexte einordnen? Welche Erfahrungen nicht-jüdischer Frauen beeinflussten deren Wahrnehmung des Holocaust? Wie lassen sich ihre Motivationen interpretieren?

Dieser Text stützt sich auf folgende Quellen: Akten aus dem Archiv des Instituts für Zeitgeschichte, München (fortan: IfZ-Archiv); Informationen auf Russisch und Englisch aus der Datenbank zu den Gerechten unter den Völkern in Yad Vashem (fortan: YVA); die von Boris Zabarko herausgegebenen Bandreihen »Wir wollten leben« (2013, 2014) mit zahlreichen Essays von Holocaust-Überlebenden und das Visual History Archive der University of Southern California (fortan: VHA). Im Folgenden werden die zahlreichen Einzelfälle nicht nur systematisiert versammelt, sondern einem deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht. Der Aufsatz gliedert sich in sieben Abschnitte gemäß den analytischen Kategorien, die anhand des Materials herausgearbeitet wurden. Die Kategorien spiegeln die Verhaltensweisen unterschiedlicher Frauengruppen gegenüber den verfolgten Jüdinnen und Juden wider.

1. Hilfe seitens der nicht-jüdischen Verwandten und der Schwägerschaft

In diesem Abschnitt geht es um 44 Fälle, in denen Jüdinnen und Juden aus interreligiösen bzw. interethnischen Ehen heraus gerettet wurden. Davon stammen fünf Berichte aus VHA, 17 aus YVA und 22 aus den Bandreihen, die von Zabarko herausgegeben wurden. Nur wenige Berichte stimmen in diesen Quellen überein, was davon zeugt, dass die meisten Retter*innen weder als Gerechte unter den Völkern,

noch als Gerechte der Ukraine anerkannt wurden. Die Begebenheiten trugen sich in jenen Territorien zu, die vor dem Zweiten Weltkrieg die Sowjetukraine bildeten und wo die Assimilation stärker als in der Westukraine oder in der Bukowina ausgeprägt war. Man vermutet, dass etwa 17-18 Prozent der Jüdinnen und Juden in interethnischen Ehen lebten (Altshuler 1995, 180). Meist waren es nicht-jüdische Ehepartner*innen ukrainischer Herkunft, es gab auch jüdisch-russische Ehen. In einzelnen Fällen, die in diesem Aufsatz untersucht werden, handelte es sich um armenische, chinesische, polnische, tatarische oder weißrussische Ehepartner*innen. In einigen Schilderungen wurden Familienangehörige als eine undifferenzierte Gruppe von Verwandten dargestellt, was eine Identifikation der Geschlechter unmöglich macht (YVA M.31.2/9837).

Die nicht-jüdischen Frauen und Männer unternahmen alles Mögliche, um ihre jüdischen Familienangehörigen zu retten. Zu den Rettungsstrategien gehörten: Hilferufe an Bekannte und Verwandte, Urkundenfälschung, Bestechung der ukrainischen Milizen bzw. Schuma und anderes mehr. Wenn die Situation für sie hoffnungslos war, gingen sie gemeinsam in den Tod, so wie z.B. der russische Vater und die jüdische Mutter von Iurii Kolečits, geb. 1931, in Bila Zerkva (Zabarko 2013, 417).

Einen ganz besonderen Platz bei der Rettung von Jüdinnen und Juden nahmen ihre nicht-jüdischen Schwiegereltern und Schwäger*innen ein. In Anbetracht der demographischen Situation waren die Retter*innen meist Frauen und Mädchen. Die jüngste Tochter von Sofia Aranowich wurde durch Sofias ukrainische Schwiegermutter, die in der Kiewer Region lebte, zu sich genommen. Zwei Schwestern von Aranowichs Mann bewahrten ihre ältere Tochter vor der Deportation zur Zwangsarbeit nach Deutschland, indem sie einen Wachmann im Arbeitslager bestochen und das Mädchen bei sich im Hause versteckt hatten (YVA M.31.2/8657). Die 72-jährige Ukrainerin Sekleta Shianiuk rettete bei der Stadt Cherson ihre drei halb-jüdischen Enkelkinder und ihre Tochter, deren jüdischer Mann an der Front war. Sekleta standen auch ihre Nachbarinnen bei, deren Männer wie auch ihre eigenen vier Söhne an der Front kämpften (YVA M.31.2/10771). In der gleichen Region rettete eine russische Oma ihr Enkelkind Vladislav Plotkin, geb. 1938, dabei halfen ihr ihre Schwester und eine Freundin (Zabarko 2014, 207-210).

Wenn sich sowohl männliche als auch weibliche Angehörige der Schwägerschaft an der Rettung beteiligten, so sind genderspezifische Rollen besonders deutlich zu erkennen. Der Ukrainer Foma Petrusenko, der als Kirchenvorsteher in einer kleinen Stadt Boguslaw bei Kyiw den Ortsansässigen vertraut war, überzeugte die Schuma, er könne nach einigen Tagen Beweise vorlegen, dass seine Schwiegertochter Elisaveta Tridman und ihre drei Kinder Nichtjuden seien. Petrusenko baute für sie einen Zufluchtsort im hinteren Bauernhof. Für die Betreuung der Schwiegertochter und der Enkelkinder musste er jedoch seine Tochter Elena und ihren Mann Afanasii Nizhnik um Hilfe bitten. Die ihrerseits baten noch ihre Nach-

barn um Unterstützung, damit ihre minderjährigen Töchter die jüdische Frau und die Kinder nachts verpflegen konnten. Am ersten Januar 1942 gebar Elisaveta mit Hilfe von Elena das vierte Kind und nannte es Elena zu Ehren ihrer Retterin (YVA M.31.2/9874).

Das enge familiäre Verhältnis der nicht-jüdischen Geschwister bewirkte, dass sie ihre halbjüdischen Neffen und Nichten nicht im Stich lassen konnten, obwohl sie selbst Kinder hatten. Nachdem eine Ukrainerin namens Ksenia zusammen mit ihren vier halbjüdischen Kindern, mit ihrem Schwiegervater und Schwager ins Ghetto von Starokonstantinov geriet, konnte sie es eines Tages verlassen, einen Schuma bestechen und die Kinder aus dem Ghetto herausholen. Anschließend brachte sie die Kinder zu ihrer älteren Schwester Alexandra Stolbiuk, wofür sie etwa 60 Kilometer zurücklegen musste. Stolbiuk war eine Witwe und musste sich alleine um ihre zwei Kinder und vier Neffen und Nichten während der gesamten Besatzungszeit kümmern (YVA M.31.2/10054). Die geretteten Kinder bezeugten nach dem Krieg: »Sie haben uns, die kleinen jüdischen Kinder, nie verletzt. Mit aller Kraft wollten sie uns retten. Mehrmals mussten sie den Dorfältesten und andere Leute, bei denen wir unbeliebt waren, bewirten, damit sie uns nicht verraten« (Zabarko 2013, 375).

Auf ähnliche Weise wurden auch Galina Klimenchuk, geb. 1936, (ebd., 401), Iurii Kolečits, beide in Bela Zerkwa (ebd., 417) und Klavdia Pupchenko, geb. 1931, in Kremenchug gerettet (Zabarko 2014, 234). Alla Reizina, geb. 1936, wurde von der Tante ihres ukrainischen Vaters betreut, die selbst zwei kleine Kinder und ihre gelähmte Mutter zu versorgen hatte. Außerdem wohnte in ihrem Haus ein deutscher Offizier (ebd., 250).

Manchmal retteten nicht-jüdische Verwandte nicht nur halbjüdische Neffen und Nichten, sondern auch Juden, mit denen sie nicht direkt verwandt waren (ebd., 248). Lidiya Sidelkina, deren jüdischer Mann an der Front war, nahm ein jüdisches Mädchen zu sich, das sie am Vorabend der Massenaktion in Feodosiya bei ihren Schwiegereltern getroffen hatte, und brachte es zu ihrer Schwester. Als bei den Schwestern ukrainische Schuma erschienen, versicherten die Frauen, die eigentlich keine Identitätsdokumente für das Kind hatten, das Mädchen sei ihre Nichte. Die Schuma glaubten ihnen, da sie diese Frauen vorher bereits kannten. Kurz darauf siedelten die Schwestern und das Mädchen in ein Dorf über, wo das Meldewesen ihnen mehr Freiraum ließ (YVA M.31.2/7567).

Die Ukrainerin Melania Tetera hatte ebenfalls keine jüdischen Verwandten, aber sie unternahm alles, um Lisa Segal zu helfen, da Segal mit dem Bruder ihres Mannes verheiratet war und sie vor dem Krieg in einem Haus wohnten. Die Brüder gingen an die Front. Im Sommer 1942 wurde Lisa verhaftet und Melanie brachte ihr täglich Essen ins Gefängnis. Eines Tages erfuhr sie, dass Lisa ermordet wurde. Gleich danach richtete Melanie einen Unterschlupf für Lisas Kinder ein, wo sie sich bis zum Winter versteckten. Dann siedelte Melania mit ihrem Sohn und

Lisas Kindern zu ihren Freunden in ein anderes Dorf um. Alle drei Jungen stellte sie immer als eigene Kinder vor (YVA M.31.2/8555). Solidarisch handelte auch Olga Voitsechivska, eine Bäuerin bei Zhitomir, indem sie die jüdische Frau ihres Schwagers Tsilia Keselman und deren Tochter im Keller ihres Hauses versteckte (YVA M.31.2/8665).

Einzelne nicht-jüdische Frauen halfen Personen, die mit ihrem jüdischen Partner verwandt waren. Eine Ukrainerin namens Nina Pivovar, die 1940 ein Kind von einem jüdischen Mann bei Zhitomir gebär, versteckte für einige Wochen seine 13-jährige Cousine Zisla Zilberman, bis die Situation im Dorf für Nina und Zisla nicht mehr gefährlich war (YVA, M.31.2/11177). Elena Segodina versteckte eine entfernte Verwandte ihres jüdischen Mannes sowie deren Mutter und Tochter im Keller ihres Hauses in Charkow (YVA, M.31.2/7524). Etwas Ähnliches trug sich in Simferopol zu, wo Ludmila Werbowa von der Tochter ihres Stiefvaters, Ksenia, die mit einem Juden verheiratet war, um Hilfe gebeten wurde. Sie ersuchte Ludmila, ihren sechsjährigen Sohn bei sich zu verstecken. Ludmila willigte ein (YVA, M.31.2/9850).

Es gab auch solche Hilfsaktionen, bei denen die Beteiligten sowohl verwandt als auch eng miteinander verbunden waren. Tetiana Melnichenko und ihre Adoptivtochter Olena retteten die jüdische Frau von Tetianas Sohn, der in der Roten Armee kämpfte, Maria Altman. Maria und ihre Kinder versteckten sich in Scheunen und Kellern von Nachbarn, die ihnen das erlaubten. Maria wurde jedoch von den Schuma ausfindig gemacht und ins Gefängnis gesperrt. Den ganzen Krieg hindurch betreute Olena die Kinder. Sie heiratete niemanden und hatte keine leiblichen Kinder. Tatsächlich übernahm sie die soziale Verantwortung für die halb-jüdischen Enkelkinder ihrer Pflegemutter und wurde auf diese Weise selbst zu einer (YVA M.31.2/10199). Manchmal standen Jüdinnen und Juden zu ihren Retter*innen in gar keiner Schwägerschaft. Entscheidend war jedoch die Bitte eines jüdischen Familienteils, seinen Freunden im Unglück zu helfen (YVA M.31.2/6665).

In einigen Fällen verteidigten Stiefmütter ihre jüdischen Zöglinge rücksichtslos. Anna Fesunenko, die zunächst als Hausgehilfin in der Familie von Chaim Petrushanski tätig war, heiratete ihn später. Während der Nazibesatzung in der kleinen Stadt Zolotonoscha bei Kyiw versteckte sie mit Hilfe von Nachbarn ihr halb-wüchsiges Stiefkind (VHA Int. Code 35330). In der Westukraine, wo interkonfessionelle Ehen mit Juden selten waren, rettete ein ukrainisches Mädchen, Maria Babiuk, einen jüdischen Jungen, Edmund Saidel, in den sie sich verliebte (YVA M.31.2/5290).

Fälle, in denen die Rettung nicht gelang, werden sicher nicht im selben Umfang tradiert worden sein bzw. gab es einfach keine Überlebenden, die hiervon hätten berichten können. Deswegen ist mir nur ein Beispiel bekannt, in dem die Angst um ein eigenes Kind stärker als das Mitleid mit jüdischen Verwandten war. In Nemirov bei Vinniza bat eine ukrainische Frau, die einen halb-jüdischen Sohn hatte, ihre zwölfjährige Schwägerin Polina Gimmelfarb, das Haus zu verlas-

sen, da sie auf Grund ihrer jüdischen Abstammung eine Gefahr wäre. Das Mädchen fand bei einer Ukrainerin, Anna Labuda, Schutz, die selbst ein Kind hatte (YVA M.31.2/7943). In nur einem mir bekannten Fall war in der Anfangsperiode der Besatzung ein ukrainischer Schwiegervater seiner jüdischen Schwiebertochter gegenüber negativ eingestellt (Zabarko 2013, 197).

2. Haushaltshilfen und Kinderpflegerinnen

Die Reaktionen auf den Holocaust seitens der Frauen, die als Haushaltsgehilfinnen und Kinderpflegerinnen in jüdischen Familien tätig waren, können anhand von 13 Fallbeispielen erläutert werden. Meist zeichneten sich diese Frauen durch außergewöhnliche Treue aus. Eine polnische Frau namens Ludviga Pukas (Abb. 1) half der Schullehrerin Firma Sternik in der Stadt Proskurow (heute Khmel'nyts'kyy) vor dem Krieg, den Haushalt zu führen. Als die Stadt besetzt wurde, ließ Ludviga drei jüdische Kinder von Frima als ihre leiblichen bei der Stadtverwaltung eintragen. Infolge der Denunziation durch Nachbarn kam Frima in ein Ghetto. Sie wurde durch Ludviga befreit und zu ihrem Bruder in ein Nachbardorf geschickt, jedoch unterwegs ermordet. Ludviga betreute die Kinder, bis sie erwachsen wurden (YVA M 31.2/6212). Um jüdische Kinder zu retten, gaben einige Kinderpflegerinnen sie sogar gegenüber nächsten Verwandten als ihre leiblichen aus (YVA M.31.2/10379).

Zu den Rettungsstrategien der nicht-jüdischen Kinderpflegerinnen und Haushaltsgehilfinnen gehörte auch die Tarnung ihrer Zöglinge. Eine Ukrainerin, Vera Topol, kleidete ihren jüdischen Zögling als ein Mädchen an und begab sich mit ihm und den eigenen zwei Töchtern nach Kyiw. Sie ließen sich im Bezirk Podol nieder, wo niemand sie kannte (YVA M.31.2/7758). Eine erprobte Rettungsstrategie war auch die amtliche Eintragung unter einer falschen Identität (YVA M.31.2/11960).

Die Last der sozialen Verantwortung und der damit verbundenen Risiken während der Besatzung teilten auch Familien einiger Kinderpflegerinnen, wie z.B. die ukrainische Bauernfamilie von Mariya Petrik (YVA M.31.2/10627). Nicht immer waren jedoch Verwandte von nicht-jüdischen Frauen damit einverstanden, dass sie Juden retten wollten (YVA M.31.2/9018/1; 12763).

Unter potenziellen Gefahren, denen nicht-jüdische Dienstmädchen ausgesetzt wurden, wenn sie ihre Arbeitgeber verteidigen wollten, waren auch sexualisierte Gewalttaten seitens der Besatzer. Eine junge Ukrainerin, Yevdokiya Rudenka, begleitete die Familie Adenberg bei Mogilev-Podolsk (heute Mohyliv-Podil's'kyy, Gebiet Vinnytsa), als sie nach Hause zurückkehrten, nachdem ihr Versuch zu fliehen, gescheitert war. Unterwegs wurden sie durch Wehrmachtsoldaten angehalten und ihrer Sachen beraubt. Aron Adenberg wagte, sich zu wehren, wofür die Soldaten ihn aufhängen wollten. Rudenka mischte sich ein, sie verteidigte Adenberg, dann wurde sie durch die Soldaten im nahegelegenen Wald vergewaltigt. Im Nachhinein

Abb. 8: Die Tochter von Firma Sternik Edina liest ein Buch für Ludviga (Nina), die Geschwister Gena und Galia. September 1946, Proskurov © Yad Vashem, Righteous Among the Nations Collection, Jerusalem



geriet die Familie Adenberg in ein Ghetto und Rudenka brachte ihnen regelmäßig Lebensmittel, damit sie nicht verhungerten (YVA M.31.2/10213).

Eine doppelte Gefahr bestand für Retter*innen, wenn sie sich zusätzlich am Widerstand beteiligten. Die erwerbslose Journalistin Alexandra Belova versteckte auf Bitte ihrer Nachbarin Sinaida Logvinenko, die vor dem Krieg als Kinderpflegerin in der jüdischen Familie von Shimanskiy arbeitete, eines der Kinder von Shimanskiy bei sich. Im Februar 1942 wurde sie denunziert, verhaftet und erschossen (YVA M 31.2/6752/2). Die Hilfe für Jüdinnen und Juden war nicht nur während der Besatzung lebensgefährlich. Es sind Fälle bekannt, bei denen Retter*innen nach der Befreiung der Ukraine durch Antisemiten in der Westukraine ermordet wurden. Die polnische Witwe Vasiuta Wegrzynowska und ihre drei Kinder Jan, Mikhal und Docia, die im Zahajpol bei Stanisławów (heute Zahajpyk, bei Ivano-Frankivs'k) die jüdische Familie Helper retteten, kamen Ende 1944 ums Leben (YVA M.31.2/2020).

Der Überlebenskampf, den Jüdinnen und Juden und ihre Retter*innen während der NS-Besatzung zusammen führen mussten, trug wesentlich dazu bei, dass ihr Verhältnis noch enger und familiärer wurden. Die russische Witwe Domnikia

Solovyova, die in einer kleinen Stadt Izyaslav (Kamenets-Podolsk, später Gebiet Khmel'nyts'kyi) zwei kleine Kinder ihrer Nachbarin Lina Karpenko (Kalevich) zu sich nahm, als man Lina zusammen mit ihrer Mutter aus dem Ghetto zur Erschießungsgrube brachte, wurde nach dem Krieg zur Frau für den Vater dieser Kinder, der von der Front zurückkehrte (YV, M.31.2/9265). Die Ukrainerin Maria Tykva, bei der im Dorf ihr sechsjähriger Zögling Leonid Dinkevich während der Besatzung wohnte, wurde nach dem Krieg von seinen Eltern nach Kyiw mitgenommen und wohnte mit ihnen zusammen, bis Leonid erwachsen wurde (YVA M.31.2/11369). Sinaida Logvinenko, die zusammen mit ihren zwei Freundinnen Rosalia Shimanskiy und deren Kinder rettete, lebte bis zu ihrem Tode bei dieser jüdischen Familie (YVA M.31.2/6752/2).

Im Unterschied zu den oben angeführten exemplarischen Beispielen für Mut und Treue der Frauen, die vor dem Krieg in jüdischen Familien arbeiteten, gibt es jedoch auch Beweise, dass ehemalige Haushaltshilfen Juden verrieten (VHA Int. Code 47972; Zabarko 2013, 418).

3. Freund*innen, Klassenkamerad*innen, Nachbar*innen

In diesem Abschnitt geht es um eine große Gruppe von Menschen, die eine Schlüsselrolle im Schicksal von verfolgten Jüdinnen und Juden spielte. Die Zahl der Retter*innen, die in Städten wohnten, war dabei zweimal höher, als die derjenigen, die auf dem Land beheimatet waren. Die Formen der Rettungsaktionen seitens der Nicht-Juden waren äußerst unterschiedlich. Oft wurden Jüdinnen und Juden durch ihre Bekannten oder Nachbar*innen vor bevorstehenden Aktionen gewarnt, deswegen konnten sie rechtzeitig ihre Häuser bzw. Ghettos verlassen (Zabarko 2014, 115; YVA M.31.2/8263/1; 8266; 10132; 10416). Nachbar*innen konnten auch jüdisches Eigentum aufbewahren (VHA Int. Code 45129). Sie lieferten Jüdinnen und Juden Nahrungsmittel in Ghettos, Arbeitslager und in Wälder, in denen sie sich versteckten (YVA M.31.2/2934; 6484; 6866; 7317; 7487/2; 8605). Sie halfen ihren jüdischen Bekannten und Freund*innen aus einem Ghetto zu fliehen (YVA M.31.2/7163). Des Weiteren verhalfen sie zu falschen Papieren (YVA M.31.2/5962; 6351/1; 6492; 7819; 10934/1) bzw. ließen jüdische Bekannte und Freund*innen taufen (YVA M.31.2/10416). Sie konnten den Freund*innen auch ihre eigenen Dokumente geben (YVA M.31.2/4447). Wenn es möglich war, arbeiteten sie zusammen (YVA M.31.2/6719). Polina Velikanova beispielsweise brachte ihrer Freundin Rita Litvinova bei, wie man krank zu sein simulierte. Das ermöglichte ihr, bis zum Sommer 1942 in Odessa zu bleiben (YVA M.31.2/6523). Galina Vykhodets-Masur behandelte ihre Freundin Musia Frekhtman, als sie an Typhus erkrankt war (YVA M.31.2/8906). Hilfe und Mitleid seitens der nicht-jüdischen Bevölkerung kamen manchmal spontan bei dem Marsch der Jüdinnen und Juden zur Zwangsarbeit

zum Ausdruck. Naum Naginskii berichtete: »Da sprang aus der Menschenmenge eine Frau und schrie: »Das ist ja [die] Ärztin aus unserer Klinik! Sie hat das Leben meines Sohnes gerettet. Tsilia Rafaelovna, Sie haben heute vielleicht noch nichts gegessen«. Ungeachtet des Konvois gab diese Frau ihr eine Scheibe Brot« (Zabarko 2014, 144).

Oft wurden jüdische Kinder zu Bekannten aufs Land gebracht, wo sie den Krieg überlebten. Ihre Eltern konnten sich in dieser Zeit entweder auf Feldern oder im Wald verstecken (Zabarko 2014, 39, 61; YVA M.31.2/8452). Zwei Nachbarinnen kümmerten sich um ein halb-jüdisches Mädchen in Kyiw und brachten ihr Spielzeuge auf den Dachboden, eine Puppe und sogar ein Kätzchen (YVA M.31.2/8571). Eine ukrainische Frau, Paraskoviya Skrinko, die im Winter 1943 ein Kind gebar, stimmte zu, ein jüdisches Baby zu sich zu nehmen, es zu stillen und zu pflegen. Das tat sie bis zum Ende der Besatzung (YVA M.31.2/10721/1). Matriona Yarovaya stellte den Sohn einer benachbarten jüdischen Familie als ihr leibliches uneheliches Kind in ihrem Heimatdorf vor (YVA M.31.2/9121). Ludmila Trubachova nahm zwei kleine halb-jüdische Kinder ihrer Freundin zu sich, denen beigebracht wurde, sich geräuschlos in der Wohnung zu bewegen (YVA M.31.2/10398). Auf ähnliche Weise handelten Vera Zemtsova und Sofya Glushnyova (YVA M.31.2/9382; 8680). In all diesen Fällen wuschen die Frauen die Kinder, ihre Wäsche, verpflegten sie und behandelten sie im Falle von Krankheit (YVA M.31.2/6022; 8831/1; 8959/1).

Wenn bei einer Razzia versteckte Juden und Jüdinnen Gefahr liefen, entdeckt zu werden, so mussten Retter*innen zu radikalen Maßnahmen greifen, um die Besatzer und ihre Kollaborateure abzulenken. So entzündete Tatyana Rurak im Dorf Bokovo bei Odessa einen Heuhaufen in ihrem Hof, wodurch sie sowohl jüdische Versteckte als auch ihre eigene Familie rettete (YVA M.31.2/7256). Ein deutscher Soldat bemerkte einen jüdischen Jungen bei der Ukrainerin Vera Stashevskaya und wollte ihn fassen. Sie sprang aber dazwischen und überzeugte ihn, der Knabe sei nicht jüdisch (YVA M.31.2/9874/4). Je nach Region der besetzten Ukraine waren die Gefahren, für das Verstecken von Jüdinnen und Juden bestraft zu werden, unterschiedlich groß. Die Witwe Katerina Sikorska, die drei jüdische Nachbar*innen bei sich in einer kleinen Stadt Pidhaytsi bei Ternopil versteckte, wurde dafür in einem öffentlichen Gerichtsprozess zur Hinrichtung verurteilt (YVA M.31.2/6621). Zwei jüdische Schwestern und ihre Retterin Mariya Stashchuk wurden in Odessa durch Nachbarn denunziert und von rumänischen Besatzern verhaftet, es gelang ihnen jedoch, sich gegen Schmiergeld zu befreien (YVA M.31.2/8558).

Da der lange Aufenthalt von Jüdinnen und Juden in ein und demselben Haus für alle lebensgefährlich war, mussten sie ihr Versteck oft wechseln; dabei mieden einige von ihnen die Häuser, in denen Männer lebten (YVA M.31.2/9271/3). Die Gefahr, vergewaltigt zu werden, war stets präsent (Havryshko 2019). Trotzdem gab es zahlreiche Familien, in denen auch Männer den jüdischen Verfolgten halfen. Die körperliche Kraft der Männer war vor allem nötig, um einen Zufluchtsort auf dem

Land einzurichten (YVA M.31.2/9543). Der Ukrainer Pavel Kovtoniuk wurde verhaftet und brutal niedergeschlagen, als er verdächtigt wurde, Juden versteckt zu haben (YVA M.31.2/10121).

Es gab viele Fälle, in denen Mitschüler*innen ihren jüdischen Freund*innen halfen (YVA M.31.2/6422; 8100; 8439). Zwei elternlose Schwestern versteckten bei sich in Vinnitsa ihre Mitschülerin und deren Mutter (YVA M.31.2/9052). Dasselbe taten Antonina Yarovaya-Samborskaya und Olga Radetskaia in den Dörfern Studenitsa und Kolodievka bei Kamenets-Podolsk (heute Khmel'nyts'kyi) (YVA M.31.2/6350/1). Nicht-jüdische Eltern von einigen Mitschülerinnen waren auch hilfsbereit, so wie zum Beispiel Emiliya Fyokla Popeskul. Als sie eines Tages Tatyana Rashkovskaya, die Freundin ihrer Tochter, in Odessa traf, versteckte sie das Mädchen in einer Fabrik, in der sie tätig war, und führte sie später zu einer anderen Frau (YVA M.31.2/8544/1). Sinaida Sbarach, die mit ihrem Sohn in einem Dorf bei Dnipropetrowsk (heute Dnipro) wohnte, öffnete die Tür für den zwölfjährigen Sohn ihres Freundes Leonid Teslitskii (YVA M.31.2/8604/1). Die schwangere vierzigjährige Antonina Sluta, die zwei Kinder hatte und deren Mann an der Front war, nahm in ihrer Genossenschaftswohnung eine jüdische Mitschülerin ihrer Tochter auf (M.31.2/10381). Die 41-jährige Alexandra Zhdanovich, Mutter von fünf Kindern, rettete einen jüdischen Mitschüler ihres älteren Sohnes (M.31.2/9942). Öfters halfen den Retter*innen ihre Töchter, darunter auch Jugendliche (YVA M.31.2/8154; 8266; 9543).

Ekaterina Zakrevskaia, die Esfir, die Tochter ihrer ermordeten jüdischen Freundin aufnahm und tröstete, verlor ihren Sohn an der Front. Fortan teilten die beiden die Erfahrung des Verlustes von nahen Angehörigen (YVA M.31.2/8813). Das Ehepaar Simkovy adoptierte nach dem Krieg Ludmila Panich, ein jüdisches Mädchen, geb. 1940, das von ihnen gerettet wurde (YVA M.31.2/9308/2). Nikolay Shekhovich heiratete nach dem Krieg ein jüdisches Mädchen, welches er mit Hilfe seiner Schwester gerettet hatte (VA M.31.2/7675). Die als ein Waisenkind aufgewachsene Olga Shuvalova, deren Mann während des großen Terrors nach Sibirien verbannt wurde und deren Sohn ihre Schwiegermutter zu sich nahm, kümmerte sich um einen jüdischen Jungen, den Sohn ihrer Nachbarn Yakov Goremaner, der bis zu ihrem Tod 1960 bei ihr blieb (YVA M.31.2/7693).

Neben diesen humanitären Aktionen kam es zu Ausbrüchen des Antisemitismus und der Judophobie. Es fanden Raubüberfälle und Erpressungen statt, an welchen auch Frauen teilnahmen (Zabarko 2014, 45). In diesen Fällen war der Antisemitismus eng mit Gier verknüpft. Oft wurden Juden durch Nachbar*innen denunziert (Zabarko 2013, 349; VHA Int. Code 40099; YVA M.31.2/9271/3). Ein ukrainisches Ehepaar, das ihren Bekannten Isaak Brodskii rettete, wurde Ende 1943 verraten, verhaftet und nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert (YVA M.31.2/8941/2). Eine ukrainische Frau, die im Dorf Lug in der Region von Zakarpattia einen Juden aufnahm, wurde denunziert und ermordet (YVA M.31.2/7094). Der Grad der

Aggressivität war manchmal so hoch, dass einige nicht-jüdische Frauen ihnen bekannte Jüdinnen schlugen, so wie z.B. eine Volksdeutsche, die in Brazlav bei Vinnytsa die Mutter von Arkadii Mazhbits mit einer Kette brutal angriff, als sie das Ghetto verlassen hatte (Zabarko 2014, 56). Dieser Vorfall ist im Kontext der NS-Volkstumspropaganda und der antisemitischen Indoktrination zu deuten (Dean 2015; Röger 2015, 186).

Die Aggressivität und Feindlichkeit wurden auch durch Angst vor Repressalien geschürt. Valentina Dudnik, die von einer Familie in Uman aufgenommen wurde, musste deren Haus verlassen, da sich Nachbarinnen vor dem Eingang sammelten und drohten, sie würden die Schuma darüber informieren, falls Dudnik das Haus nicht unverzüglich verlasse (Zabarko 2013, 267). Es gibt weitere Zeugnisse solcher Art (Zabarko 2014, 351; YVA M.31.2/2308/2; 7938; 8761).

Man muss auch die Haltung der Frauen erwähnen, die Beziehungen mit Besatzern hatten, für die es unterschiedliche Gründe in den besetzten Territorien gab (Röger 2015). Kira Smolianitskaia, geb. 1936, wurde durch ihre Mutter zu solch einer Frau gebracht. Da das Kind laut geweint hatte, als bei dieser Frau ein Deutscher war, wurde es in alte Klamotten umgekleidet und wie ein Stück Abfall in den Schnee geworfen (Zabarko 2014, 339). Olga, die Nachbarin von Maria Goldberg, geb. 1929, nahm auch Deutsche auf. Wenn einer davon Empathie für das einsame Mädchen zeigte, so hatte Olga nichts dagegen. Wenn aber ihre neuen Sexualpartner kein Mitleid mit Maria hatten, so musste sie in Dörfern umherziehen (VHA, Int. Code 44083). Wie Revecca Schwarzmann bezeugte, wurde ihre Schwester Sonia von einem deutschen Offizier für die Silvesternacht 1943 eingeladen. Da eine Nachbarin diesen Offizier begleitete, erklärte sie ihm sofort, Sonia sei Jüdin. Am nächsten Tag kam der Gaswagen und brachte Sonia mit Kindern zur Babyn Jar-Schlucht (Zabarko 2014, 506).

Eine ambivalente Rolle spielten Lehrerinnen von jüdischen Kindern, die sowohl verraten (ebd., 108) als auch retten konnten (YVA M.31.2/344; 10934/1). Frauen der ukrainischen Schuma waren meist Nutznießerinnen bei der Verfolgung von Juden und Jüdinnen auf dem Lande und in kleinen Städten (Radchenko 2016; 2019). Naum Monastyrskii, der die Massenaktion in Brailov überlebte und in die Hände einer Familie von Kollaborateuren geriet, bezeugte, dass die Frau ihm Folgendes erklärte: »Wir tun alles, um Juden und Kommunisten zu ermorden. Wenn deine Verwandten kein Geld haben, so sollen sie uns Gold oder andere Wertsachen geben« (Zabarko 2014, 105).

Es gibt nur wenige Aussagen von Holocaust-Überlebenden darüber, wie ihnen ukrainische Frauen der Schuma halfen. Rita Shweibysch, geb. 1939, berichtete, dass die Frau vom ukrainischen Schuma Ryzhilo ihr das Essen ins Ghetto von Tulchin brachte und auf die Frage »Warum verpflegen Sie dieses jüdische Kind?« antwortete: »Ich verpflege Rita und der Gott wird mir dafür ein Kind geben« (ebd., 510).

4. Kolleginnen

Insgesamt handelt es sich hier um zehn Fälle der Rettung. Im Vergleich zu anderen thematischen Abschnitten in diesem Aufsatz sind das relativ wenige. Der sozialen Lage nach konnten diese Frauen sehr unterschiedlichen Klassen entstammen, von Bäuerinnen bis hin zu Ingenieurinnen und Ärztinnen. Jadwiga Ovsiannikova, geb. 1933, die aus einer polnisch-ukrainischen Familie in Kremenschug stammte, bezeugte, wie ihre Eltern einer jüdischen Familie halfen, mit der sie vor dem Krieg zusammen Vieh beschafften. Zunächst versteckten sie die jüdische Familie im Keller, nach einem Monat fassten sie den Beschluss, sie in ein Dorf zu bringen. Zur Tarnung zogen sich alle wie Roma an (VHA Int. Code 40511). Ason Radionov und seine russische Familie halfen der jüdischen Familie von Dashevskiy in Nemyriv bei Vinnytsa, da sie vor dem Krieg in einem jüdischen landwirtschaftlichen Betrieb zusammen tätig waren. Als die Dashevskiys in ein Ghetto verbracht wurden, besorgte die Frau von Radionov ihnen Lebensmittel und holte ihre kleine Tochter vor einer Aktion zu sich. Nach einem Jahr übergaben sie das Kind einer anderen russischen Frau, Vera Tunik, die mit ihren vier Kindern in ein Dorf zu ihrer Mutter übersiedelte. Da sie Dokumente nur für diese vier Kinder hatte, musste sie eines von ihnen beim Transportieren unter ihren Sachen verstecken (YVA M.31.2/7142).

Valentina Sokolova, geb. 1903, versteckte in ihrem Haus in Kerch auf der Krym den Direktor des Hotels, in dem sie vor dem Krieg gearbeitet hatte. Seine Familie wurde bei der Massenaktion ermordet, er wurde nur verwundet und konnte das Haus von Sokolowa erreichen. Zwei Monate pflegten ihn Sokolova und ihre Tochter, sie mussten dafür ihre Sachen für Lebensmittel in benachbarten Dörfern umtauschen (YVA M.31.2/10421).

Unter den Retterinnen waren auch einige Lehrerinnen. Die Ukrainerin Mariya Rudenko lehrte an einer Schule im Dorf Sloboda Yaryshevskaya, bei Vinnytsa, zusammen mit Asya Podlubnaya. Als sie im Sommer 1943 zufällig Podlubnaya auf einer Straße in Mogilev Podolskiy traf, tat das abgemagerte und arm angekleidete Mädchen ihr Leid und sie lud Podlubnaya zu sich ins Dorf ein, wo sie zusammen mit ihrer alten Mutter und zwei Kindern lebte. Nach zwei Monaten musste Podlubnaya ins Ghetto zurückkehren, Rudenko brachte ihr dorthin regelmäßig Lebensmittel (YVA M.31.2/6590). Aleksandra Sharandachenko, eine Lehrerin in Kyiw, verhalf ihrer Kollegin Maria Brandt zu falschen Papieren und versteckte sie mit ihrer Tochter in ihrem Haus. Aus dem Buch, das sie nach dem Krieg verfasste, geht hervor, dass ihre Stellung zu verfolgten Jüdinnen und Juden, zu sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter*innen durch tiefe Empathie und Hilfsbereitschaft gekennzeichnet war. Ohne Zweifel wurde diese Stellung von ihren Verwandten (Mutter, Schwester, Schwiegertochter) geteilt, da sie einander unterstützen. Ihre Solidarität ermöglichte es, viele Menschen während der Besatzung zu retten (YVA M.31.2/8899; Sharandachenko 1960). Es war aber nicht in allen Famili-

en so. Ksenia Skosar, die bei der Stadt Dnipropetrowsk (heute Dnipro) wohnte und ihre jüdische Kollegin Sofia Magin mit deren Tochter Ida bei sich im Privathaus versteckte, setzte darüber nur ihre Tochter in Kenntnis, aber nicht ihren Mann (YVA M.31.2/9602).

Welch eine ambivalente Rolle Kolleg*innen für das Schicksal von jüdischen Verfolgten spielen konnten, zeigt die Geschichte von Raisa Tashlitskaya, die in einem Krankenhaus in der Stadt Rozdil'na bei Odessa eingesetzt war. Der Chefarzt des Krankenhauses überzeugte das rumänische Standesamt, das Mädchen sei eine elternlose Ukrainerin, und schickte sie als Krankenschwester in ein entferntes Dorf. Sie wurde dort von einer anderen Krankenschwester erkannt und denunziert. Zum Glück war am Verhör der verhafteten Tashlitskaya die Schwägerin des Chefarztes beteiligt, die erneut ihre ukrainische Herkunft bestätigte und sie auf diese Weise vor dem Tod rettete (YVA M.31.2/6599).

Das Kennenlernen durch die gemeinsame Arbeit konnte nicht nur Rettung bedeuten, sondern auch weitreichende Folgen für das Familienleben haben. Der Ukrainer Nikolay Vitruk und der Jude Yakov Kipershain arbeiteten gemeinsam in der Landwirtschaft im Dorf Wladynopol (heute Ladyn' bei Volyn) und wurden zu Freunden. Zusammen gingen sie auch an die Front, wo Vitruk fiel. Kipershain kam zu dessen Frau Pelageya, um ihr den Tod ihres Mannes mitzuteilen. Sie schlug ihm vor, bei ihr zu bleiben. Ihr Schwiegersohn baute für Kipershain ein Versteck, wohin er beim Auftauchen der Schuma verschwand. Mehrmals wurde Pelageya und ihre Kinder verhört, ihr Haus durchsucht und schließlich Ende 1943 in Brand gesetzt. So bat Pelageya ihren Bruder, Yakov Kipershain bei sich im Stall zu verstecken. Nach dem Krieg heirateten Pelageya und Yakov (YVA M.31.2/9384).

5. Zuflucht bei unbekannten Frauen

Die Gruppe der Retterinnen, denen die Jüdinnen und Juden, die sie versteckten, vor dem Krieg nicht bekannt waren, ist relativ groß. Man kann hier folgende sozial-demographische Schichten unterscheiden: alleinstehende Frauen bzw. kinderlose Witwen (9), Witwen mit Kindern (10) und Frauen, deren Männer an der Front bzw. bei den Partisanen waren (18).

Die Ukrainerin Yevdokiya Pustovit, die allein im Dorf Pariyevka bei Vinnitsa wohnte, pflegte auf Bitte eines Bekannten ein jüdisches Kind, dessen Eltern sich den Partisanen angeschlossen hatten. Ihrer Nachbarschaft präsentierte sie es als ein uneheliches Kind ihrer Nichte (YVA M.31.2/11159). Eine kinderlose Ukrainerin, Yefrosinya Trityak, holte einen jüdischen Jungen im Dorf Yanovka bei Odessa ab, den seine Mutter beim Marsch ins Ghetto in die Menschenmenge am Straßenrand stieß. Der Junge lebte bei dieser Frau, bis er erwachsen wurde (YVA M.31.2/5433). Eine ältere russische Frau, Irina Kravtsova, versteckte bei sich zwei jüdische

Schwestern und ein Kind auf Bitte ihrer Nachbarin im Dorf Bucha bei Kyiw (YVAM.31.2/10376).

Eine hohe Sensibilität für die Leiden der verfolgten Jüdinnen und Juden, insbesondere der Kinder, lässt sich bei Witwen bzw. Frauen mit Kindern, deren Männer an der Front waren, feststellen. Als die Russin Valentina Sarancheva in Cherson ein zwölfjähriges Mädchen sah, das eine Ziege im Hinterhof des Gefängnisses hütete, konnte sie nicht gleichgültig vorbeigehen, sondern fragte nach, warum es das tat. Es stellte sich heraus, dass der Kommandant des Gefängnisses, wo das Mädchen in Haft war, es befohlen hatte. Da Sarancheva das Mädchen retten wollte, musste sie ihren Erfindungsreichtum voll entfalten: Unter dem Vorwand, sie brauche dringend Hilfe im Haushalt, erhielt sie das Mädchen für einige Zeit und meldete im Nachhinein sein Entkommen. Wie auch in vielen anderen Fällen, wenn Kinder gerettet wurden, musste Sarancheva das Mädchen baden, ihm saubere Kleidung geben und mit den Essensvorräten, die für ihre Kinder bestimmt waren, versorgen. Um der Gefahr der Denunziation durch Nachbarn zu entgehen, übersiedelte sie zusammen mit den Kindern in ein Dorf (YVA M.31.2/10393). Eine ähnliche Geschichte trug sich für die ukrainische Bäuerin Olga Savchuk zu, als sie mit ihrer Tochter in Dorf Kormilche bei Kamenets-Podolsk (heute Khmel'nyts'kyy) ein jüdisches Mädchen im Gebüsch bemerkte. Das war Anna Novozhena, deren Mutter ermordet worden war. Die Bäuerinnen nahmen das Mädchen mit und belehrten sie eine Zeit lang, wie man sich als Ukrainerin zu benehmen hatte, insbesondere wie man betete. Nachdem Novozhena mit ihrer neuen Identität einigermaßen vertraut war, stellte Savchuk sie als ihre Verwandte vor. Später konnte das Mädchen sich im Dorf frei bewegen (YVA M.31.2/7140).

Ähnliche Rettungsstrategien entdeckt man auch in der Geschichte einer polnischen Lehrerin, Antonina Rudzka, die im Dorf Voronezh bei Sumy mit zwei halbwüchsigen Söhnen wohnte. Sie sah eines Tages einen abgemagerten 16-jährigen Jungen, der sich in der Zuckerfabrik versteckte. Sie fragte ihn, woher er stamme. Nachdem der Junge, Boris Babich, ihr erzählte, dass seine Familie in Babyn Jar ermordet worden war, holte sie ihn zu sich. Die Kinder von Rudzka und Babich freunden sich an, sie lehrten ihn Polnisch sprechen und bald wurde er den Nachbarn als ein polnischer Verwandter vorgestellt (YVA M.31.2/7262). Bei jeder Gefahr wurden diese Kinder von ihren Retterinnen rücksichtslos verteidigt. Domna Shvatskaya, die Mutter von zwei Kindern, deren Mann an der Front war, sah einmal auf dem Markt in Cherson einen Jungen, der Lebensmittel zu klauen versuchte. Sie nahm ihn mit nach Hause, schnitt sein schwarzes Haar ab und behandelte ihn wie einen leiblichen Sohn. Als er nach zwei Jahren in eine Straßensperre geriet und für die Deportation zur Zwangsarbeit nach Deutschland bestimmt wurde, lief Shvatskaya zum Bahnhof und flehte die Wachposten an, ihn freizulassen (YVA M.31.2/7175). Khristya Rudiuk, Lehrerin, die Mutter von acht Kindern war, betreute ein jüdisches Mädchen Genia Hertz, geb. 1933, im Dorf Velikiy Bratolov bei Zhitomir, für die Ru-

diuk eine gefälschte Geburtsurkunde beschaffte (YVA M.31.2/12685). Nina Staneva, Mutter von zwei Kindern, deren Mann in der Armee war, nahm einen jüdischen Jungen von einer Parkbank in Odessa bei sich auf, der seit der Ermordung seiner Familie in Simferopol bereits ein halbes Jahr obdachlos war (YVA M.31.2/8007).

Soziale Verantwortung für jüdische Kinder übernahmen nicht-jüdische Frauen unter dramatischen Umständen. Antonina Varnavina war Zeugin, als während der Evakuierung nach Osten ein Zug zerbombt wurde und Bluma Shtraim, die sie vor kurzem kennengelernt hatte, ums Leben kam. Ihre zwei Söhne blieben allein. Varnavina riet dem älteren der Brüder, sich weiter mit den Flüchtlingen nach Osten zu bewegen und kehrte zusammen mit dem jüngeren Sohn von Shtraim nach Hause in die Stadt Zhitomir zurück (YVA M.31.2/9481). Der Zug nach Osten, in dem Natalya Zborik und ihr Sohn unterwegs waren, wurde auch zerbombt, und sie fanden zwei kleine jüdische Jungen, die sie mit nach Hause in die Stadt Zaporizhzhya nahmen (YVA M.31.2/8242). Mariya Yeremenko beobachtete, wie man Anfang 1942 in Cherson eine Gruppe von Jüdinnen und Juden zur Exekution führte. Eine alte Frau hielt ein kleines Mädchen auf dem Arm. Vermutlich sah sie ein tiefes Mitleid in Yeremenkos Augen und übergab ihr das Mädchen. Die russische Frau brachte es sofort nach Hause und erklärte Nachbarn, sie adoptiere ein Waisenkind (YVA M.31.2/8737). Eine Frau fand neben dem Erschießungsort in Nemirov bei Vinnitsa ein kleines Mädchen, das Ukrainisch sprechen konnte und ein »arisches« Aussehen hatte. Sie nahm es mit nach Hause, hatte jedoch Angst, es in der Stadt zu behalten. Deswegen bot sie das Kind einer ukrainischen Bäuerin an, die zustimmte, obwohl sie zwei leibliche Kinder hatte. Das Mädchen wurde sofort als ein Bauernkind angekleidet und als eine Nichte im Dorf präsentiert (YVA M.31.2/10119). Zwei Schwestern, deren Männer für die Rote Armee mobilisiert wurden, gingen eines Tages zu zerstörten Baracken im Dorf Berezovka bei Odessa, wo sie drei kleine und sehr schwache Kinder entdeckten, deren Eltern bei einem Todesmarsch aus Bessarabien ums Leben gekommen waren. Die Frauen holten zwei Mädchen ab, die sie »legalisierten«, indem sie die Kinder für ein Bestechungsgeld taufen ließen und die Dorfschuma mit Geschenken beschwichtigten. Der Junge blieb jedoch in der Baracke, sein weiteres Schicksal ist unbekannt (YVA M.31.2/6799).

Erwachsene Jüdinnen und Juden, die aus einem Ghetto oder aus einem Arbeitslager geflohen waren, boten manchmal den ortsansässigen Bäuerinnen ihre Hilfe an, mit der Bitte sie aufzunehmen. Der Dorfgemeinschaft wurden diese Juden als Verwandte vorgestellt (YVA M.31.2/6442; 6455; 10841; 12295). Die Ukrainerin Varka (Varvara) Rogulchik, deren Mann an der Front war, übersiedelte mit ihren Söhnen in ein Häuschen, das ihr Vater in einem Sumpf unweit des Dorfes Glinnoye bei Rivne errichtet hatte. Bei ihnen wohnten Etla Surovich mit ihren drei Kindern und einer blinden Schwester. Die Frauen führten gemeinsam den Haushalt, bereiteten Brennholz vor, sammelten Pilze und Beeren. Sie lebten wie eine große Familie bis zum Ende des Krieges (YVA M.31.2/11467). In einigen Fällen setzte sich das

gemeinsame Leben der nicht-jüdischen und jüdischen Frauen mit Kindern auch einige Zeit nach dem Krieg fort, bis ihre Männer von der Front zurückkamen (YVA M.31.2/6636).

Je nach den ortsspezifischen Gegebenheiten waren die Risiken, denunziert zu werden, unterschiedlich. Wenn eine Dorfgemeinschaft solidarisch lebte, waren sie relativ gering (Zabarko 2014, 225). Als eine Ukrainerin, Oksana Semergei, deren Mann in Kriegsgefangenschaft war, einen jüdischen Jungen aufnahm, sammelte sie in nur einer Nacht 50 Unterschriften im Dorf ein, um zu bestätigen, dass er kein Jude sei (Sukhanov 2020). Eine Schlüsselrolle spielte auch die Haltung der Dorfältesten gegenüber Jüdinnen und Juden. Die ukrainische Bäuerin Pras-kovya Rozhkovskaya, die einen jüdischen Jungen in einer Grube auf dem Feld entdeckte und zu sich nahm, hätte ihn kaum retten können, wenn der Dorfälteste sie nicht rechtzeitig von bevorstehenden Razzien in Kenntnis gesetzt hätte (YVA M.31.2/6035).

In den meisten Fällen hatte die Angst vor Bestrafung hingegen reale Gründe. Die barmherzige ukrainische Bäuerin Anastasiya Dyachenko, die als ein Waisenkind aufwuchs, versteckte im Vorwerk bei dem Dorf Rudance in der Lwiwer Region einen jüdischen Knaben. Als er eines Tages wagte, sein Heimatdorf zu besuchen, um sich nach seinem Vater zu erkundigen, sahen und verrieten ihn sofort seine Nachbarn. Kurz darauf kamen die Schuma zum Vorwerk und packten einen von Dyachenkos Söhnen. Da die Mutter ihn verteidigte, konnte er fliehen, sie wurde jedoch verhaftet, das ganze Vorwerk durchsucht und der jüdische Knabe entdeckt. Die beiden wurden ermordet (YVA M.31.2/10796). Nicht immer konnten sich Retterinnen auf eigene Kinder verlassen, so mussten einige dieser Frauen die von ihnen versteckten Juden und Jüdinnen sogar vor ihren Kindern geheim halten (YVA M.31.2/8951).

Im Angesicht solcher Gefahren verzichteten viele Frauen darauf, Jüdinnen und Juden zu verstecken oder gewährten ihnen nur für ein paar Wochen Zuflucht. Des Weiteren suchten sie für Jüdinnen und Juden ein anderes geheimes Versteck, meist bei ihren Verwandten oder Freundinnen (YVA M.31.2/8392). Sie lieferten den jüdischen Verfolgten Lebensmittel ins Ghetto, halfen bei der Geburt und behandelten sie sogar bei Typhus (YVA M.31.2/7922). Die Liste der Gerechten unter den Völkern zeigt, dass die Rettung von nur einem oder zwei Verfolgten häufig der Beteiligung mehrerer Personen bedurfte. Ihrerseits durften die Jüdinnen und Juden unter keinen Umständen ihre Retter*innen verraten. Die Bäuerin Tatyana Rusnak, deren Mann an der Front war und sie mit zwei Kindern bei Poltawa zurückließ, gab der Jüdin Asya Zaslavskaya ihren Personalausweis, damit sie und ihre Tochter sich weiter Richtung Frontlinie bewegen konnten, dabei wechselten die Frauen das Foto. Unterwegs wurde Zaslavskaya durch die Gestapo verhaftet und der Fälschung der Dokumente beschuldigt. Zaslavskaya bestand jedoch darauf, die Dokumente zufälligerweise gefunden zu haben (YVA M.31.2/7484).

Die Handlungsräume der nicht-jüdischen Frauen waren nicht nur durch Bedrohungen seitens der Besatzungsmächte und Schuma eingeschränkt, sondern auch durch Nahrungsmangel, der selbst auf dem Lande spürbar war. Dies verursachte mitunter Konflikte zwischen Familienangehörigen und führte dazu, dass die zunächst von Nicht-Juden versteckten Jüdinnen und Juden die Häuser wieder verlassen mussten (YVA M.31.2/6318; M.31.2/6068).

6. Rettung in Kinderheimen und Klöstern

Unter den sozialen und religiösen Einrichtungen, in denen jüdische Kinder eine Überlebenschance hatten, sind vor allem Kinderheime und Klöster zu nennen. Obwohl Kinderheime während der Besatzung ein sehr ärmliches Dasein fristeten, konnten jüdische Kinder in einigen von ihnen den Krieg überleben, da sie dort unter einer getarnten Identität eingetragen wurden. Solche Fälle gab es in Kyiw und in anderen ukrainischen Städten (YVA M.31.2/6269; 7020; Zabarko 2013, 35). Die Krankenschwester Olexandra Shulezhko, deren Mann als ein christlicher Priester 1937 während des »Großen Terrors« nach Sibirien verbannt wurde, gründete in Tscherkassy ein Kinderheim. Mit ihren treuen Helfer*innen kümmerte sie sich um etwa 70 Kinder, darunter um 25 Jüdinnen und Juden, die nach einem Massaker im Herbst 1941 elternlos blieben. Im Kinderheim befanden sich auch ihre leiblichen zwei Kinder, die jedoch keine Privilegien genossen (YVA M.31.2/7192).

Die Rettung von jüdischen Verfolgten verlangte eine bedingungslose Solidarität der involvierten Personen. Wenn eine hiervon abzuweichen drohte, konnten die anderen auf sie moralischen Druck ausüben und dadurch ihr Verhalten in bestimmte Bahnen lenken. Als zwei kleine, halbjüdische Kinder in Bela Zerkwa elternlos wurden, gerieten sie in ein Kinderheim. Dessen Leiterin ließ sie sofort als Ukrainer einschreiben. Vermutlich passierte das schon nach der Erschießung einer großen Gruppe jüdischer Kinder durch die Einsatzgruppe 4a und Schuma im August 1941 (IfZ-Archiv GD 01.54/32). Trotzdem fand sich eine Kinderpflegerin, die forderte, diese zwei Kinder an die NS-Besatzer zu verraten. Um sie davon abzuhalten, drohten die Kolleginnen dieser Frau, ihr zu kündigen (VHA Int. Code 47596; Zabarko 2013, 216).

Die Rettungsaktionen in den griechisch-katholischen Klöstern im ehemaligen Ostgalizien, die unter Leitung von Andrei Sheptyts'kyi durchgeführt wurden, sind weitgehend bekannt (Himka 2014; Skira 2019). In der Nähe von Lwiw gab es ein Kloster des Studiten-Ordens, wo Olena Viter als Mutter Oberin jüdische Kinder in ihre Obhut nahm. Sie und die Nonnen betreuten die Kinder und lehrten sie zu beten, damit sie sich äußerlich von Ukrainer*innen nicht unterschieden. Nach der Befreiung der Region durch die Rote Armee wurden die geretteten Kinder ihren jüdischen Verwandten bzw. jüdischen Verbänden übergeben (YVA M.31.2/421/1).

7. Widerstandsbewegung

Der prosowjetische Widerstand stütze sich vor allem auf Kommunist*innen und Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbandes. Ihnen standen auch Frauen von Offizieren der Roten Armee sehr nah. Ihre Aufgaben zielten jedoch nicht auf die Rettung von Jüdinnen und Juden. Trotzdem sind Beispiele bekannt, als Frauen, die Kontakt zum Widerstand pflegten, einigen jüdischen Verfolgten halfen. Eine Rus-sin, Zinaida Sivokhina, die zusammen mit ihrer Tochter wohnte, versteckte einige Monate lang Rosa Motovilovskaya in ihrer Wohnung in Berdichev bei Zhitomir. Später nahm sie einen Halbwüchsigten, Naum Epelfeld, zu sich (YVA M.31.2/5942).

Mariya Stepanova (Veremchuk), deren Mann als Kommunist schon am Anfang des Krieges ermordet worden war, übersiedelte vom Dorf Borki nach Włod-zimierz (heute Vladimir-Volynskiy) und begann an der Eisenbahnstation zu arbei-ten. Sie hielt ständig Kontakt zur Untergrundbewegung und ihr Haus am Ran-de der Stadt diente als Transitpunkt für sowjetische Kriegsgefangene und Juden, die aus Ghettos geflohen waren. Der Sohn von Maria Stepan brachte diese Men-schen zu Partisanen in den Wald (YVA M.31.2/6594). Mit Hilfe einer Tante von Ro-zalia Zemlyanskaya-Bay gelangte Dodek Grund zu Partisanen und wurde über die Frontlinie geführt (YVA M.31.2/8947). Wenn ein Ehepaar mit der Untergrundbe-wegung bzw. mit den Partisanen verbunden war, so halfen den jüdischen Verfolg-ten selbstverständlich die beiden Ehepartner (YVA M.31.2/3766). Die polnische Frau Dema Radan beteiligte sich aktiv an der Untergrundbewegung in Vinnitsa und ret-tete mehreren Jüdinnen und Juden das Leben. Eine der Töchter von Radan, die nicht bei ihr lebte, versteckte bei sich die Tochter eines jüdischen Partisanen (YVA M.31.2/6269). Es gibt noch weitere Beispiele der Rettung durch Aktivist*innen des Widerstandes (YVA M.31.2/5962; 6350/1; 6422; Zabarko 2013, 421) sowie durch Par-tisanen (Zabarko 2014, 539).

Fazit

Da es sich in diesem Aufsatz um die Wahrnehmung des Holocausts durch nicht-jü-dische Frauen auf Grundlage fragmentierter Quellen handelt, können die Schluss-folgerungen nur bedingt verallgemeinert werden. Etwa zwei Drittel der präsentier-ten Beispiele für Rettungsaktionen ergaben sich dadurch, dass die Jüdinnen und Juden entweder zur Familie gehörten oder man schon vor dem Krieg bekannt/be-freundet war. Das scheint eine relevante Rolle bei der Hilfsbereitschaft gespielt zu haben. Jedoch bedeutete die Bekanntschaft bzw. die Nachbarschaft noch keine Garantie, verfolgte Jüdinnen und Juden vor der Vernichtung zu retten. Die Be-drohungssituation und generelle gesellschaftliche Lage war so prekär, dass man keine Verhaltensweise grundsätzlich ausschließen sollte. Im Falle des Verrats von

Jüdinnen und Juden, der durch Antisemitismus, Gier oder Angst vor Repressalien geschürt wurde, sind keine genderspezifischen Rollen zu unterscheiden. Dies gilt auch für Situationen, in denen man Jüdinnen und Juden auf Grund von (finanziellen) Gegenleistungen half.

Wenn man uneigennützig Retterinnen ins Visier nimmt, so ist das Bild viel komplexer. Zum einen handelt es sich um emotionale Reflexionen der nicht-jüdischen Frauen über das große Leid, welches der Krieg mit sich brachte. Die Rettung von jüdischen Verfolgten kann man als eine Art des Widerstandes gegen die deutsche Besatzung betrachten. Insbesondere wenn Männer dieser Frauen an der Front waren und ihre minderjährigen Kinder zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert werden sollten, konnten sie sich selbst in den Jüdinnen und Juden als eine potenziell durch das Besatzungsregime bedrohte Gruppe wiedererkennen. Außerdem zeichneten sich viele polnische und ukrainische Frauen durch Frömmigkeit aus, die sie bei ihren Hilfsaktionen motivierte. Sie glaubten, dass ihre Männer bzw. Söhne, die in der Armee waren, durch ihre Hilfe für verfolgte Jüdinnen und Juden bzw. für sowjetische Kriegsgefangene am Leben bleiben würden, da dies den Normen der christlichen Barmherzigkeit entsprach. Die Frauen hofften, dass Gott ihren Einsatz nicht außer Acht lassen würde. Dabei konnten sie religiöse Traditionen als Tarnung für ihre jüdischen Zöglinge nutzen, damit sie unauffällig blieben. Die Empathie von nicht-jüdischen Frauen wurde sowohl durch ihr eigenes entbehrungsreiches Leben vor dem Krieg, insbesondere durch die Hungersnot 1932 und 1933 sowie den stalinistischen Großen Terror (1937-1938), aber auch durch die deutsche Besatzung gestärkt.

Zum anderen änderte der Krieg die sozialen Rollen der meisten Frauen, die alleine den Haushalt führen und sich um die Kinder kümmern mussten. Sie waren gezwungen, wichtige Entscheidungen selbst zu treffen und die volle soziale Verantwortung für ihre Familien zu tragen. Diese neuen existenziellen Lebensumstände, die man nach Karl Jaspers auch als Grenzsituationen bezeichnen kann, konnten Charakterzüge wie Mut und Schlagfertigkeit stimulieren. Außerdem ist die biologische Rolle der Frau als Mutter zu unterstreichen. Die meisten Retterinnen waren Mütter, was dazu geführt haben mag, dass sie nicht gleichgültig das Leid der jüdischen Frauen und ihrer Kinder mit ansehen konnten, obwohl es genügend Mütter gab, die trotzdem/deswegen nicht halfen. Zudem wussten sie, wie man Kinder und Kranke pflegt und behandelt, wie man bei einer Geburt hilft und Wunden versorgt. Für die Rettungsaktionen waren besonders Bäuerinnen geeignet, deren Leben schon lange vor dem Krieg einem ständigen Überlebenskampf glich, zugleich aber im Vergleich zur Stadt mehr Handlungsspielräume – beispielsweise für das Einrichten von Verstecken – ließ.

Die Vielzahl der hier präsentierten Beispiele für Solidarität mit Juden und Jüdinnen soll jedoch nicht täuschen: Zu systematischen Hilfsaktionen waren nur relativ wenige Nicht-Jüdinnen bereit. Dabei spielten meist die Retterinnen eine

Schlüsselrolle, da sie über genderspezifische Kenntnisse und Möglichkeiten verfügten, die unter Bedingungen der großen Risiken die Überlebenschancen der Verfolgten sichern konnten.

Quellenverzeichnis

Archiv des Instituts für Zeitgeschichte, München (IfZ-Archiv)

Zeugenschrifttum, GD 01.54/32.

Visual History Archive, University of Southern California (VHA)

Bestände Int. Code 35330, 40099, 40511, 44083, 45129, 47596, 47927.

Yad Vashem Archives, Jerusalem (YVA)

Datenbank zu den Gerechten unter den Völkern, Bestand M.31.2.

Gedruckte Quellen

Zabarko, Boris (Hg.): Wir wollten leben... Zeugnisse und Dokumente. 2 Bde., Kiev 2013/2014.

Literaturverzeichnis

Alexievich, Svetlana: *The Unwomanly Face of War*, London 2017.

Altshuler, Mordechai: Unique Features of the Holocaust in the Soviet Union, in: Roi, Y. (Hg.): *Jews and Jewish Life in Russia and the Soviet Union*, London 1995, S. 171-188.

Berkhoff, Karel C.: *Harvest of Despair: Life and Death in Ukraine under Nazi Rule*. Cambridge, MA 2004.

Brandon, Ray/Lower, Wendy (Hg.): *The Shoa in Ukraine: History, Testimony, Memorialization*. Published in association with the United States Holocaust Memorial Museum, Kyiv 2015.

Dean, Martin: *Collaboration in the Holocaust: Crimes of the Local Police in Belorussia and Ukraine, 1941-1944*, London 2003.

—: Soviet Ethnic Germans and Holocaust in Reich Commissariat Ukraine, 1941-1944, in: *The Shoa in Ukraine: History, Testimony, Memorialization*. Published in association with the United States Holocaust Memorial Museum, Kyiv 2015, S. 343-373.

- Gon, Maksym/Ivchyk, Nataliia: Women in the Holocaust: Fates, Conduct and Gender (In-)Equalities, in: Holocaust and Modernity. Studies in Ukraine and the World 14 (2016) 1, S. 9-49.
- Havryshko, Marta: Rape in Hiding: Sexual Violence during the Holocaust in Ukraine, in: Holocaust and Modernity. Studies in Ukraine and the World 17 (2019) 1, S. 10-30.
- Himka, John-Paul: Metropolitan Andrei Sheptytsky and the Holocaust, in: Polin. Studies in Polish Jewry 26 (2014), S. 121-136.
- Kovba, Zhanna: Liudianist' u bezodni pekla: povedinka mistseвого naselennia Skhidnoi Galyčyny v roky ›ostatočnogo rozviasannia evreis'kogo pytannia‹ [Menschlichkeit während der Katastrophe: Verhalten der einheimischen Bevölkerung von Ost-Galizien in den Jahren der ›Endlösung der Judenfrage‹], Kyiv 2009.
- Kruglov, Aleksandr: Khronika Kholokosta v Ukraine 1941-1944 [Chronik des Holocaust in der Ukraine in den Jahren 1941-1944], Zaporozhje 2004.
- Mühlhäuser, Regina: Sexual violence and the Holocaust, in: Pető, Andrea (Hg.): Gender: War. Farmington Hills, MI 2017, S. 101-116.
- Radchenko, Olga: Rodstvenniki i znakomye kollaborantov v Zolotonoshe – svideteli ili součastniki Holokosta? [Verwandte und Bekannte von Kollaborateuren in Zolotonosha – Zeugen oder Komplizen beim Holocaust?], in: Sammelband der Konferenzbeiträge 2015-2016, Riga 2016, S. 347-349.
- : Jewish Forced Labor on Road Construction between Uman and Kirovograd, 1942-1943, in: Holocaust and Modernity. Studies in Ukraine and the World 17 (2019) 1, S. 48-74.
- Röger, Maren: Kriegsbeziehungen. Intimität, Gewalt und Prostitution im besetzten Polen 1939 bis 1945, Frankfurt a.M. 2015.
- Shapiro, Paul A. (Hg.): The Holocaust in Ukraine: New Sources and Perspectives. Conference Presentations, Washington, DC 2013.
- Sharandachenko, Aleksandra: Registratorsha ZAGSa. Iz dnevnika kievianki [Mitarbeiterin im Standesamt. Aus dem Tagebuch einer Kieverin], Kyiv 1960.
- Skira, Yuriy: The Called: Monks of the Studite Statute and the Holocaust, Kyiv 2019.
- Sukhanov, Maksim: Naš Griša. Kak ukrainskie krestiane evreiskogo rebenka spasli [Unser Griša. Wie ukrainische Bauern ein jüdisches Kind retteten] <http://hada.shot.kiev.ua/node/1668>, Nr. 12, den 14.12.2020/Tevet 5781.
- Suslenskii, Iakiv: Spravžni geroi: pro učast' gromadian Ukrainy u riatuvanni evreiv vid fašistskogo genotsydu [Echte Helden: zur Teilnahme der ukrainischen Bürger an der Rettung der Juden vor den faschistischen Genoziden], Kyiv 1993.

Sexualisierte Kriegsgewalt an Maya-Frauen im Bürgerkrieg in Guatemala

Wenn das Schweigen endet, beginnt die Aufarbeitung

Anja Titze

Krieg und Gewalt, Diktaturen und Militärregime, Guerilla und Bürgerkriege gehören zu den wiederkehrenden Topoi der lateinamerikanischen Geschichte. Der bewaffnete Konflikt in Guatemala, der von 1960 bis 1996 dauerte, gehört zu den blutigsten Konflikten in der lateinamerikanischen Geschichte. 150.000 bis 200.000 Menschen fielen den Gewalthandlungen zum Opfer (Tomuschat 1999, 198). Der Bürgerkrieg war auch ein ethnischer Konflikt, denn das Hauptziel der Gewalt bildete die indigene Maya-Bevölkerung, die deutlich mehr Opfer als die nicht-indigene Bevölkerung zu beklagen hatte. Dadurch ist dieser Krieg nicht als »gewöhnlicher« Krieg, sondern als ein Völkermord zu klassifizieren. Die Militärmachthaber verfolgten eine Strategie, die darauf abzielte, die ländliche indigene Bevölkerung zu vernichten. So griff der Staatsterror ab 1981 nahezu ungezügelt um sich, wobei indigene Frauen und Mädchen Opfer unvorstellbarer Grausamkeiten wurden.

In diesem Beitrag stehen die sexualisierte Kriegsgewalt gegenüber Maya-Frauen und die Aufarbeitung dieser Gewalt im Mittelpunkt. Seit Menschen Kriege führen, kommt es zu spezifischen Gewalthandlungen gegenüber Frauen, die gewissermaßen als ein »unfortunate by-product« auftreten (Baaz/Stern 2013, 1). Lange Zeit bildete spezifische Gewalt gegenüber Frauen weder ein eigenes Forschungsthema noch wurde es als politisches Problem behandelt. Erst Anfang der 1990er Jahre begann ein Umdenken. Nach den Konflikten in Ruanda und Ex-Jugoslawien, bei denen es zu Massenvergewaltigungen von Frauen gekommen war, geriet geschlechtsspezifische Kriegsgewalt verstärkt in den Fokus. Die Medien berichteten darüber, Wissenschaftler verschiedener Disziplinen nahmen sich dieses Themas an und in (rechts)politischer Hinsicht setzten wichtige Entwicklungen ein, z. B. mit den ad-hoc-Tribunalen zu Ex-Jugoslawien, Ruanda und Sierra Leone. Deren Rechtsprechung etablierte Standards für andere Prozesse auf nationaler Ebene. In der neueren Forschung wird sexualisierte Gewalt als inhärenter Teil von Kriegen verstanden, die sich je nach Kontext unterschiedlich manifestiert (Zarkov 2020, 727f.).

Bei der Untersuchung von Kriegen und Konflikten unter einer Gender-Perspektive dienen häufig Berichte der Überlebenden als wissenschaftliche Grundlage. Ein Beispiel sind die sogenannten »Trostfrauen« während des Zweiten Weltkriegs in Japan (Kim 2020, 43-45) oder die Vergewaltigungen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs (Grossmann 1995, 46). In den vergangenen drei Jahrzehnten sind Dutzende Publikationen entstanden; sie thematisieren die Erscheinungsformen von sexualisierter Kriegsgewalt und ihren Einsatz als Kriegswaffe, sie benennen die (Spät-)Folgen für die betroffenen Frauen, liefern Erklärungsversuche zu Definitionsproblemen oder erörtern die Strafbarkeit und tatsächliche Strafverfolgung. Besondere Aufmerksamkeit haben dabei die Konflikte in Ruanda und Ex-Jugoslawien erhalten (Skjelsbæk 2001, 213).

Etliche Kriege, wie derjenige in Guatemala, blieben hingegen ein Randthema in der Forschung. Als der bewaffnete Konflikt 1996 endete, gelangte das kleine Land zwar kurze Zeit ins Blickfeld der Weltöffentlichkeit, insgesamt gesehen blieb der dortige Krieg und die begangene Gewalt an Frauen jedoch relativ unterbelichtet. Einzelne Studien haben Konfliktparteien, Ursachen und Ziele des Krieges sowie den Kriegsverlauf in den jeweiligen Regionen des Landes herausgearbeitet. Die massive Gewalt gegenüber Maya-Frauen im Bürgerkrieg ist Gegenstand von knapp einem Dutzend wissenschaftlichen Beiträgen, die vor allem in den letzten Jahren entstanden sind und verschiedene disziplinäre Ansätze erkennen lassen (Crosby/Lykes 2011; Fulchiron 2016; Irantzu/Guzmán Orellana 2012; Leipy 2009). Der vorliegende Beitrag geht der Frage nach, welche Formen sexualisierter Gewalt im guatemalteckischen Bürgerkrieg auftraten, welche sozialen und individuellen Folgen dies hatte und inwieweit die strafrechtliche Aufarbeitung bereits gelungen ist. Letzteres wird auf der Basis von konkreten Fällen und Gerichtsentscheiden gezeigt.

Zur Aufarbeitung sexualisierter Kriegsgewalt in Guatemala gibt es kaum wissenschaftliche Literatur, weshalb in diesem Beitrag vor allem Presseberichte und Gerichtsurteile als Primärquellen dienen sowie die 2005 erhobenen Daten aus meiner mehrmonatigen Feldforschung im guatemalteckischen Hochland. Eine der wenigen aber bedeutsamen wissenschaftlichen Publikation ist diejenige von Patterson-Markowitz et al. (2012), in der die Autor*innen »Gender und Transitional Justice« am Beispiel von Guatemala untersuchen. Der vorliegende Beitrag knüpft daran an, zeichnet die Entwicklungen der vergangenen Jahre nach und lotet dabei die Grenzen und Möglichkeiten der Aufarbeitung von Kriegsgewalt gegen Maya-Frauen aus.

Der erste Teil liefert einen historischen Überblick und zeichnet den Bürgerkrieg in Guatemala in aller Kürze nach. Dabei werden Ursachen und Konfliktlinien sowie die Gender-Dimension des Krieges herausgearbeitet, um zu erklären, inwiefern Gewalt gegen Frauen Teil des Krieges bzw. der Kriegsstrategie war. Im zweiten Teil des Beitrags wird der Frage nachgegangen, welche konkreten Folgen die ge-

schlechtsspezifische Kriegsgewalt für die betroffenen Frauen hatte. Viele von ihnen fühlten und fühlen sich schuldig. Über das genaue Ausmaß dieser sexualisierten Gewalt ist bis heute wenig bekannt, was am jahrzehntelangen Schweigen der Frauen liegt. Doch in den vergangenen Jahren haben etliche betroffene Frauen Zeugnis abgelegt und über ihre traumatischen Erfahrungen gesprochen. Dieses »truth telling« war ein erster Schritt. Der dritte Teil thematisiert die strafrechtliche Aufarbeitung dieser Gewalt. Besondere Beachtung verdient dabei der Prozess Sepur Zarco, bei dem sich Militärs erstmals wegen sexualisierter Gewalt im Bürgerkrieg verantworten mussten. Abschließend folgt ein Ausblick darauf, welche Möglichkeiten sich in Zukunft bieten, die im Krieg begangenen Gewalttaten an Frauen aufzuklären und die Täter zu bestrafen.

Vorgeschichte: Der guatemaltekeische Bürgerkrieg

Guatemala ist ein Land großer sozialer Gegensätze. Der Reichtum konzentriert sich bis heute in den Händen einzelner Familien, während der Großteil der Bevölkerung in (extremer) Armut lebt und keinen Zugang zu Gesundheitsversorgung und Bildung hat. Knapp zwei Prozent der Agrarproduzenten bewirtschaften mehr als die Hälfte der nutzbaren Ackerfläche (FAO 2014, 1). Diese Landverteilung deutet auf koloniale bzw. postkoloniale Strukturen hin. Mit der Unabhängigkeit des Landes im Jahr 1821 hatten sich die Abhängigkeitsverhältnisse nur unwesentlich geändert (Dym 2009, 240f.). So kam es ab 1871 zu einem Modernisierungsschub mit dem Bau einer Eisenbahnlinie, der Verstaatlichung des Kirchenbesitzes und wirtschaftspolitischen Maßnahmen, die dem Kaffeeexportmodell zum Durchbruch verhalfen (Wagner 2001, 85–89; Woodward 1993, 382).

Doch all diese Reformen brachten kaum Fortschritte für die indigene Bevölkerung. Deren Land wurde einverleibt und in Großgrundbesitz umgewandelt. Obwohl sie zahlenmäßig in der Mehrheit waren, wurden die Indigenen weiterhin ausgebeutet und marginalisiert, während sich die politische und wirtschaftliche Macht von nicht-indigenen und ausländischen Familien festigte (Casás Arzu 2008, 151f.). Unter Diktator Jorge Ubico Castañeda verschärfte sich die Entrechtung der Indigenen. Plantagenbesitzer erhielten weitreichende Befugnisse: Diese konnten die indigenen Arbeiter*innen nach eigenem Ermessen bestrafen – mit Körperstrafen und sogar mit dem Tod (Gutiérrez/Kobrak 2001, 45).

1944 erlebte das Land einen »demokratischen Frühling«. Die demokratisch gewählten Regierungen von Juan José Arévalo und Jacobo Arbenz initiierten vielversprechende Projekte, z. B. die Verbesserung des Bildungssystems und eine Agrarreform. So sah ein Gesetz von 1952 vor, Brachland in Agrarland umzuwandeln und Kleinbäuerinnen und -bauern zu unterstützen. Dieses Vorhaben stieß sowohl bei den Großgrundbesitzer*innen als auch bei der katholischen Kirche auf wach-

senden Widerstand, vor allem bei der US-amerikanischen United Fruit Company (UFC), die die größte Landbesitzerin in Guatemala war und fast die gesamte Infrastruktur kontrollierte u.a. das Postwesen, Schiffs- und Eisenbahnlinien sowie Elektrizitätswerke (Schlesinger/Kinzer 1986, 102-104). Die UFC lehnte die Landreform entschieden ab und wurde von der US-Regierung unterstützt, die das Land der »kommunistischen Unterwanderung« bezichtigte.¹ Unter maßgeblicher Einflussnahme der CIA gelang es, Präsident Arbenz zu stürzen (Kurtenbach 1998, 43f., 78f.).

Ein »Schlachtfeld« des Kalten Krieges

Nach dem Putsch reagierten Teile der Zivilgesellschaft auf die politischen Gegebenheiten; eine revolutionäre Bewegung entstand, die aber in etliche Gruppen und Führer*innen zersplittert war. Letztlich fehlte es an einer gemeinsamen Massengrundbasis. Der Beginn des Bürgerkrieges wird auf den 13. November 1960 datiert, als Teile des Militärs opponierten und eine »Vereinigte Widerstandsfront« (span.: *Frente Unida de Resistencia*) bildeten. Die Regierung antwortete mit massiver Repression auf jede Form der Opposition. Jede regierungskritische Forderung konnte unweigerlich als kommunistische Parole diskreditiert werden. Innerhalb kurzer Zeit spitzte sich der Konflikt zu und involvierte zunehmend die Zivilbevölkerung. So setzte die Regierung sogenannte Militärkommissare bzw. Militärbeauftragte (span.: *comisionados militares*) ein, um die Bevölkerung besser kontrollieren zu können. Diese Personen halfen z.B. bei der Zwangsrekrutierung und Bespitzelung (CEH 1999, Capítulo 2, I, 158-160).

Ab Anfang der 1980er Jahre griff der Staatsterror nahezu ungezügelt um sich. General José Efraín Ríos Montt, der sich 1982 an die Macht geputscht hatte, verfolgte eine Politik der »verbrannten Erde« (*tierra arrasada*) und führte einen erbarmungslosen Krieg gegen die indigene Zivilbevölkerung, die auf dem Land meist ungewollt zwischen die Fronten geriet. Indigene waren in den Augen der Militärs die inneren Feinde, die es zu vernichten galt. Verhängnisvoll war insoweit die Schaffung der Identität *indígena-guerrillero*. Dahinter stand das Bild vom unzivilisierten und wertlosen »Indio«, das den obersten Befehlshabern und Planern des Völkermordes als Feindkonstruktion diente.²

1 In den USA existierte unter Joseph McCarthy zur selben Zeit ein ausgeprägter Antikommunismus (Lichtman 2012, 13-23; Schrecker 2004, 1056-1059).

2 Im Kalten Krieg wurden vornehmlich ideologische Konflikte ausgetragen; ab 1990 wurden bewaffnete Auseinandersetzungen vielfach als ethnische Konflikte klassifiziert, wie in Ruanda und Ex-Jugoslawien. Der Bürgerkrieg in Guatemala war ethnisch und ideologisch geprägt. Allerdings werden mittlerweile andere Erklärungsansätze diskutiert, z.B. ökonomische Grün-

Zum Zwecke der Aufstandsbekämpfung trieb Ríos Montt die Militarisierung der Bevölkerung durch zivile Selbstverteidigungspatrouillen (span.: *Patrullas de Autodefensa Civil*, fortan: PAC) voran. Diese paramilitärischen Kampfverbände sollten die Dorfbewohner*innen vor der Guerilla schützen und unterstanden in vielen Dörfern dem Befehl der Militärbeauftragten. Männer zwischen 18 und 55 Jahren hatten Patrouillendienst zu leisten. Wer sich dieser Pflicht verweigerte, wurde bestraft oder schlimmstenfalls zum Guerillero oder Guerilla-Sympathisanten erklärt (CEH 1999, Capítulo 2, VI, 181-183).

In vielen lokalen Gemeinschaften kontrollierten die PAC das alltägliche Leben. Sie wussten, wer ins Dorf kam oder es verlassen wollte. Sie gestatteten Zugang oder Weggang. Sie gaben die Zustimmung zur Feld- oder Plantagenarbeit (Kobrak 2003, 102f.). Die PAC herrschten häufig willkürlich und gewaltsam. Sie missbrauchten ihre Machtstellung in verschiedenster Weise, z.B. eigneten sie sich nicht selten ungerechtfertigt Land an und wurden Frauen gegenüber gewalttätig. Eine unmittelbare und verheerende Folge dieser Militarisierung war die Zerstörung des inneren Zusammenhalts der Dorfgemeinschaften (Garcia Ruiz 2019, 55-67).

Ein Krieg gegen Maya-Frauen

Die beiden Wahrheitskommissionen REMHI (*Recuperación de la Memoria Histórica*, dt.: Wiedergewinnung der geschichtlichen Wahrheit) und CEH (*Comisión para el Esclarecimiento Histórico*, dt.: Kommission zur Historischen Aufklärung) haben die im Bürgerkrieg verübten Verbrechen und die dahinter stehende Auslöschungstaktik umfangreich erfasst. Einzelne Massaker (z.B. in Dos Erres, Panzos, Rio Negro) sind mittlerweile ausführlich dokumentiert. Die CEH kam in ihrem Abschlussbericht von 1999 zu dem Schluss, dass kein gewöhnlicher Krieg, sondern ein Völkermord stattgefunden hatte, da der weit überwiegende Teil der Opfer (83 Prozent) Maya waren. Der Staat und die von ihm organisierten PAC haben über 90 Prozent der Verbrechen zu verantworten. Die Vernichtungsstrategie und der tief verwurzelte Rassismus manifestierten sich insbesondere in den über 600 Massakern (CEH Report, 33-36).

Der Krieg richtete sich vor allem gegen die indigene Bevölkerung und damit auch gegen indigene Frauen und Mädchen. Ein Großteil von ihnen war sexualisierter Gewalt ausgesetzt. Schätzungen zufolge waren etwa ein Viertel der 150.000 bis 200.000 Toten und »Verschwundenen« Frauen. Davon waren überwiegend Frauen der Maya-Gruppen K'iche', Q'anjob'al, Mam, Q'eqchi', Ixil, Chuj und Kaqchikel

de. Ethnische Zugehörigkeit, Religionen sowie Ideologien sind keine Kriegsursachen, sondern lediglich »Mobilisierungselemente« (Schlee 2018, 3-12).

betroffen.³ In den Berichten der REMHI und der CEH sind massive Vergewaltigungen, die 84 Prozent aller Fälle sexualisierter Gewalt darstellen (Leipy 2011, 456), und grausame Tötungen dokumentiert (REMHI Bericht, Tomo 1). Die Tötung von Frauen ging häufig mit furchtbaren Verstümmelungen (z.B. Abschneiden der Brüste) einher. Gegenüber schwangeren Frauen waren die Handlungen besonders brutal: Nach der Tötung hat man die Föten aus ihren Leibern herausgeholt und vernichtet. Die verstümmelten Leichen wurden danach oft zur Abschreckung exponiert (Kobrak 2003, 65-67; CEH 1999, Capitulo 2, I, 25-27).

Es ist davon auszugehen, dass viele Frauen und Mädchen vor der Tötung vergewaltigt wurden. In den Berichten der zwei Wahrheitskommissionen vom April 1998 und Februar 1999 werden die massiven Vergewaltigungen als Teil der Kriegsstrategie des Militärs beschrieben und als »Terrorwaffe« (span.: *arma de terror*) kategorisiert. Hier hat sich die CEH auf die internationale Spruchpraxis, insbesondere die des UN-Gerichtshofs für Ex-Jugoslawien, gestützt (Fulchiron 2016, 395; Patterson-Markowitz et al. 2012, 90). Diese Bezugnahme war sehr entscheidend für die spätere strafrechtliche Aufarbeitung von Verbrechen an indigenen Frauen.

Das vollständige Ausmaß der Kriegsgewalt ist bis heute nicht bekannt. Die in den Berichten von REMHI und CEH erwähnten Massaker mit Hunderten von Toten dürften nur einen Teil der Kriegsverbrechen enthalten. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat es noch unzählige weitere (kleinere) Massaker gegeben, denn immer wieder stoßen Anthropologen und Forensiker auf neue Gräber.⁴ Dass die Dokumentation der Kriegsgewalt lückenhaft ist, dürfte gerade auch für spezifische Gewalthandlungen gegenüber Frauen gelten. Dafür lassen sich zwei Gründe anführen: Diese Gewalt hat bislang in den Untersuchungen des Bürgerkriegs und auch in den Berichten der Wahrheitskommissionen, in denen Gender nicht als Analyse-kategorie verwendet wurde, eine untergeordnete Rolle gespielt (ECAP/UNAMG 2011, 213f.). Ein weiterer Grund ist, dass sich viele betroffene Frauen, die die Kriegsgewalt überlebt haben, noch nicht zu den Geschehnissen geäußert haben. Viele schweigen bis heute.

3 In Guatemala gibt es 23 ethnolinguistische Maya-Gruppen.

4 Erst im Mai 2018 entdeckten Anthropologen ein Massengrab mit den Überresten von 18 Personen, darunter von vier Kindern und sechs Frauen (NZZ, 7.5.2003). Bereits im Mai 2013 wurden die Überreste von acht Personen in einem Grab in Laguna Burra gefunden, die dort 1982 massakriert wurden (RCI, 3.5.2013). Immer wieder werden Überreste von Opfern in der Nähe von Militärstützpunkten entdeckt. 2012 fanden Forensiker die Überreste von 99 Indigenen bei einem Militärstützpunkt in Cobán (ICTJ, 20.4.2012).

Die Folgen der unbewältigten (sexualisierten) Kriegsgewalt

Der Bürgerkrieg endete zwar 1996, doch das Land ist vom Frieden noch immer weit entfernt. Das soziale Gefüge ist vielerorts nicht »geheilt«. Hunderte Dörfer wurden dem Erdboden gleichgemacht, Hunderttausende Menschen mussten ihre Gemeinschaften verlassen und Zehntausende Menschen gelten bis heute als »verschwunden«. Krieg und Gewalt haben vor allem im ländlichen Raum eine zerrissene Gesellschaft, ein hohes Konfliktpotenzial und gesundheitliche bzw. individual- sowie sozialpsychologische Langzeitfolgen hinterlassen. Die kriegsbedingten Traumata kommen häufig zeitverzögert (erst Jahre oder Jahrzehnte später) zum Vorschein und manifestieren sich in Form von physischen und psychischen Beschwerden, Störungen oder Krankheiten. Personen, die direkt oder indirekt Kriegsgewalt erfahren haben, leiden häufig an posttraumatischen Belastungsstörungen, Depressionen oder Alkoholabhängigkeit, Angstgefühlen, Unsicherheit, Schmerz oder Vertrauensverlust (Anckermann 2005, 140; Branas 2013, 831).

Dass sich betroffene indigene Frauen bislang kaum zur sexualisierten Kriegsgewalt geäußert haben, ist unter anderem eine Folge der Gewalterfahrung. Vergewaltigungen, die massenhaft geschahen, verletzten die Integrität und das Selbstwertgefühl der Opfer nachhaltig. Diese fühlen sich schuldig und schämen sich, zumal Sexualität in den ländlich-indigenen Gemeinschaften ohnehin stark tabuisiert wird (PAHO 2004, 15f.).

Viele indigene Frauen sind nicht nur wegen der selbst erlebten Gewalthandlungen schwer traumatisiert, sondern auch auf Grund der Gewalt, die ihren Angehörigen angetan wurde. Nicht zu wissen, was genau mit den »Verschwundenen« passiert ist, bedeutet für die Hinterbliebenen eine dauerhafte Belastung. Sehr wahrscheinlich wurden die vermissten Personen damals ermordet, aber mangels Leichnam konnten die Angehörigen nie wirklich Abschied nehmen und trauern. Ein Begräbnis in Würde und entsprechend der Rituale blieb ihnen ebenfalls verwehrt. Die Wahrheit zu erfahren und die Überreste bestatten zu können, wäre ein erster Schritt der Aufarbeitung und psychischen Bewältigung (Burt 2018, 32). Der Krieg hinterließ Tausende Waisen und Witwen. In relativ patriarchal geprägten Gemeinschaften bedeutete dies einen Schutzverlust. Nicht selten wurden Frauen, die im Krieg geschlechtsbezogene Gewalt erfahren hatten, in ihren Gemeinschaften stigmatisiert. Sie sahen sich dem Vorwurf ausgesetzt, einen Staatsfeind versteckt gehalten zu haben. Einige Witwen mussten sogar Haus und Hof aufgeben und ihre Dörfer verlassen (CEH 1999, Capítulo 3, II, 48-56).

Angesichts dieser Gegebenheiten ist es nachvollziehbar, dass Frauen lange keine aktive Rolle in der Aufarbeitung eingenommen haben. Hier ist zu ergänzen, dass das Schweigen (wie einst im Krieg) eine Überlebensstrategie für viele ist. vielerorts leben Opfer und Hinterbliebene noch immer in unmittelbarer Nachbarschaft mit den Tätern, so »als wäre nie etwas passiert und doch in ständiger Angst« (Schult-

heiss/Cárdenas 2013, 8). Dem Bericht der REMHI-Wahrheitskommission zufolge konnte ein Drittel der Täter durch Zeug*innenaussagen identifiziert werden (Esparza 2005, Fn. 1). Angesichts der sozialen Nähe war es kaum zu erwarten, dass betroffene indigene Frauen ihre Peiniger anzeigten und vor Gericht brachten. Hinzukommt, dass z.B. die ehemaligen Mitglieder der PAC in ihren Ortschaften nach wie vor einflussreich sind. Sie treten gut organisiert auf, um ihre Interessen durchzusetzen und haben (trotz ihrer maßgeblichen Beteiligung an Kriegsverbrechen) sogar Entschädigungszahlungen des Staates erhalten, weil sie für diesen im Krieg Dienste geleistet hatten (García Ruiz 2019, 192f.; Prensa Libre, 7.6.2019). Sie stehen in Konkurrenz zu staatlichen Institutionen wie Polizei und Justiz. In einzelnen Gemeinden gibt es – oftmals auf Grund des Widerstandes einflussreicher Ex-PAC – keine Friedensgerichte und/oder Polizeistationen, sodass sich Frauen vor Ort nicht an solche Stellen wenden können. Sie müssen entsprechende Institutionen in Nachbargemeinden oder in der Provinzhauptstadt aufsuchen, was mit einem erhöhten Zeit- und Kostenaufwand verbunden ist.

Doch selbst wenn Polizei und Gerichte vor Ort sind, garantiert dies noch lange keine Strafverfolgung. Ein Gros der Gewalttaten wird nicht verfolgt und nicht geahndet. Das hat verschiedene Gründe wie rassistische Einstellungen gegenüber der indigenen Bevölkerung, Korruption und mangelnde Kompetenz der Behördenmitarbeiter*innen. Der Staat kommt seinen Schutzpflichten nicht nach, sodass weiterhin Gewalt als Mittel der Konfliktlösung zur Anwendung kommt. Das Fehlen staatlicher Instanzen sowie deren Unfähigkeit oder Unwille sind Hauptgründe für Akte der Selbst- oder Lynchjustiz (Weston 2011, 87f.; Weltsichten, 3.5.2013). Das Ergebnis ist eine extrem hohe Gewaltintensität; Guatemala gehört zu den gefährlichsten Ländern der Welt mit einer hohen Mordrate und ausgeprägter Straflosigkeit (BPB 2021).

Gewaltsame Handlungen gegenüber Indigenen bzw. indigenen Frauen haben eine lange Geschichte und wurzeln bereits in der Kolonialzeit. Diese Gewalt hat im Bürgerkrieg lediglich ein extremes Ausmaß angenommen (Crosby/Lykes 2011, 460f.). Die Gewalt endete auch nicht mit dem Friedensschluss von 1996, sondern trat danach lediglich in anderer Form zutage, vorwiegend als häusliche Gewalt bzw. als Frauenmorde (Velasco 2008, 401f.). In den vergangenen 20 Jahren wurden in Guatemala insgesamt über 12.000 Frauen umgebracht (GGM 2020).⁵ Diese Morde sind häufig von starker Grausamkeit gekennzeichnet und lassen den tief verankerten Frauenhass patriarchal geprägter Gesellschaften sichtbar werden. Daneben können noch ethnische oder klassenspezifische Vorurteile hinzutreten, die den Tä-

5 Seit dem Jahr 2000 hat sich die Zahl der Frauenmorde dort kontinuierlich erhöht. Im besagten Jahr wurden 182 Morde dieser Art registriert; der Höchstwert lag im Jahre 2008 bei 832. Seither liegt der jährliche Durchschnittswert bei etwa 700.

ter beeinflussen (Max-Weber-Stiftung 2016). Diese Taten spiegeln Handlungsmuster wider, die im Krieg üblich waren und nun normalisiert sind.

Gewalt und institutionelle Straflosigkeit sind zwei Konstanten, die die Geschichte des Landes in Kriegs- und Friedenszeiten geprägt haben. Angesichts dessen ist es wenig verwunderlich, dass die strafrechtliche Aufarbeitung des Bürgerkrieges lediglich in begrenztem Umfang erfolgt ist. Nur einzelne Täter haben sich bislang vor Gericht verantworten müssen und wurden verurteilt; die meisten Täter konnten unbehelligt weiterleben.

Das liegt ganz wesentlich am mangelnden Aufklärungsinteresse der Eliten des Landes, die auf die Rechtsprechung Einfluss nehmen und immer wieder versuchen, die Aufarbeitung aktiv zu verhindern. Das Gesetz zur nationalen Versöhnung vom 27. Dezember 1996 garantiert jenen Personen Straffreiheit, die am Krieg beteiligt waren. Es listet jedoch in Art. 8 vier Straftatbestände auf, die unter keinen Umständen straffrei bleiben dürfen: Völkermord, Verschwindenlassen, Folter und Verbrechen gegen die Menschlichkeit (Ley de reconciliación nacional, Decreto numero 145-1996). Eine Vielzahl der im Krieg begangenen Verbrechen könnte auf dieser Rechtsgrundlage ohne weiteres verfolgt und geahndet werden (Burt 2018, 33). Im Jahre 2017 haben einige Parlamentarier einen Gesetzesentwurf ins Parlament eingebracht, der darauf abzielte, das nationale Versöhnungsgesetz zu ändern und all jenen Straffreiheit zu gewähren, die im Bürgerkrieg schwere Menschenrechtsverbrechen begangen haben. Das Gesetz hätte eine generelle Amnestie bewirkt und die bereits verurteilten Personen hätten sofort freigelassen werden müssen. Im Land formierte sich Widerstand. Internationale Organisationen (UN, EU) erinnerten Guatemala an völkerrechtliche Verpflichtungen. Letztlich hat sich das Verfassungsgericht gegen die geplante Rechtsänderung ausgesprochen (Urteil v. 9.2.2021).

Dass es überhaupt zu Verfahren und Verurteilungen kam, ist vor allem nicht-staatlichen Organisationen und Institutionen zu verdanken, die bereits in den ersten Nachkriegsjahren auf verschiedene Weise Anstrengungen unternommen haben, den Krieg aufzuarbeiten und die Opfer zu unterstützen. Sie leisteten z.B. Erinnerungsarbeit, organisierten Wahrheitskommissionen sowie psychosoziale Projekte auf Ebene der lokalen Gemeinschaften und Entschädigungszahlungen.

Ein wichtiger Bestandteil der Aufklärung war die forensische Arbeit, welche schon 1992 aufgenommen wurde, um die »Verschwundenen« zu finden. Mittlerweile gibt es einige NGOs, die in diesem Bereich tätig sind und die die sterblichen Überreste exhumieren, analysieren und identifizieren. Der Staat hat bislang keinen Willen gezeigt, hier tätig zu werden (GIZ 2014, 12). Forensiker*innen können die Todesursachen sehr genau rekonstruieren. Im Hinblick auf das Finden und Sichern von Beweismitteln haben sie die strafrechtliche Aufarbeitung unterstützt. Auf Grund von DNA-Proben konnten beispielsweise Überlebende des Massakers in Dos Erres (1982) gefunden werden, die später als Zeug*innen vor Gericht aussag-

ten. Im Völkermord-Verfahren gegen Ríos Montt spielten die Ergebnisse forensischer Untersuchungen ebenfalls eine große Rolle (López 2015, 17).

Dass die Aufarbeitung des Bürgerkriegs mittlerweile unter Berücksichtigung einer Gender-Perspektive erfolgt, ist das Verdienst der Frauenbewegung. Nach dem Bürgerkrieg entstanden einflussreiche Frauenorganisationen, z.B. die Gruppe für gegenseitige Hilfe (span.: *Grupo de Apoyo Mútuo*, GAM), die nationale Witwenvereinigung (span.: *Coordinadora Nacional de Viudas de Guatemala*, Conavigua) und die nationale Frauenunion (span.: *Unión Nacional de Mujeres de Guatemala*). Diese Organisationen haben betroffene Frauen psychologisch unterstützt; sie haben sie zu ihren Erlebnissen befragt und ihre Erfahrungen dokumentiert. Durch dieses »truth telling« eröffneten sich den Frauen neue Handlungsräume, in denen sie nicht mehr als Opfer, sondern als Überlebende auftraten und als »subjects of change« agierten (Patterson-Markowitz et al. 2012, 82).

Als ein Schlüsselmoment für das »truth telling« ist der »Gerichtshof des Gewissens gegen die sexuellen Verbrechen gegenüber Frauen während des bewaffneten Konflikts in Guatemala« (span.: *Tribunal de Conciencia contra la violencia sexual hacia las mujeres durante el conflicto armado en Guatemala*) im Jahre 2010 zu sehen (Mendia Azkue/Guzmán Orellana 2012, 13-17). Vor diesem informellen Tribunal, das von mehreren NGOs organisiert worden war, sprachen Frauen öffentlich über die im Bürgerkrieg erlebte sexualisierte Kriegsgewalt. Unter den 800 Teilnehmenden waren auch viele indigene Frauen. Fünf Maya-Frauen traten als Zeuginnen auf. Die Berichte betroffener Frauen sollten deutlich machen, dass geschlechtsspezifische Gewalt als »Kriegswaffe« systematisch zum Einsatz gekommen war. In einer Abschlusserklärung finden sich mehrere Empfehlungen u.a. dass die Täter, die Kriegsgewalt an Frauen und Mädchen begangen hatten, bestraft werden sollen (Streit 2012, 106).

Strafrechtliche Aufarbeitung der Kriegsgewalt an Maya-Frauen

Die Zahl an Strafverfahren, in denen sich Personen wegen Kriegsgewalt gegenüber Maya-Frauen verantworten mussten, ist überschaubar. Ein erstes wichtiges Strafverfahren war jenes zum Massaker von Dos Erres, das 1994 begann und sich über 17 Jahre hinzog. Menschenrechts-NGOs brachten den Fall vor den interamerikanischen Gerichtshof für Menschenrechte, der die jahrelange Prozessverschleppung monierte und den Staat Guatemala im Jahr 2010 zur Fortsetzung des Prozesses aufrief. Angeklagt waren in diesem Prozess Soldaten der Eliteeinheit »Kaibiles«. Ihnen wurde vorgeworfen, im Dezember 1982 im Dorf Dos Erres (Departamento Petén) innerhalb von drei Tagen über 200 Menschen auf unvorstellbare Weise massakriert zu haben. Frauen und Mädchen wurden vor ihrer grausamen Tötung vergewaltigt. Ein Überlebender hatte vor der Wahrheitskommission berichtet, dass

sich die Soldaten damals sogar gestritten hätten, wer welches Mädchen vergewaltigen dürfe. Schwangeren Frauen hätte man so lange auf den Bauch eingepöckelt, bis hierdurch eine Fehlgeburt ausgelöst wurde (CEH 1999, Capítulo 3, II, 53). Das Gericht unter Vorsitz von Patricia Bustamente verurteilte am 2. August 2011 vier Militärs zu einer Freiheitsstrafe von jeweils 6.060 Jahren – 30 Jahre pro Opfer. Das hohe Strafmaß mag befremden, aber es hat vor allem symbolische Bedeutung. Der Gefängnisaufenthalt der Verurteilten würde nach guatemalteakischem Recht nach 50 Jahren enden. Am 12. März 2012 wurde auch der ehemalige Kaibiles-Soldat Pedro Pimentel Ríos wegen Mittäterschaft an dem Massaker zu 6.060 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Er soll die Eliteeinheit angeführt haben. Schließlich wurde am 21. November 2018 noch der ehemalige Kaibiles-Soldat Santos López Alonzo verurteilt (El Economista, 14.3.2012; New York Times, 22.11.2018).

Ein weiterer wichtiger Prozess war derjenige zum Massaker von Plan de Sánchez, das sich im Juli 1982 im gleichnamigen Dorf im Departamento Baja Verapaz ereignet hatte. Dort misshandelten und ermordeten Soldaten und Mitglieder der PAC über 250 Maya-Achí, mehrheitlich Frauen und Kinder. 1993 begann der Prozess vor dem Strafgericht in Salamá, doch kam es bis zum Jahr 2000 kaum zu Fortschritten. Unregelmäßigkeiten und Verschleppungstaktik bestimmten auch dieses Verfahren, sodass für die Überlebenden schon bald klar war, dass sie vor nationalen Instanzen keine Bestrafung der Täter erwirken können. Die NGO »Centro para la Acción Legal en Derechos Humanos« (CALDH) reichte daraufhin eine Beschwerde bei der interamerikanischen Kommission für Menschenrechte ein. Den Empfehlungen dieser Kommission folgte der Staat Guatemala nicht und blieb weiter untätig. Schließlich sprach der interamerikanische Gerichtshof für Menschenrechte im Jahr 2004 zwei Urteile gegen Guatemala, in denen die Richter die Verantwortlichkeit des guatemalteakischen Staates für das Massaker herausstellten und Maßnahmen zur Wiedergutmachung anordneten (IACHR, 29.4.2004, Rn. 44 u. 52; IACHR, 19.11.2004, Rn. 74-76). Daraufhin kam es zur Fortsetzung des Prozesses in Guatemala; bis zur Urteilsverkündung sollte es aber noch Jahre dauern. Erst am 20. März 2012 verurteilte ein nationales Gericht vier ehemalige Mitglieder der PAC und einen ehemaligen Militärbeauftragten zu jeweils 7.710 Jahren Freiheitsstrafe (El Economista, 20.3.2012). Die Richter*innen unter Vorsitz von Jazmín Barrios sahen es als erwiesen an, dass die fünf Angeklagten sowohl für den Mord an 256 Personen verantwortlich sind, als auch Frauen und Kinder während des Massakers systematisch misshandelt und vergewaltigt hatten. Die Aussagen der Zeug*innen und Expert*innen hätten offenbart, dass die Täter vorsätzlich und grausam gehandelt haben. Das Gericht war dem Antrag der Staatsanwaltschaft gefolgt, die für jedes Opfer eine Gefängnisstrafe von 30 Jahren gefordert hatte, zuzüglich 30 Jahren für Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Verteidigung legte Rechtsmittel ein, aber das Gericht zweiter Instanz bestätigte am 22. Oktober 2012 die erstinstanzliche Entscheidung (La República, 22.10.2012; Prensa Libre, 22.10.2012).

Der dritte hier angeführte Prozess verhandelte den Völkermord an den Ixil-Maya. Angehörige dieser Maya-Gruppe leben vor allem im Departamento Quiché. Im nördlichen Teil des Departamento haben die Militärregierungen in den 1970er und 80er Jahren einen wahren Vernichtungskrieg geführt. Tausende Menschen wurden gefoltert, vergewaltigt, massakriert. Von den insgesamt 100.000 Ixil verlor ein Sechstel sein Leben. Vor Gericht mussten sich deswegen Ex-Junta-Chef José Efraín Ríos Montt und der ehemalige Geheimdienstchef José Mauricio Rodríguez Sánchez verantworten. Die Anklage warf ihnen vor, für elf Massaker verantwortlich zu sein, bei denen 1.771 Menschen ermordet und über 1.400 Vergewaltigungen verübt wurden. Das Gericht befragte Dutzende Ixil als Zeug*innen. Sie berichteten, wie die Soldaten bei dem Massaker im Sommer 1982 Ixil jeden Alters gefesselt und unbewaffnete Zivilist*innen vergewaltigt hätten, um sie anschließend zu erschießen oder zu erstechen. Im Gericht wurden mehrere Expert*innen gehört, z.B. die Psychologin Nieves Gómez, die sich zu den Kriegsfolgen äußerte und deutlich machte, dass viele der Opfer und Hinterbliebenen noch heute verschiedene gesundheitliche Probleme hätten, wie starke Desorientierung und Verwirrheitszustände, Gefühle des Kontrollverlusts, Angstzustände und post-traumatischen Stress (IJM, Eisenbrandt 2013). Vor Gericht trat auch die spanische Anwältin Paloma Soria als Expertin für internationales Recht und Gender auf. Sie bekräftigte, dass die Gewalthandlungen gegenüber Maya-Frauen systematisch erfolgten und darauf abzielten, das soziale und kulturelle Gefüge zu zerstören und die Maya-Gemeinschaft auszulöschen. Sie rekurrierte auf die Spruchpraxis internationaler Strafgerichte und kam zu dem Schluss, dass die massiven Vergewaltigungen als Kriegsverbrechen zu qualifizieren sind. Denn diese Vergewaltigungen seien keine isolierten Taten gewesen, sondern hätten einen integralen Bestandteil der Kriegsstrategie gebildet (IJM, Eisenbrandt 2013).

In diesem Verfahren erging das Urteil am 10. Mai 2013. General Ríos Montt wurde zu 80 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Die Strafe war höher ausgefallen als die 75 Jahre, die die Staatsanwaltschaft gefordert hatte. Das Gericht bestätigte den Anklagepunkt Völkermord. Ríos Montt hätte die Ixil-Indigenen während seiner Herrschaft (März 1982 bis August 1983) gewaltsam vernichten wollen und trage die Verantwortung für Mord, Vertreibung, Folter und sexuelle Gewalt (!) gegenüber Tausenden Indigenen, so Richterin Barrios. Das Gericht sah es daher als erwiesen an, dass unter dem Befehl von Ríos Montt »individueller sowie kollektiver sexueller Missbrauch« an Ixil-Frauen begangen worden war (E+Z, Galicia, 5.12.2004). Als wichtige Beweisgrundlage dienten die Aussagen von Ixil-Frauen (und -Männern), die vor Gericht als Zeug*innen auftraten und über geschlechtsspezifische Gewalt im Krieg berichteten. Das Verfassungsgericht hob das Strafurteil bereits am 20. Mai 2013 wegen formaler Mängel wieder auf (taz, 21.5.2013). Gleichwohl ist das Urteil von historischer Bedeutung, denn erstmals wurde ein ehemaliger lateinamerikanischer Staatschef im eigenen Land wegen Völkermordes verurteilt.

Dass die Betroffenen nach Jahren des Schweigens den Tabubruch wagten und zu einer Aussage bereit waren, ist vor allem der Frauengruppe »Actoras de Cambio« zu verdanken, die sich 2004 gründete und seither das Ziel verfolgt, sexualisierte Kriegsgewalt zur Sprache zu bringen sowie die Überlebenden bei der Traumabewältigung und Gerechtigkeitsuche zu unterstützen (E+Z, Galicia, 5.12.2004). Für die Überwindung der institutionellen Straflosigkeit war das Engagement von Claudia Paz y Paz Bailey von großer Bedeutung, die 2010 das Amt der Generalstaatsanwältin übernahm und Kriegsverbrecher wie Ríos Montt konsequent vor Gericht stellte.

Der wichtigste und hier letzte Fall zur Aufarbeitung von sexualisierter Kriegsgewalt war derjenige der Sepur Zarco, der sinnbildlich für diese Gewaltform steht. Sepur Zarco ist eine kleine Maya-Q'eqchi'-Gemeinde im Osten Guatemalas, in der die guatemaltekeische Armee einen Außenposten zur »Truppenerholung« errichtete. Über 70 Frauen der umliegenden Ortschaften wurden dorthin verschleppt, mussten Hausarbeiten verrichten und sexuelle Dienste erbringen. Ihre Männer wurden ermordet oder verschleppt und ihre Häuser und Felder wurden niedergebrannt. Nur wenige Frauen konnten fliehen. Die Zwangsarbeit endete erst 1988, als der Posten geschlossen wurde (MDPL 2016). Im September 2011 erstatteten 15 betroffene Frauen Anzeige und setzten das Strafverfahren in Gang. Angeklagt waren zwei Militärs (Esteelmer Francisco Reyes Girón und Heriberto Valdez Asig), die sich für (sexuelle) Sklaverei, für Morde und »Verschwindenlassen« verantworten mussten. Der Prozess endete am 26. Februar 2016 mit hohen Haftstrafen für die beiden Männer. Valdez Asig erhielt eine Freiheitsstrafe von insgesamt 240 Jahren. Das Gericht kam zu dem Schluss, dass er als Militärbeauftragter die Festnahme und das »Verschwinden« von sieben Männern angeordnet hatte (MDPL 2016). Das Gericht stellte bei Reyes Girón insbesondere auf dessen Funktion als Unterleutnant ab. Er hatte Befehlsgewalt und sei daher für die Gewalthandlungen gegenüber elf Frauen verantwortlich, die für sexuelle und hauswirtschaftliche Dienste versklavt worden waren. Das Gericht verurteilte ihn wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu 30 Jahren Gefängnis. Des Weiteren hat er nachweislich eine Mutter und ihre zwei Töchter als Sklavinnen gehalten und schlussendlich brutal ermordet. Insgesamt erhielt er eine Gesamtstrafe von 120 Jahren. In diesem Fall waren ebenfalls die Aussagen von betroffenen Frauen von entscheidender Bedeutung. 14 Frauen hatten den Mut, vor Gericht von ihrem Leid zu berichten. Dass es dazu kam, ist vor allem der Vorarbeit von drei NGOs zu verdanken, die die Frauen rechtlich unterstützten und psychologisch auf den Prozess vorbereiteten: die »Mujeres Transformando el Mundo«, die bereits erwähnte nationale Frauenunion sowie das Team für Gemeindestudien und psychosoziale Arbeit (span.: *Equipo de Estudios Comunitarios y Acción Psicosocial*, ECAP). Die forensische Arbeit hatte sich im Prozess immer wieder als entscheidend erwiesen. So konnten Verschleppung und Tötung belegt werden und betroffene Frauen haben die Wahrheit über ihre »verschwundenen«

Männer erfahren (Neues Deutschland, 3.3.2016). Mehrere Sachverständige traten in diesem Fall auf. Die Psychologin Mónica Esmeralda Pinzón González äußerte sich zu den gesundheitlichen Folgen dieser Kriegsgewalt und das immense Leid. Viele Frauen hätten in den Gesprächen immer wieder das Wort »susto« erwähnt, das im weitesten Sinne ein schreckliches Erlebnis meint, eine Entseelung. Als Opfer von Vergewaltigungen fühlen sie sich bis heute beschmutzt und schuldig, gesündigt zu haben (La Hora, 10.2.2016).

Ausblick

Guatemala war zwischen 1966 und 1996 Schauplatz eines brutalen Bürgerkriegs. Die staatliche Armee und paramilitärische Einheiten kämpften gegen verschiedene Guerillagruppen, die zahlenmäßig weit unterlegen waren. Etwa 200.000 Menschen verloren in diesem bewaffneten Konflikt ihr Leben. Der Terror richtete sich vorrangig gegen die indigene Zivilbevölkerung, die auf dem Lande meist ungewollt zwischen die Fronten geriet und deren Auslöschung intendiert war. Es handelt sich daher um einen Völkermord.

Der Beitrag hat gezeigt, dass sexualisierte Gewalt gegen Frauen und Mädchen zur Vernichtungstaktik gehörte. Vergewaltigungen, sexuelle Folter und Sklaverei sowie Tötungen wurden systematisch durch staatliche Akteure angeordnet und vor allem durch Paramilitärs verübt. Diese spezifische Kriegsgewalt kam als »Terrorwaffe« zum Einsatz. Die meisten betroffenen Frauen haben diese schlimmen Erlebnisse bis heute noch nicht überwunden und schweigen aus Angst und Scham.

Die staatlichen Eliten hatten an Wahrheitsfindung und Gerechtigkeit kein wirkliches Interesse. So ist die Aufarbeitung von sexualisierter Kriegsgewalt bislang kaum vorangekommen. In den geschilderten Verfahren zum Massaker von Dos Erres, zum Massaker von Plan de Sanchez und zum Völkermord an den Ixil-Maya spielten die Gewalthandlungen gegenüber Frauen eine untergeordnete Rolle. Erst im Prozess Sepur Zarco im Jahre 2016 stand Kriegsgewalt gegen Frauen im Mittelpunkt der (straf)rechtlichen Beurteilung. Der Militärstützpunkt Sepur Zarco steht sinnbildlich als Ort für sexuelle Sklaverei. Die Verurteilung von zwei Tätern zu langjährigen Haftstrafen ist daher als Meilenstein der juristischen Aufarbeitung zu werten. Ob dieser Prozess die Aufarbeitung nachhaltig voranbringen wird, bleibt abzuwarten. Ohne den Willen der politischen Verantwortungsträger dürfte das kaum gelingen.

Quellenverzeichnis

- CEH Report of the Commission for Historical Clarification, Conclusions and Recommendations, engl. Kurzfassung, 1999, <https://hrdag.org/wp-content/uploads/2013/01/CEHreport-english.pdf> (02.02.2021).
- CEH, Guatemala: Memoria del Silencio, 1999, Capitulo 2, V, Los Comisionados Militares, S. 158ff.
- : Memoria del Silencio, 1999, Capitulo 2, VI, Las Patrullas de Autodefensa Civil, S. 181ff.
- : Memoria del Silencio, 1999, Capitulo 2, XIII. Violencia contra la mujer, S. 13ff.
- : Memoria del Silencio, 1999, Capitulo 2, XXI, Genocidio, S. 314ff.
- : Memoria del Silencio, 1999, Capitulo 3, II, El Terror y Sus Secuelas, S. 14ff.
- REMHI Bericht, Tomo 1, Impactos de la violencia, <https://www.odhag.org.gt/html/TOMO1C5.HTM> (02.02.2021)
- Gesetz zur nationalen Versöhnung vom 27.12.1996 (Ley de reconciliación nacional, Decreto numero 145-1996), <https://www.acnur.org/fileadmin/Documentos/BDL/2002/0148.pdf> (31.03.2021).
- Urteil des Verfassungsgerichts vom 9.2.2021, Az.: 682-2019 und 1214-2019, <https://s3.us-west-2.amazonaws.com/cdn.republica.gt/2021/02/SENTENCIA.pdf> (31.03.2021).
- Urteil im Fall Dos Erres (Sentencia condenatoria en el caso de la Masacre de las Dos Erres), 2.8.2011, www.derechos.org/nizkor/guatemala/doc/2erres12.html (03.02.2021).
- IACHR, 19.11.2004: Case of the Plan de Sánchez Massacre v. Guatemala, Judgment (Reparations), https://www.corteidh.or.cr/docs/casos/articulos/seriec_116_ing.pdf (03.02.2021).
- , 29.4.2004: Case of the Plan de Sánchez Massacre v. Guatemala, Judgment (Merits), https://www.corteidh.or.cr/docs/casos/articulos/seriec_105_ing.pdf (03.02.2021).

Literaturverzeichnis

- Branas, Charles C. u.a.: An exploration of violence, mental health and substance abuse in post-conflict Guatemala, in: *Health* 5 (2013) 5, S. 825-833.
- Burt, Jo-Marie: *Transitional Justice in the Aftermath of Civil Conflict. Lessons from Peru, Guatemala and El Salvador*, Washington, DC 2018.
- Casás Arzú, Marta Elena: Das Überleben der Machteliten in Zentralamerika vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, in: Kurtenbach, Sabine u.a. (Hg.): *Zentralamerika heute*, Frankfurt a.M. 2008, S. 147-166.

- Crosby, Alison/Lykes, M. Brinton: Mayan Women Survivors Speak: The Gendered Relations of Truth Telling in Postwar Guatemala, in: *International Journal of Transitional Justice* 5 (2011), S. 456-476.
- Dym, Jordana: La república de Guatemala: la emergencia de un país, 1808-1851, in: Frassetto, Ivana: *De las independencias iberoamericanas a los estados nacionales (1810-1850)*, Frankfurt a.M. 2009, S. 217-242.
- ECAP/UNAMG (Equipo de Estudios Comunitarios y Acción Psicosocial/Unión Nacional de Mujeres Guatemaltecas): *Tejidos que lleva el alma. Memoria de las mujeres mayas sobrevivientes de violación sexual durante el conflicto armado*, 2. Aufl., Guatemala-Stadt 2011.
- Esparza, Marcia: Post-war Guatemala: long-term effects of psychological and ideological militarization of the K'iche Mayans, in: *Journal of Genocide Research* 7 (2005) 3, S. 377-391.
- Fried, Albert: *McCarthyism, the Great American Red Scare: A Documentary History*, Oxford 1996.
- Fulchiron, Amandine: La violencia sexual como genocidio. Memoria de las mujeres mayas sobrevivientes de violación sexual durante el conflicto armado en Guatemala, in: *Revista Mexicana de Ciencias Políticas y Sociales* 228 (2016), S. 391-422.
- Gutiérrez, Marta Estela/Kobrak, Paul Hans: *Los linchamientos pos conflicto y violencia en Huehuetenango*, o.O. 2001.
- Grossmann, Atina: A Question of Silence: The Rape of German Women by Occupation Soldiers, in: *October* 72 (1995), S. 42-63.
- Kim, Puja: The »Comfort Women« Redress Movement in Japan. Reflections on the Past 28 years, in: Gap Min, Pyong u.a. (Hg.): *Japanese Military Sexual Slavery*, Berlin 2020, S. 43-69.
- Kobrak, Paul Hans: *Huehuetenango, Historia de una guerra*, o.O. 2003.
- Kurtenbach, Sabine: *Guatemala. Tradition und Moderne, Folklore und Gewalt*, München 1998.
- Leipy, Michele L.: Wartime Sexual Violence in Guatemala and Peru, in: *International Studies Quarterly* 53 (2009), 445-468.
- Lichtman, Robert M.: *The Supreme Court and McCarthy-Era Repression: One Hundred Decisions*, Urbana 2012.
- Melgar, Lucía: Labyrinth der Straflosigkeit. Frauenmorde in Ciudad Juárez und extreme Gewalt in Mexiko heute, in: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 3 (2011) 2, S. 90-97.
- Mendia Azkue, Irantzu/Guzmán Orellana, Gloria: *Tribunal de Conciencia contra la Violencia Sexual hacia las Mujeres durante el Conflicto Armado Interno en Guatemala*, Bilbao u.a. 2012.
- Möller, Christina: Das tatbestandliche Verbot sexueller Gewalt in bewaffneten Konflikten: Von den »Lieber Instructions« zum Vertragsstatut von Rom, in: *S+F* 18 (2000) 1, 36-42.

- Schlee, Günther: How enemies are made. towards a theory of ethnic and religious conflicts, New York 2008.
- Schrecker, Ellen: McCarthyism: Political Repression and the Fear of Communism, in: *Social Research* 71 (2004) 4, S. 1041-1086.
- Schultheiss, Philipp/Cárdenas, María: Das zerrissene Geflecht der Seele. Langzeitfolgen des Konflikts in Guatemala, in: *Wissenschaft und Frieden* 2 (2013), S. 6-9.
- Skjelsbæk, Inger: Sexual Violence and War. Mapping Out a Complex Relationship, in: *European journal of international relations* (2001), S. 211-237.
- Tomuschat, Christian: Friedenssicherung durch Wahrheitsfindung, in: *Vereinte Nationen*, 6 (1999), S. 192-199.
- Velasco, Natalie Jo: The Guatemalan Femicide: An Epidemic of Impunity, in: *Law and Business Review of the Americas* 14 (2008) 2, S. 397-423.
- Wagner, Regina: The History of Coffee in Guatemala, Bogotá 2001.
- Weston, Gavin: (Un)imagining the State: Guatemalan Lynchings and the Erosion of the State's Monopoly, in: *State/Violence* 23 (2011) 2, S. 79-98.
- Woodward, Ralph Lee: Rafael Carrera and the emergence of the Republic of Guatemala: 1821-1871, Athen 1993.
- Zarkov, Dubravka: Conceptualizing Sexual Violence in Post-Cold War Global Conflicts, in: Hagemann, Karen u.a. (Hg.): *Oxford Handbook of Gender, War, and the Western World since 1600*, Oxford 2020, S. 727-745.
- Zur, Judith N.: *Violent Memories, Mayan War Widows in Guatemala*, New York 2018.

Internetressourcen

- Bundeszentrale für Politische Bildung (BPB): Statistik zur Mordrate in Guatemala, <https://sicherheitspolitik.bpb.de/m1/charts/homicides-top> (16.04.2021).
- El Economista: Corte da 6,060 años de prisión a ex kaibil, <https://www.eleconomista.com.mx/internacionales/Corte-da-6060-anos-de-prision-a-ex-kaibil--20120314-0094.html> (03.02.2021).
- : Exparamilitares guatemaltecos condenados a 7.710 años de prisión por matanza, 20.3.2012, <https://www.eleconomista.es/legislacion/noticias/3835601/03/12/Exparamilitares-guatemaltecos-condenados-a-7710-anos-de-prision-por-matanza.html> (03.02.2021).
- Entwicklung und Zusammenarbeit (E+Z), Patricia Galicia: Das Schweigen brechen, 5.12.2004, <https://www.dandc.eu/de/article/frauen-guatemala-bringen-heute-den-mut-auf-oeffentlich-ueber-vergewaltigungen-zu-sprechen> (03.02.2021).
- FAO: Country fact sheet on food and agriculture policy trends, 2014, www.fao.org/3/i4124e/i4124e.pdf (22.03.2021).

- Federación Internacional de Derechos Humanos (FIDH), Genocidio en Guatemala, Ríos Montt culpable, https://www.fidh.org/IMG/pdf/informe_guatemala613es_p2013.pdf (02.02.2021).
- Grupo Guatemalteco de Mujeres (GGM): Datos estadísticos: Violencia contra la Mujer
- Muertes Violentas de Mujeres – MVM FEMICIDIOS: República de Guatemala, ACTUALIZADO, http://ggm.org.gt/wp-content/uploads/2020/05/Datos-estadisticos_-MVM-ACTUALIZADO-1-de-enero-al-30-de-abril-2020.pdf (02.02.2021).
- Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ): Zwischen Erinnerung und Vergessen. Vergangenheitsarbeit in Guatemala, Guatemala, <https://www.giz.de/de/downloads/giz2014-de-vergangenheitsarbeit-guatemala.pdf> (16.4.2021).
- International Center for Transitional Justice (ICTJ): Hallan restos de 99 indígenas en fosas en Guatemala, 20.4.2012, <https://www.ictj.org/es/news/hallan-restos-de-99-indigenas-en-fosas-en-guatemala> (20.04.2021).
- International Justice Monitor (IJM): Matt Eisenbrandt, Prosecution experts testify on psychological, cultural, statistical and gender issues, <https://www.ijmonitor.org/2013/04/prosecution-experts-testify-on-psychological-cultural-statistical-and-gender-issues/> (03.02.2021).
- La Hora: Caso Sepur Zarco: exponen impacto psicológico para víctimas de violaciones, 10.2.2016, <https://lahora.gt/caso-sepur-zarco-exponen-impacto-psicologico-para-victimas-de-violaciones/> (02.02.2021).
- La República: Guatemala confirma sentencia de 7.710 años de cárcel para exparamilitares, <https://www.larepublica.ec/blog/2012/10/22/guatemala-confirma-sentencia-de-7-710-anos-de-carcel-para-exparamilitares/> (03.02.2021).
- López, Fernando: El proceso de investigación del caso Ríos Montt en Guatemala, 2015, https://issuu.com/sistemasjudiciales/docs/02_lopez (13.04.2021).
- Max-Weber-Stiftung: Interview mit Prof. Barbara Potthast, Machismo, Rollenerwartungen und Gender in Lateinamerika, <https://soundcloud.com/max-weberstiftung/machismo-rollenerwartungen-und-gender-in-lateinamerika> (02.02.2021).
- Movimiento por la Paz (MDPL): Caso Sepur Zarco, la lucha de las mujeres por la justicia, <https://www.mpd.org/sites/default/files/160210-dossier-alianza-rompiendo-silencio.pdf> (03.02.2021).
- Neues Deutschland: Ein Stück Gerechtigkeit für indigene Frauen, <https://www.neues-deutschland.de/artikel/1003821.ein-stueck-gerechtigkeit-fuer-indigene-frauen.html> (02.02.2021).
- New York Times: Ex-Soldier Gets 5,160 Years in Prison for Guatemala Massacre, <https://www.nytimes.com/2018/11/22/world/americas/guatemala-soldier-massacre-santos-lopez-alonzo.html> (03.02.2021).

- NZZ: Massengrab in Guatemala entdeckt, 7.5.2003, <https://www.nzz.ch/article8U8BF-1.248498?reduced=true> (19.11.2020).
- Pan-American Health Organization (PAHO): Gender, Equity, and Indigenous Women's Health in the Americas, Washington, <https://www.paho.org/hq/dmdocuments/2011/gdr-gender-equity-and-indigenous-women-health-americas.pdf> (29.3.2021).
- Prensa Libre: Sala confirma sentencia por masacre en aldea Plan de Sánchez, 22.10.2012, [https://www.prensalibre.com/guatemala/justicia/audiencia-genocidio-militar_o_794920781.html/\(03.02.2021\)](https://www.prensalibre.com/guatemala/justicia/audiencia-genocidio-militar_o_794920781.html/(03.02.2021)).
- : Ex PAC cobran pago que tenían programado por indemnización, 7.6.2019, [https://www.prensalibre.com/guatemala/expatrulleros-de-autodefensa-civil-reciben-pago-programado-que-reciben-por-indemnizacion/\(02.02.2021\)](https://www.prensalibre.com/guatemala/expatrulleros-de-autodefensa-civil-reciben-pago-programado-que-reciben-por-indemnizacion/(02.02.2021)).
- Radio Canada International (RCI), En Guatemala forenses hallan 8 cuerpos en fosa clandestina, 3.5.2013, [https://www.rcinet.ca/es/2013/05/03/en-guatemala-forenses-hallan-8-cuerpos-en-fosa-clandestina/\(20.04.2021\)](https://www.rcinet.ca/es/2013/05/03/en-guatemala-forenses-hallan-8-cuerpos-en-fosa-clandestina/(20.04.2021)).
- Süddeutsche Zeitung: Ethnien und Religion sind keine Kriegsursachen (Interview mit Prof. G. Schlee), 30.10.2007, <https://www.sueddeutsche.de/wissen/serie-5-konfliktforschung-ethnien-und-religion-sind-keine-kriegsursachen-1.792188> (25.03.2021).
- taz: Völkermordurteil aufgehoben, 21.5.2013, [https://taz.de/Nach-Prozess-gegen-Rios-Montt/!5067048/\(03.02.2021\)](https://taz.de/Nach-Prozess-gegen-Rios-Montt/!5067048/(03.02.2021)).
- Weltsichten, Dem Lynchmob zum Opfer gefallen (Toni Keppeler, Cecibel Romero), 3.5.2013, <https://www.welt-sichten.org/artikel/12539/dem-lynchmob-zum-opfer-gefallen> (02.02.2021).
- Wiener Zeitung: Frauenmord als Kavaliersdelikt, 8.1.2010, https://www.wien.erzeugung.at/startseite/archiv/64027_Frauenmord-als-Kavaliersdelikt.html (02.02.2021).

Der Gender-Konflikt-Nexus in der Demokratischen Republik Kongo

Ungleiche Geschlechterverhältnisse und der Erste Kongokrieg

Anja Zürn und Catharina Crasser

»In den Kriegsgebieten finden die Schlachten auf den Körpern von Frauen statt.« – Denis Mukwege

Wenn der Krieg in der Demokratischen Republik Kongo (DR Kongo)¹ vor allem auf den Frauenkörpern ausgetragen wird, wie es der Friedensnobelpreisträger Denis Mukwege ausführt, dann trifft dies ohnehin ökonomisch, sozial sowie kulturell Marginalisierte. Ob der enormen Anzahl an Opfern sexualisierter und geschlechterbasierter Gewalt (SGBV)² bezeichnete die ehemalige »VN-Sonderbeauftragte für sexuelle Gewalt in Konflikten«, Margot Wallström (2010) die DR Kongo als »the rape capital of the world«. 39,7 Prozent der Frauen im Ostkongo berichteten in einer Studie von 2010 (Johnson et al. 2010, 558) in ihrem Leben bereits von sexueller Gewalt betroffen gewesen zu sein, deren Ursache wiederum in 74,3 Prozent der Fälle den Kriegsbedingungen zugeordnet wurde. Damit wird deutlich was unterschiedliche Studien bereits aufzeigten: Vergewaltigung wurde in der DR Kongo von verschiedenen Konfliktparteien systematisch als Kriegswaffe eingesetzt.

Die DR Kongo ist seit mehreren Jahrzehnten von Auseinandersetzungen und Kriegen gezeichnet. Insbesondere in den ressourcenreichen Provinzen im Osten (Masuku Ayikaba 2021) sind die in den 1990er Jahren aufgeflamten Konflikte

1 Im Beitrag wird die Demokratische Republik Kongo einheitlich als DR Kongo bezeichnet, wenngleich sie im Laufe der Zeit verschiedene Namen trug. Zur Abwendung von der Kolonialzeit und Rückführung zu afrikanischen Wurzeln benannte der Präsident Joseph Mobutu das Land ab 1971 als »Zaire«, bevor Laurent-Désiré Kabila nach dem Ersten Kongokrieg wieder den Namen Demokratische Republik Kongo einführt.

2 Sexualisierte und geschlechterbasierte Gewalt wird hier mit SGBV abgekürzt, da sich die englischsprachige Bezeichnung sexual and gender-based violence weitgehend durchgesetzt hat.

bis heute nur unzureichend befriedet. Frauen und Männer sind dabei auf unterschiedliche Art und Weise von den Kriegsgeschehnissen betroffen und daran beteiligt. Gerade im Rahmen der weitverbreiteten SGBV werden die Auswirkungen von vorherrschenden Geschlechterstereotypen deutlich. Eine zentrale Annahme lautet, dass zusätzliche Marginalisierungen ökonomischer oder sozialer Art der Wirkung von SGBV, wie die Unterdrückung ganzer Communities, den Boden bereiten und diese verstärken.

Der vorliegende Beitrag befasst sich am Beispiel der ostkongolesischen Kivu-Provinzen mit den Entwicklungen der Geschlechterverhältnisse im Kontext des Ersten Kongokriegs (1996-1997), wobei die diskursiv produzierten und vergeschlechtlichten Auswirkungen des Krieges insbesondere bei SGBV an Frauen in den Fokus gestellt werden. Im Zentrum der Analyse steht daher die Annäherung an folgende Forschungsfragen:

- a) Welche vergeschlechtlichten Rollen und gesellschaftlichen Strukturen können im Rahmen der Vorkonfliktphase rekonstruiert werden?
- b) Welche Bedeutung entfaltet die Aufrechterhaltung dieser Strukturen innerhalb der Gesellschaft während, vor allem aber nach dem Konflikt, insbesondere in Bezug auf die Postkonfliktphase sowie den von den Vereinten Nationen begleiteten Friedensprozess?

Nach der theoretischen Konzeption des Beitrags wird ein knapper Überblick über die Situation der DR Kongo vor dem Hintergrund des Ersten Kongokrieges gegeben. In der Analyse werden schließlich die Geschlechterverhältnisse vor, während sowie nach dem Krieg, was bereits die Phase vor dem Zweiten Kongokrieg darstellt, rekonstruiert. Der Fokus liegt dabei auf der Frage, welche Rollen und Verantwortlichkeiten den Geschlechtern diskursiv eingeschrieben wurden, unter anderem in Bezug auf Teilhabe und Mitbestimmung. Dabei kann und sollte nicht von zwei homogenen Gruppen von weiblichen Opfern und männlichen Tätern ausgegangen werden³, wenngleich die dichotome Konstruktion der Geschlechterverhältnisse Gruppen diskursiv produziert. Diese geschlechterstereotypen Dichotomien, die gesellschaftlich wie institutionell hegemonial verankert waren, werden herausgearbeitet und analysiert sowie deren Folgen untersucht. Aus den Ergebnissen der Analyse werden Implikationen für den Postkonfliktprozess herausgearbeitet, um diese neben den anderen Erkenntnissen der Untersuchung in der Schlussbetrachtung zusammenzuführen.

3 Cohen (2013) arbeitet dezidiert heraus, dass Täter*innen in der DR Kongo durchaus auch weiblich sind und andere Geschlechter wie Männer und Jungen Opfer von SGBV werden. Dies geht teilweise mit der Abwertung der Person durch eine vermeintliche Femininisierung einher.

Theoretisch-konzeptioneller Rahmen

Zur Bearbeitung der Forschungsfragen sowie zur Annäherung an die vorherrschenden Genderkonstruktionen innerhalb des Untersuchungszeitraums wird zunächst der theoretisch-konzeptionelle Rahmen elaboriert. Theoretisch fundiert wird dieser durch den Rückbezug auf zentrale Erkenntnisse feministischer Debatten und Analysen des SGBV-Komplexes in Kriegen und Konflikten, insbesondere in Bezug auf ihre Bedeutung im Rahmen der sogenannten Neuen Kriege⁴, wozu auch der hier analysierte Erste Kongokrieg zählt.

Dass die Wirkung von SGBV noch verstärkt wird, wenn die Vorkriegsgesellschaft von hierarchischen Genderkonstruktionen gekennzeichnet war, ist als Arbeitsthese konzeptionell einzubetten. Die Dekonstruktion der Geschlechterverhältnisse in der DR Kongo wird anschließend mittels einer poststrukturalistischen Diskursanalyse vorgenommen. Zunächst jedoch muss die Frage geklärt werden, welche Wirkung der Einsatz von SGBV innerhalb eines Konfliktes entfaltet bzw. von den Akteur*innen intendiert wird.

Die Wirkung von SGBV in Konflikten

Während Vergewaltigung und sexualisierte Gewalt in Kriegen und Konflikten lange als Kollateralschäden galten, ist die Perzeption der Auswirkungen heute sehr viel breiter und kritischer. Der juristischen Anerkennung von SGBV als Kriegsverbrechen wurde durch die Sondertribunale zur Aufarbeitung der Kriege im ehemaligen Jugoslawien sowie dem Genozid in Ruanda der Weg bereitet (Zürn 2017, 26). 2016 wurde vor dem Internationalen Strafgerichtshof unter den Tatbeständen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit Vergewaltigung als Waffe verurteilt. Bis dahin war es ein langer Weg, der vor allem durch die feministischen Auseinandersetzungen und Forderungen der Frauenbewegung, beispielsweise im Rahmen der fünften Frauenkonferenz 1995 in Beijing, vorangebracht wurde und die Thematik deutlich als das benannte, was sie ist: eine systematisch angewandte Waffe.

4 Die durch die Asymmetrie der Kriegsparteien (neben Armeen verschiedener Staaten beteiligen sich heute auch weitere Akteure wie Milizen oder Terrorgruppen), den neuartigen Einsatz von Waffen sowie durch die veränderte Kriegsökonomie gekennzeichneten Neuen Kriege unterscheiden sich in zentralen Punkten von den früheren zwischenstaatlichen Kriegen. Dies analysierte zunächst Mary Kaldor (1999), im deutschsprachigen Raum ist Herfried Münkler (2002) für seine Auseinandersetzung mit dem sich verändernden Krieg bekannt. Beide Autor*innen arbeiteten systematisch eingesetzte sexualisierte Gewalt und Vergewaltigungen als Waffe dieser Neuen Kriege heraus.

Stacey Banwell (2014) untersuchte die Wirkung sowie mögliche Beweggründe zur Anwendung dieser Waffe mit Fokus auf den Osten der DR Kongo auf der Mikro-, Meso- sowie Makroebene. Sie stellt fest, dass hegemoniale heterosexuelle Männlichkeit und deren Reproduktion auf der Meso- und Makroebene eine zentrale Rolle spielen (Banwell 2014, 46f.). Die (Wieder-)Herstellung der eigenen Position innerhalb des Geschlechtergefüges sowie die Demonstration sexueller und ökonomischer Überlegenheit gegenüber anderen Männern führt auf der Mikroebene zur Anwendung von SGBV (Banwell 2014, 47). Auf der Makroebene soll zudem mittels SGBV der Zugang zu seltenen Erden wie Koltan oder Cobalt hergestellt werden (Banwell 2014, 47), da die Gewalt oft sowohl die Zerstörung des Zusammenhalts der lokalen Gemeinschaft zur Folge hat als auch deren Flucht. Hier wird die Verknüpfung zwischen dem Einsatz der SGBV und der sich veränderten Kriegsökonomie im Spiegel des globalen Kapitalismus deutlich. Die Zerstörung ganzer Gemeinschaften funktioniert vor allem dann, wenn sich diese durch die körperliche, genauer die sexuelle Unversehrtheit ihrer weiblichen Mitglieder definiert. Außerdem soll durch SGBV auch die Stigmatisierung der betroffenen Frauen und Männer erreicht werden, womit die zusätzliche Destabilisierung der Gesellschaft einher geht sowie die Nichtanerkennung eventuell entstehender Kinder.⁵ Welche geschlechtsspezifischen Prädispositionen stützen daher die Wirksamkeit der systematischen Kriegswaffe SGBV?

Geschlechterordnung und geschlechtsspezifische Prädispositionen

Verschiedentlich wurde bereits aufgezeigt, dass vorherrschende Prädispositionen im Gendergefüge die Wirkungsweise von SGBV in Kriegen und Konflikten verstärken (Baaz und Stern 2009; Banwell 2014, 46; Henry 2016, 52; Leatherman 2011, 3f.). Neben dem zuvor thematisierten Ansehen der Community sind dies Frauen betreffende ökonomische Diskriminierungserfahrungen, Bildungsungerechtigkeit zwischen den Geschlechtern oder Benachteiligungen in Bezug auf Besitzverhältnisse. Diese und weitere Aspekte führen zur Wirksamkeit der eingesetzten SGBV, denn diese verfängt insbesondere dort, wo sich Frauen in enormen ökonomischen Abhängigkeitsverhältnissen wiederfinden und sich nicht oder nur schwer ohne männliche Bezugsperson selbst versorgen können, weniger gut gebildet sind und daher kaum oder gar keinen Zugang zur Justiz haben, weshalb Gräueltaten teils unausgesprochen erduldet werden. Ein weiterer Zusammenhang betrifft die patriarchale Unterordnung der Frauen gegenüber dem Ansehen der Community oder Familie,

5 Insbesondere im Kontext des Genozids in Ruanda 1994, aber auch im ehemaligen Jugoslawien wurde dies deutlich, was bis heute verheerende Auswirkungen für die Betroffenen mit sich bringt (Hogwood et al. 2018).

das sich aus der Unversehrtheit der Frau generiert. Diese Ko-Konstruktion ist besonders toxisch, da sie die Frauen *silenced*, um die Gemeinschaft vor Ort weniger stark zu belasten – sofern die Taten nicht direkt vor Familienmitgliedern oder anderen Personen verübt werden, wodurch die Erniedrigung der Frauen sowie weiterer beteiligter Personen noch verstärkt wird. Ein zusätzlicher Aspekt der diskriminierenden Mechanismen, die die Wirkungsweise von SGBV befördert, ist die Abwertung von Personen, indem sie auf Grund ihrer Viktimisierung femininisiert und damit einhergehend diskursiv erniedrigt werden (Ozcürümez et al. 2021, 70). Dies ist der Fall, wenn Männer einer bestimmten Gruppe durch SGBV degradiert werden sollen.

Die hier aufgezeigten Wirkmechanismen werden mittels diskursiv konstruierter Geschlechterrollen und Erwartungen ermöglicht und zusätzlich verstärkt. Diskursiv, da die Gender-Stereotype intersubjektiv und über lange Zeiträume hinweg geschaffen und reproduziert werden, indem sie gelebt, besprochen, wiederholt und ihnen von verschiedenen Seiten eine zentrale Bedeutung attestiert wird. Dieses Netz aus sozialen Interaktionen schafft Bedeutung. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Geschlechterordnung der DR Kongo werden zunächst zentrale Überlegungen zu methodologischen Fragen angestellt.

Zur Rekonstruktion der Geschlechterverhältnisse

Im Anschluss an Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (2015, 139) liegt diesem Beitrag ein breites Diskursverständnis zu Grunde. Demnach werden zur Rekonstruktion der Geschlechterverhältnisse sowohl gesprochene und geschriebene Texte als auch soziale Praktiken wie Handlungen, gesetzliche Initiativen sowie das Nicht-Handeln herangezogen. Diskursanalytisch wird dabei besonderer Wert auf die verschiedentlich aufgebauten Dichotomien, wie beispielsweise »Häuslichkeit« vs. »Lohnarbeit«, gelegt. Diese Dichotomien werden den jeweiligen Geschlechterbildern zugeordnet bzw. werden die verschiedenen Räume, Tätigkeiten und andere gesellschaftliche Aspekte wie das Ansehen der Familie vergeschlechtlicht und entsprechend als weiblich oder männlich gedacht.

Diese Rahmungen und die dahinterstehenden sozialen Konstruktionsprozesse werden mittels der Diskursanalyse dekonstruiert, um sie den oben dargestellten theoretischen Überlegungen zugänglich zu machen. Die diskursanalytische Untersuchung umfasst daher drei Schritte: Zunächst wird der historische Kontext des Ersten Kongokrieges rekonstruiert und insbesondere die gesellschaftlich etablierte Geschlechterordnung im Zeitraum vor dem Krieg herausgearbeitet. Im zweiten Schritt werden die Diskurse auf die eingangs dargestellten Mechanismen hin untersucht und die diskursive Produktion bzw. die Verstärkung der Geschlechterrollen und die davon abgeleitete Wirkung von SGBV offengelegt. Die diskurs-

analytische Betrachtung der nach dem Krieg vorherrschenden Geschlechterrollen soll Aufschluss darüber geben, welche Bedeutung SGBV im Übergang zum Zweiten Kongokrieg hatte und wie sich die eventuell verfestigten Geschlechterbilder auf den aktuellen, auch durch die Vereinten Nationen geprägten Postkonfliktprozess auswirken. Auf Grund der zeitlichen Dichte der Konflikte werden die Analyseschritte im Folgenden teils nicht klar voneinander getrennt.

Die Kivu-Provinzen im Spiegel des Ersten Kongokrieges 1996-1997

Kriegsschauplatz des Ersten Kongokrieges von 1996 bis 1997 waren vor allem die Kivu-Provinzen im Osten des Landes. Diesem Konflikt gingen zunächst die koloniale Ausbeutung mit brutalen Gräueltaten des sogenannten Kongo-Freistaats (später Belgisch-Kongo) durch König Leopold II. und Belgien voraus sowie die Entkolonialisierung und die völlig unvorbereitete Entlassung der DR Kongo in die Unabhängigkeit, was Unruhen im ganzen Land und Unabhängigkeitserklärungen einzelner Provinzen zur Folge hatte.⁶ Bei den ersten demokratischen Parlamentswahlen wurde daraufhin Patrice Lumumba 1960 zum Premierminister Kongos bestimmt, der unter Mitwirkung belgischer und US-amerikanischer Geheimdienste 1961 ermordet wurde (Haskin 2005, 26f., 29; Kisangani 2012, 17f.). Zu dieser Zeit fand bereits die vier Jahre andauernde Friedensoperation der Vereinten Nationen (Opération des Nations Unies au Congo) von 1960 bis 1964 statt, gefolgt von der mehr als dreißigjährigen Diktatur (1965-1997) unter Joseph-Désiré Mobutu.

Mobutu regierte mit Unterstützung der Verbündeten USA und Frankreich, die eine Annäherung der DR Kongo (zu dieser Zeit »Zaire«) an die Sowjetunion während des Kalten Krieges verhinderten, um vorgeblich Stabilität und Sicherheit in der Region zu erhalten und um die eigenen Interessen hinsichtlich der Bodenschätze zu sichern. Mobutu schrieb zu Beginn seines Regimes eine neue Verfassung (die sog. N'Sele Verfassung), in der die nationalistische Partei Mouvement Populaire de la Révolution (MPR) als neue Einheitspartei festgeschrieben wurde und die Einführung des Frauenwahlrechts durch das Recht der Mitbestimmung bei Verfassungsreferenda aller Kongoles*innen unabhängig ihres Geschlechts beschlossen wurde (Nelle 2006, 485). Bereits bei den Wahlen 1970 hatten Frauen somit das passive wie aktive Wahlrecht. Im Jahr 1970 gehörten zwölf Frauen der Nationalversammlung an, damit waren 2,86 Prozent der Abgeordneten weiblich (IPU Parline 2020).

Nach dem Ende des Kalten Krieges stieg der internationale Druck auf Mobutu und auf dessen instabile und von Korruption geprägte Regierung, die sich an den Bodenschätzen sowie Staatseinnahmen bereicherte (Crawford 1978, 172f.; Johnson

6 Zur Geschichte des Landes bis 1965 siehe überblicksartig Kisangani 2012 und Haskin 2005, 1-38.

2014, 46f.) und mit massiven Menschenrechtsverletzungen gegen demonstrierende Kongoles*innen vorging (Commission on Human Rights 1995, 29; Schäfer 2008, 366, 371). Die zu Beginn der 1990er Jahre eingeleiteten Demokratisierungsreformen wie die zeitweise Öffnung des Einparteiensystems hin zu einem Mehrparteiensystem verhinderten die immer wieder aufkommenden Unruhen im Land nicht. Eine erste sich herausbildende Konfliktdimension stellt die diskursiv hergestellte »Politisierung von Ethnizität« (Witschel 2018, 98) dar, die mit Propaganda, Mythen und Manipulationen (dazu u.a. Court 2013; Jackson 2007, 483-488; Reyntjens 2009, 99ff.) der Machthaber in der DR Kongo sowie in den Nachbarländern angeheizt und befeuert wurde. Vor dem Hintergrund jahrzehntelanger Korruption und Ausbeutung werden weitere Konfliktlinien deutlich: Die herrschende Armut, das Hungerleiden der kongolesischen Bevölkerung und die rasche Ausbreitung von verschiedentlichen Infektionskrankheiten wurden durch das in weiten Teilen zusammengebrochene Gesundheits- und Bildungswesen sowie durch den Wegbruch der technischen Infrastruktur weiter verschärft. Vor allem im ländlich geprägten Osten Kongos gab es für die Bewohner*innen kaum eine (wirtschaftliche) Perspektive (Autesserre 2010, 70; Haskin 2005, 68-70). So verschlechterte sich die Situation besonders in den Kivu-Provinzen durch den Genozid extremistischer Hutus an den Tutsis im Nachbarland Ruanda im Jahr 1994 weiter, als nach Schätzungen des UNHCR im Jahr 1994 1,2 Millionen Menschen in den Osten der ohnehin instabilen DR Kongo flohen (UNHCR 2000, 250). Neben der Vielzahl an flüchtenden Tutsis und moderaten Hutus, die unkontrolliert und weitgehend ohne staatliche Steuerung ins Land kamen, flohen auch am Völkermord beteiligte und bewaffnete Gruppierungen in die DR Kongo. Auf Grund der fehlenden Trennung zwischen Zivilist*innen und Kombattant*innen verlagerte sich der Konflikt mitunter in die Geflüchtetenlager der Kivu-Provinzen. Dadurch kam es im selben Jahr zu ersten Massakern und Verfolgungen im Ostkongo, weshalb viele Menschen zu Binnengeflüchteten wurden (Reyntjens 2011, 132f.; UNHCR 2000, 246; Witschel 2018, 101). Die in der DR Kongo lebenden Tutsis erhielten auf Grund der Verfolgungen Unterstützung durch die neue Regierung Ruandas, insbesondere nach der Bekanntgabe des Gouverneurs von Süd-Kivu im Oktober 1996, dass alle Banyamulenge⁷ das Land verlassen müssten (HRW 1997, 4; Johnson 2014, 73). Diese reagierten mit einer Rebellion in Südkivu (Reyntjens 2009, 23). Zur Beendigung der Angriffe auf die neue Regierung Ruandas und um die Sicherheit der eigenen Bevölkerung, Länder

7 Als Banyamulenge wird die ethnische Gruppierung der aus ruanda- und burundistämmigen Tutsi bezeichnet, die sich im Süd-Kivu angesiedelt hat. Schätzungen nach dem ersten Niederlassen der Banyamulenge in der Region rund um Mulenge reichen vom 16. bis ins 20. Jahrhundert. Daran schließt sich die hochpolitische Frage nach der kongolesischen Staatsbürgerschaft der Banyamulenge an, die Mobutu 1996 aberkannte (Court 2013, 422).

und Grenzen zu gewährleisten sowie aus Rohstoffinteressen griffen die Verbündeten Burundi, Ruanda und Uganda mit der »Alliance des Forces Démocratiques pour la Libération du Congo-Zaire« (AFDL) ab November 1996 direkt in das Kriegsgeschehen im Ostkongo ein. Angeführt von Laurent Kabila, dem späteren Präsidenten der DR Kongo, schloss sich gegen Kriegsende auch Angola der AFDL an. In diesem Ersten Kongokrieg (u.a. Marriage 2013; Reyntjens 2009; Reyntjens 2011) nahm die AFDL auf Grund mangelnden Widerstands der schwachen und bankrotten Regierung der DR Kongo in nur wenigen Monaten rohstoffreiche Regionen sowie die Hauptstadt Kinshasa ein und stürzte letztlich Mobutu (Houérou 2014, 112-115; Schreiber 2021). Wie aus einem Untersuchungsbericht der VN hervorgeht, den Kabila aktiv zu verhindern versuchte, wurden bei diesem Vormarsch »massive Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit« (OHCHR 2010, 103) verübt, darunter wahlloses Ermorden von Zivilist*innen, das Zerstören von Flüchtlingslagern und unzählige Fälle von SGBV (OHCHR 2010).

Die Analyse des Gender-Konflikt-Nexus

Bei der Analyse dürfen Femininität oder Maskulinität nicht allein betrachtet werden, sondern es sind vielmehr die Geschlechterverhältnisse in den Blick zu nehmen. Dennoch ist es wichtig, aus Genderperspektive keine Homogenisierung der verschiedenen Geschlechter vorzunehmen. Abhängig von weiteren Differenzdimensionen wie Alter, Kultur, Religion, sexueller Orientierung oder Zugehörigkeiten zu einer ökonomischen Schicht sind Frauen heterogene Akteurinnen im Krieg. Unter Berücksichtigung dieser differenzsensiblen und intersektionalen Perspektive lassen sich Geschlechterungerechtigkeit sowie Macht- und Herrschaftsasymmetrien zu Ungunsten von Frauen rekonstruieren und offenlegen.

Daher wird die kongolesische Gesellschaft vor, während und nach dem Ersten Kongokrieg in Bezug auf die geschlechtlichen Zuschreibungen mit Blick auf die Wirkung von SGBV rekonstruiert. Auf Grund der schwierigen Datenlage während der Konfliktgeschehnisse in Kombination mit der enorm hoch geschätzten Dunkelziffer⁸ (Haskin 2005, 164) wird dabei eine qualitative Rekonstruktion unter Berücksichtigung von Berichten durch verschiedene NGOs sowie Augenzeug*innen vorgenommen.

8 Rufanges und Royo Aspa (2016, 26) stellen zusätzlich fest, dass Studien bezüglich SGBV in der DR Kongo zu unterschiedlichen Ergebnissen gelangen.

Geschlechterverhältnisse vor dem Krieg

Die Vorkriegszeit der DR Kongo ist durch traditionelle Geschlechterverhältnisse in einer patriarchalen Gesellschaft geprägt. Die Rollenbilder von Frauen und Männern sind von verschiedenen weiteren Faktoren wie ethnischer Zugehörigkeit, sozialem Status oder ruralem vs. urbanem Hintergrund in ihrer diskursiven Herstellung beeinflusst (Bjørkhaug/Bøås 2014, 16; Puechguirbal 2003, 1273). Gestützt werden die intersubjektiv und diskursiv hergestellten Normen durch staatliche Institutionen (Jérôme Gouzou et al. 2009, 16).

Joseph Mobutu unterzeichnete bereits 1980 das internationale Übereinkommen der VN zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau (CEDAW) (UN 2020). Weiter führte er, wie bereits erwähnt, im Jahr 1967 das Frauenwahlrecht ein und gründete das Ministerium für Frauen, Familie und Kinder im Jahr 1975. Wenngleich diese Vorhaben zur Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern zunächst mit einer hohen Außenwirkung und positiven Darstellung des Landes in der Weltpolitik verknüpft waren, zeigte sich rasch, dass diese Bestrebungen rein symbolischen Charakter trugen (Bashwira 2021).⁹ Das ungleiche Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern im öffentlichen Bereich als Folge des systematischen Ausschlusses von Frauen aus politischen Ämtern (Jérôme Gouzou et al. 2009, 16) wurde schließlich im Jahr 1987 auch in der privaten Sphäre durch den sogenannten Code de la Famille gesetzlich verankert. Dieser beinhaltete neben der Festschreibung des Mannes als Familienoberhaupt damit verknüpfte Rechte und Pflichten sowie die Unterordnung der Ehefrau (Landwise 2021, Buch 3 Art. 444). Ungeachtet der zuvor ratifizierten Frauenrechte wurden dadurch bereits bestehende misogynen Geschlechternormierungen weiter gesellschaftlich zementiert und reproduziert (Puechguirbal 2003, 1272).

So lag der kongolesischen Gesellschaft das Verständnis binärer Geschlechterklassifikationen zugrunde. Mädchen wurden den Jungen qua Geburt untergeordnet (Trenholm et al. 2016, 494). Die Ungleichheit der Vorkriegszeit setzt sich in der geringeren Schulbildung (Department of State 1993, 299) sowie niedrigerem Einkommen von Frauen fort, was auf frühe Hochzeiten und Schwangerschaften junger Frauen auf Grund traditioneller Wertevorstellungen oder auch Übergriffe zurückzuführen ist (JICA 2017, 12).

Diese Übergriffe in Form von Unterdrückung, Misshandlungen und Vergewaltigungen fanden sowohl im öffentlichen als auch im privaten Bereich statt (Com-

9 Der bedeutend höhere Frauenanteil (mit 11,07 Prozent) im Parlament im Jahr 1975 (IPU Parline 2020) steht in Zusammenhang mit dem durch die VN ins Leben gerufenen »International Women's Year« und Mobutus Außendarstellung hierzu (Jérôme Gouzou et al. 2009, 16). Bereits in der darauffolgenden Wahlperiode sank der Anteil der Parlamentarierinnen auf 1,84 Prozent (IPU Parline 2020).

mission on Human Rights 1995, 47; JICA 2017, 12). Täter im öffentlichen Bereich waren häufig Lehrer, Soldaten und Polizisten, in Gefängnissen waren Vergewaltigungen prodemokratischer Aktivistinnen verbreitet (Commission on Human Rights 1996, 28; Department of State 1993, 294).

In der kongolesischen Gemeinschaft gilt Vergewaltigung für die betroffene Frau und besonders für ihren Ehemann als Demütigung und führt nach traditionellem Verständnis zum Verlust der Ehre. Daher galt es lange Zeit als Pflicht des Mannes, die Familienehre im privaten Bereich durch die Ermordung des Täters wiederherzustellen (Ohambe et al. 2005, 27). Um gesellschaftliche Ausgrenzungen und Stigmata als Vergewaltigungsopfer zu verhindern, wurde bei Missbrauch außerdem häufig auf das Erstellen von Anzeigen verzichtet und stattdessen Geldzahlungen zwischen den Familien vereinbart oder eine Hochzeit zwischen Täter und Opfer arrangiert (HRW 2002, 20; Schäfer 2008, 368f.). Nach kongolesischem Gesetz gilt Vergewaltigung in der Ehe nicht als Straftat (Horváth et al. 2007, 28f.; IAGCI 2018, 14) und die Presse sowie lokale Menschenrechtsorganisationen berichteten nur selten über Missbrauch (Department of State 1993, 299). So wies der Sonderberichterstatter der Vereinten Nationen im Jahr 1995 auf Quellen hin, nach denen eine von drei Kongolesinnen durch Misshandlungen des Ehemannes Opfer häuslicher Gewalt wurde (Commission on Human Rights 1995, 47).

Tief verwurzelte Dichotomien und die sich daraus entwickelnden Machtasymmetrien zugunsten der Männer institutionalisierten sich durch die Heirat. Der Mann agierte im öffentlichen Bereich als Ernährer und Beschützer der Familie im Gegensatz zur Frau im Privaten. In diesem sowie den zuvor ausgeführten Aspekten sind die dichotome Gegenüberstellung der männlichen vs. weiblichen Sphäre sowie die damit diskursiv verknüpften Rollenbilder klar zu erkennen. Dass dem Mann dabei stets die machtvollere Position zugesprochen wird, zeigt sich beispielsweise daran, dass sich der »Wert« der Frau in dieser Logik allein in der Rolle als Mutter und caretaker bemisst (Bjørkhaug/Bøås 2014, 16; Trenholm et al. 2016, 494). Während dem Mann dabei Überlegenheit attestiert wurde, verhielt sich die Frau den Werten entsprechend still und war gehorsam (Jérôme Gouzou et al. 2009, 17). Mit der Position des Ehemannes gingen außerdem Rechte über die Verwaltung des Einkommens oder die Bestimmung des Lebensorts einher, sowie die Verpflichtung, eine Mitgift als Voraussetzung für die Hochzeit an die Familie der Frau zu entrichten. Dieser geltende Brauch ist ebenfalls im Code de la Famille gesetzlich verankert (Landwise 2021 nach Buch 3 §3). Nach dem traditionellen Verständnis zahlte der Mann dadurch einen hohen Preis »für die Frau« (JICA 2017, 10), die sich ihm deshalb unterordnete und seine Erlaubnis für sämtliche Aktivitäten im öffentlichen Bereich benötigte (Jérôme Gouzou et al. 2009, 16). Die Ehefrau lebte somit in sozialer wie ökonomischer Abhängigkeit von ihrem Mann und dessen Familie. Sie überschrieb ihm auf Grund der vorherrschenden Normen sämtliche in die Ehe mitgebrachten Vermögenswerte (JICA 2017, 10), worin die strukturelle Unterdrückung

ckung der kongolesischen Frauen erneut deutlich wird. Diese gesellschaftlichen Normen, die in Teilen gesetzlich verankert waren, wurden durch Religionen und deren Institutionen weiter gefestigt und verstärkt (JICA 2017, 10f.).

Die Perpetuierung bestehender Geschlechterverhältnisse während des Konflikts

Die Rekonstruktion der Geschlechterverhältnisse während des ersten Krieges im Osten der DR Kongo legt den Schwerpunkt auf SGBV sowie Faktoren, die die Wirkung dieser Taten mittels Mehrfachdiskriminierung zusätzlich verschärft. Auf Grund des volatilen Konfliktgeschehens in der Region der Großen Seen sowie der Quellenlage erstreckt sich diese Analyse teilweise auch über das Ende des Ersten Kongokrieges im Juni 1997 hinaus.

Genaue Zahlen, die SGBV in den betreffenden Jahren belegen, sind aus verschiedenen Gründen nicht systematisch erhoben. Human Rights Watch (1997, 3) betont beispielsweise, dass Zugangsbeschränkungen eine zeitnahe Dokumentation der Kriegsverbrechen in der DR Kongo nicht ermöglichten. Berichten von Augenzeug*innen zufolge muss jedoch von mehreren Tausend Fällen SGBV an Zivilist*innen ausgegangen werden (HRW 1997, 7). Im Zeitraum von 1997 bis Ende des Zweiten Kongokrieges wird von 250.000 Fällen SGBV im Osten der DR Kongo ausgegangen (Mbambi/Faray-Kele 2010, 6).

Im Bericht des Generalsekretärs der Vereinten Nationen (UNGS 1997) wird über vielfältige Verstöße gegen die Menschenrechte informiert. Vergewaltigungen durch die Armee Mobutus (MSF 2014, 70) und ihr nahestehende Gruppen sind Teil der aufgezeigten Verbrechen (UNGS 1997), außerdem sind auch Blauhelmen der Vereinten Nationen Übergriffe zuzuordnen (Ohambe et al. 2005, 34). Zudem wurde von vielen Taten berichtet, die durch verschiedene Gruppen nichtstaatlicher Kombattanten wie der AFDL verübt wurden (Office of the High Commissioner 1997). Dabei ist der Tatort oftmals das direkte Umfeld der Betroffenen, die Wohnung, regelmäßig genutzte Wege oder Felder (Carlsen 2009, 478).

SGBV, die vor den Augen oder in Reichweite von Bezugspersonen insbesondere vor dem Ehemann durch die Kriessgruppen begangen wurde (Ohambe et al. 2005, 33), sendete verschiedene Signale der männlichen Überlegenheit aus. Wenn Personen gezwungen wurden, Übergriffe an Angehörigen zu verüben (Ohambe et al. 2005, 34), wurde dieser Mechanismus weiter pervertiert.

Es ist komplex, die beschriebenen Taten der Mikro-, Meso- oder Makroebene zuzuordnen, jedoch hatte verschiedenen Berichten zufolge SGBV im Osten der DR Kongo teilweise die Flucht oder Vertreibung aus dem Ort und auch das Auseinanderbrechen der Community zur Folge (Kisangani 2012, 147; Zarkov 2020, 5), was den Kriegsparteien den Zugang zu den Minen und anderen Ressourcen ermög-

lichte (Meger 2010, 130f.). Obwohl die Tat zur Rekonstruktion oder Festigung der Stellung des Täters innerhalb der eigenen Gruppe genutzt werden kann, wird die Intention auf der Makroebene im Bereich der Kriegsökonomie zu finden sein.¹⁰

Die Beleuchtung der involvierten Gruppen ist zusätzlich aufschlussreich. Es können Milizen ausgemacht werden, die die Regierungstruppen unterstützten, eine große Anzahl verschiedener gegnerischer Gruppierungen und darüber hinaus Verbünde, die zum Schutz oder gegen andere ethnische Akteure kämpften. Die (Zer-)Störung anderer, rivalisierender Gruppen durch SGBV kann daher auch als Motiv der Täter*innen betrachtet werden (Goetze 2008, 4). Dies ist einerseits auf die diskursiv enorm aufgeladene und historisch kontingente Abgrenzung der verschiedenen Gruppen voneinander sowie andererseits auf die vergeschlechtlichte Ehrkonstruktion zurückzuführen. Ohambe et al. (2005, 35) arbeiteten in ihrer umfangreichen Studie heraus, dass sich die betroffenen Frauen ihrer Ehre und ihres Selbstwertgefühls beraubt sehen und sie oftmals durch den Ehepartner und die Gemeinschaft stigmatisiert oder geächtet wurden. Natürlich kann argumentiert werden, dass diese vergeschlechtlichten Prädispositionen auch in der Vorkriegszeit präsent waren, jedoch stellte Schäfer (2008, 378f.) fest, dass sie auf Grund des Krieges zusätzlich verstärkt wurden. Andere Formen der Anerkennung wie ökonomischer Erfolg brachen kriegsbedingt in den letzten zwei Dekaden weg und der Zusammenhalt der eigenen Gemeinschaft sowie deren Unversehrtheit in Konfliktphasen spielt eine noch zentralere Rolle im Sinne traditionell patriarchaler Rollenvorstellungen (Björkhaug/Bøås 2014, 16). Insbesondere die dargestellten Tatmotive zeigen die dichotom hergestellten Rollenbilder auf, die zudem geeignet sind, den von SGBV betroffenen Frauen ausschließlich die Rolle als Opfer zuzuschreiben und andere Rollenbilder gänzlich zu negieren.

Aus den aufgeführten Taten heraus entstanden massive Fluchtbewegungen in der Region der Great Lakes und damit eine erhebliche Zahl Binnenvertriebener sowie Geflüchteter, die über Ländergrenzen hinweg Zuflucht suchten. Die Geschlechterordnung, die zu Friedenszeiten diskursiv und mittels verschiedener Machtstrukturen aufgebaut und reproduziert wurde, gerät in neuen Situationen wie Geflüchtetencamps unter Veränderungsdruck (Krause 2016, 210), beispielsweise wenn die grundständige Versorgung durch Hilfsorganisationen gewährleistet wird und der Mann nicht oder nur unzureichend zum Einkommen beitragen kann. Die sich so um ihre Rolle beraubt betrachteten männlichen Familienmitglieder versuchten diese teilweise mittels häuslicher Gewalt, die als Fortsetzung der

10 Im Detail hat sich Sara Meger (2010) in ihrem Artikel »Rape of the Congo: Understanding sexual violence in the conflict in the Democratic Republic of Congo« mit der Verflechtung vom systematischen Einsatz von Vergewaltigungen im Osten der DR Kongo und dem globalen wirtschaftlichen Interesse sowie Abbau der Seltenen Erden beschäftigt.

Kriegsgewalt betrachtet werden kann (ebd., 202), und anderem Dominanzverhalten wiederherzustellen (Buckley-Zistel/Krause/Loeper 2014, 80f.).

Die Lage der Binnengeflüchteten ist im Kontext des Ersten Kongokrieges ohnehin kompliziert: Die bereits seit Jahren bestehenden Camps, die unter anderem infolge des Genozids in Ruanda entstanden, wurden zu Tatorten von SGBV und weiteren Menschenrechtsverletzungen (UN Commission on Human Rights 1999). Die Ursachen und Folgen können hier ebenso im Feld der Zerstörung von Communities verortet werden.

Wie bereits rekonstruiert und theoretisch hergeleitet wurde, sind die sozio-ökonomischen Bedingungen der Frauen als Faktoren zu betrachten, die die Wirkung von SGBV im Krieg perpetuieren. Kriegs- und SGBV-bedingt schwand die ohnehin geringe Möglichkeit für Frauen, ökonomisch Fuß zu fassen (Ohambe et al. 2005, 61), sei es während des Ersten oder Zweiten Kongokrieges. Da die Gefahr sexualisierter Gewalt bei der Feldarbeit oder der Wasserbeschaffung besonders hoch ist, wurden diese Aktivitäten, wenn möglich, gemieden (Schäfer 2008, 381), wie auch der Verkauf der hergestellten Waren im öffentlichen Raum (Ohambe et al. 2005, 61). Die Mittel schwinden also, worauf auch der schlechte Zugang zu Polizei und Justiz zurückgeführt werden kann. Die grassierende Bestechung von Beamt*innen (Jérôme Gouzou et al. 2009, 31) sowie unzureichende Gesetzgebung im Bereich SGBV erschwerten den Zugang zusätzlich und machten die Ahndung der Taten quasi unmöglich. Zudem sind kriegsbedingt sich weiter verschlechternde Infrastruktur (Autesserre 2010, 73) und allgemeine Bildungsmöglichkeiten Ursachen, die einerseits den justiziellen Zugang erschweren und andererseits die gesundheitliche Versorgung nur für einen geringen Teil der Opfer ermöglichen, da in der besonders betroffenen Region lediglich zwei spezialisierte Kliniken bestehen (Cannon 2012, 480). Niedrigschwellige Versorgungsmöglichkeiten fanden Frauen bei Frauenorganisationen (Ohambe et al. 2005, 42). Fehlende Mittel sowie der wiederum kriegsbedingt erschwerte Zugang konnten die breite Unterstützung und Versorgung der Betroffenen dennoch nicht ermöglichen.

Ist das Ende der Kriegsgewalt der einzige Ausweg aus diesem sich durch vergeschlechterte Faktoren immer wieder reproduzierenden Kreislauf aus ungleichen Rechten, SGBV und entsprechender unzureichender Versorgung sowie Anerkennung des Leids? Verschiedentliche Untersuchungen zeigen auf, dass diese Frage stark von der Aufarbeitung der Verbrechen sowie sich verändernden Geschlechterverhältnissen, also den besseren Teilhabebedingungen von Frauen in ökonomischer, sozialer sowie bildungstechnischer Hinsicht, abhängig ist (UN Women 2015, 43ff.). Wie ein weiterer, sich verschärfender Konflikt diese Spirale im Untersuchungsfall noch stärker verfestigt hat, wird das folgende Kapitel zeigen.

Geschlechterverhältnisse in der Postkonfliktphase

Die Herausforderung bei der Analyse des Ersten Kongokrieges und seiner Auswirkungen auf die Verbreitung und Intensität von SGBV in der Nachkriegszeit liegt in dieser selbst. Denn schon 1998 folgte der Zweite Kongokrieg, der ob seines Ausmaßes auch Erster Afrikanischer Weltkrieg genannt wird (u.a. Johnson 2014, 86-105; Schreiber 2021). Daher kann es diesem Artikel nicht gelingen, eine Postkonflikt- oder gar sich im nachhaltigen Friedensprozess befindende Gesellschaft zu analysieren. Vielmehr wird eine Gesellschaft in einem Zeit-Kontinuum zwischen zwei Konflikten untersucht. Dies ist dennoch aussagekräftig, weil die Analyse Rückschlüsse über die aktuelle Situation im Osten der DR Kongo zulässt.

Die erste zu bearbeitende Frage ist daher, ob sich der Einsatz, die Folgen und auch die Intensität bzw. Verbreitung von SGBV nach dem Ende des Konflikts im Vergleich zur Konfliktphase selbst verändert haben. Im Zweiten Kongokrieg war SGBV stärker verbreitet (Goetze 2008, 4) und noch schlimmere Gräueltaten wurden verübt. Dies kann auf die Enttabuisierung von SGBV als systematisch eingesetzte Waffe zurückgeführt werden.

Während die Problematik einer mangelhaften Datenlage fortbesteht, können die Genderrollen anhand sozio-ökonomischer Kennzahlen der wirtschaftlichen, sozialen sowie schulischen Teilhabe rekonstruiert werden. Infolge des Krieges war der Schulzugang mangels Infrastruktur weiter erschwert (Department of State 1998). Zudem wurde auf Grund fehlender finanzieller Ressourcen innerhalb eines Familienverbundes der Schulbesuch priorisiert, meist zum Nachteil von Mädchen (ebd.).

Die Mechanismen der Scham hingegen blieben insbesondere in dieser Zwischenkriegsphase präsent. Eine flächendeckende Aufarbeitung der verübten Verbrechen blieb weitestgehend aus, vor allem die Enttabuisierung von SGBV wurde nicht vorangebracht, wenngleich diese sowie die Stärkung der Teilhabe von Frauen nachgewiesenermaßen einem nachhaltigen Friedensprozess äußerst zuträglich wäre (UN Women 2015, 43ff.).

Letztlich muss eine Katalysatorwirkung des Ersten Kongokrieges für den Zweiten Kongokrieg in Bezug auf SGBV im Konflikt attestiert werden. Dies ist ebenso auf den Krieg und die systematische Anwendung von SGBV zurückzuführen, denn die gesellschaftliche Verrohung sowie Verschiebung der moralischen Maßstäbe kann mit Konflikten einhergehen und ist gerade in der hier analysierten Zwischenphase von zwei Kriegen klar auszumachen (Hitzel-Cassagnes/Martinsen 2014, 47). Die Geschlechterrollen, wie sie vorangehend rekonstruiert wurden, haben sich in dieser Post- sowie gleichzeitigen Präkonfliktphase reproduziert und in vielerlei Hinsicht hat sich die antagonistische Situiertheit von Frauen und Männern im Osten der DR Kongo verschärft. Welche Bedeutung haben diese Befunde für die aktuelle Situation, vor allem den Friedensprozess in der Region?

Implikationen für den Friedensprozess

Die Vereinten Nationen, die auch heute am Friedensprozess maßgeblich beteiligt sind, haben sich im Rahmen der Women, Peace and Security (WPS) Agenda im Jahr 2000 mit Resolution 1325 vorgenommen, die Partizipation, den Schutz, die Prävention sowie Relief und Recovery zu stärken und die Situation der Frauen nachhaltig zu verbessern (UN 2000; siehe dazu Basu 2016; Scheuermann 2020). In zehn weiteren Resolutionen (siehe dazu WILPF 2021) wurden verschiedene Bereiche der Agenda ausformuliert und in den letzten Jahren fanden die hier herausgearbeiteten Aspekte wie ökonomische Teilhabe und die Bedeutung der Agency der Frauen vermehrt Aufmerksamkeit, wenngleich festzustellen ist, dass in den Resolutionen Frauen – als Opfer konstruiert – im Vordergrund stehen (Zürn 2020). Im Postkonfliktprozess der auch heute sehr fragilen DR Kongo fand zunächst vor allem die Beschäftigung mit Frauen als Opfer von SGBV Einzug in verschiedene Abkommen (Martín de Almagro 2018, 324). Auch im ersten National Action Plan der DRC, der zur Umsetzung der WPS Agenda implementiert wurde, steht SGBV im Vordergrund (Ministry of Gender, Family and Child 2010), die Agency der Frauen gerät aus dem Blick, weshalb sie vornehmlich als passive Opfer perzipiert werden. Auch im aktualisierten Plan ist die Schwerpunktverschiebung nur marginal (Ministry of Gender, Family and Children 2018).

Wie bereits aufgezeigt wurde, verfährt die Waffe SGBV besonders dort, wo die multidimensionale Unterdrückung der Frauen in die Gesellschaft eingeschrieben ist. Dieser Mechanismus, der auf vielfältige Diskriminierungen ökonomischer, sozialer und kultureller Art aufbaut, kann nur aufgebrochen werden, wenn neben der Hilfestellung für die Opfer von SGBV und justizieller Aufarbeitung der Taten diese Strukturen angegangen werden. Wie in der Analyse erarbeitet, war dies weder der Fall nach dem Ersten Kongokrieg, noch kann heute von einer gleichberechtigten Gesellschaft gesprochen werden, wie der 149. Platz der DR Kongo von 153 analysierten Staaten des Global Gender Gap Index 2020 aufzeigt (World Economic Forum 2019) oder die Platzierung auf dem 161. Platz von 167 untersuchten Staaten im Rahmen des WPS-Index (GIWPS 2019, 18). Dennoch sind leichte Verbesserungen zu beobachten. Erhebungen des Demographic and Health Surveys belegen, dass beispielsweise die erlebte häusliche Gewalt innerhalb der letzten zwölf Monate 2013/14 im Vergleich zu 2007 um 23 Prozentpunkte abnahm (The DHS Program 2021). Außerdem erhöhte sich in diesem Zeitraum die Erwerbstätigkeit von Frauen (The DHS Program 2021).

Obwohl aber Verbesserungen der Stellung der Frauen zu beobachten sind und mit der WPS-Agenda die Weichen gestellt sind und Genderaspekte zunehmend in Postkonfliktsituationen mitgedacht werden, sieht die Beteiligung der Frauen beispielsweise direkt beim Friedensprozess äußerst unzureichend aus. Durch die umfassende Beteiligung könnte politische Teilhabe generiert werden, jedoch ist fest-

zuhalten, dass Frauen nur eine Minderheit der Partizipierenden ausmachen und zudem die Qualität der Beteiligung ungenügend ist (WILPF 2019, 5). Die Frauen werden zwar eingebunden, allerdings eher in Form von Workshops anstatt in die tatsächlichen Friedensverhandlungen.

Obwohl sich aktuell zeigt, dass sich die VN der Notwendigkeit bewusst sind, die misogynen Strukturen in der DR Kongo aufzubrechen, so zeigt sich auch, dass es ein kompliziertes Unterfangen ist, weil in der DR Kongo nach jahrzehntelangen Auseinandersetzungen, die noch immer aufflammen, die Infrastruktur erst aufgebaut werden muss. Ein positives Exempel sind die im Osten der DR Kongo teilweise etablierten Frauengruppen, die Opfern von SGBV zur Seite stehen, aber auch durch Demonstrationen und weitere Kampagnen für die stärkere Beteiligung von Frauen in der Politik kämpfen (Martín de Almagro 2018, 325). Hier wird deutlich, dass es von großer Bedeutung ist, Frauen vielgestaltige Rollen und Identitäten zuzuschreiben, um sie zu stärken und auch die fest verankerten Strukturen zumindest nach und nach aufzubrechen.

Schlussbetrachtung

Die Ergebnisse der Analyse lassen manche Fragen offen bzw. im Ungefähren, was nicht zuletzt auf die prekäre Datenlage zurückzuführen ist. In der DR Kongo muss bedacht werden, dass die Kolonialisierung bis heute nachwirkt. Insbesondere die kolonial verstärkten oder erst künstlich hergestellten Verwerfungen zwischen verschiedenen Gruppen sind vergeschlechtlicht, wie das Beispiel der Familienehre, die der Unversehrtheit der Frau eingeschrieben wurde und teils noch wird, gezeigt hat. Von dieser Situation ausgehend, hat sich die Wirkung von SGBV im Krieg verstärkt und reproduziert. Das Stigma, die sozio-ökonomische Benachteiligung sowie die Mechanismen innerhalb der Gemeinschaft perpetuierten sich im Ersten Kongokrieg, sodass im Zweiten Kongokrieg SGBV noch weiter verbreitet und brutaler war. Darüber hinaus konnte rekonstruiert werden, dass sich die Ausübung von SGBV nicht auf die kriegerischen Gruppen beschränkt, diese vielmehr auch bei staatlichen Institutionen, im häuslichen Nahbereich und in weiteren Räumen angewendet wird. Die Postkonfliktphase war und ist noch heute von einer hohen Zahl an SGBV-Fällen geprägt.

Die Untersuchung hat gezeigt, dass es nicht genügt, den Schutz vor SGBV in Bezug auf Militärs voranzubringen, ohne die gesellschaftliche Stellung marginalisierter Gruppen beispielsweise in bildungspolitischer oder ökonomischer Hinsicht im VN-Engagement zu berücksichtigen. Die Entstigmatisierung ist dabei ein Baustein, um der Wirksamkeit von SGBV im Konflikt in der DR Kongo den Nährboden zu entziehen. Dies gelingt aber nur, indem Frauen in politische, wirtschaftliche und bildungstechnische Strukturen eingebunden werden. Eingebundenheit muss

sich dabei neben der Quantität maßgeblich an der Qualität der Partizipation messen lassen. Denn SGBV kann nur dann in der Breite angegangen werden, wenn Frauen Schlüsselpositionen auch in Bildung, Verwaltung, Justiz etc. einnehmen und diese Lebensbereiche auch grundlegend (mit)gestalten.

Literaturverzeichnis

- Autesserre, Séverine: *The Trouble with the Congo: Local Violence and the Failure of International Peacebuilding*, New York 2010.
- Baaz, Maria Eriksson/Stern, Maria: *Why do soldier rape? Masculinity, violence, and sexuality in the armed forces in the Congo (DCR)*, in: *International Studies Quarterly* 2 (2009), S. 495-518.
- Banwell, Stacey: *Rape and sexual violence in the Democratic Republic of Congo: a case study of gender-based violence*, in: *Journal of Gender Studies* 1 (2014), S. 45-58.
- Basu, Soumita: *The United Nations' Women, Peace and Security agenda*, in: Sharoni, Simona u.a. (Hg.): *Handbook on Gender and War*, Cheltenham 2016, S. 572-590.
- Bashwira, Marie-Rose: *Frauenrechte*, in: Bobineau, Julien/Gieg, Philipp/Lowinger, Timo (Hg.): *Landeskunde Demokratische Republik Kongo*, Berlin 2021, (i.E.).
- Bjørkhaug, Ingunn/Bøås, Morten: *Men, women, and gender-based violence in North Kivu, DRC*, Oslo 2014.
- Buckley-Zistel, Susanne/Krause, Ulrike/Loeper, Lisa: *Sexuelle und geschlechterbasierte Gewalt an Frauen in kriegsbedingten Flüchtlingslagern: Ein Literaturüberblick*, in: *Peripherie*, 133 (2014), S. 71-89.
- Cannon, Patrick: *A Feminist Response to Rape as a Weapon of War in Eastern Congo*, in: *Peace Review: A Journal of Social Justice* 24 (2012), S. 478-483.
- Carlsen, Erika: *Ra/pe and War in the Democratic Republic of the Congo*, in: *Peace Review: A Journal of Social Justice* 4 (2009), S. 474-483.
- Cohen, Dara Kay: *Female Combatants and the Perpetration of Violence: Wartime Rape in the Sierra Leone Civil War*, in: *World Politics* 3 (2013), S. 383-415.
- Commission on Human Rights: *Report on the situation of human rights in Zaire*, prepared by the Special Rapporteur, Mr. Roberto Garretón, in accordance with Commission resolution 1994/87 (1995).
- : *Report on the situation of human rights in Zaire*, prepared by the Special Rapporteur, Mr. Roberto Garretón, in accordance with Commission resolution 1995/69 (1996).
- Court, Anthony: *The Bayamulenge of South Kivu: The ›Nationality Question‹*, in: *African Studies* 3 (2013), S. 416-439.
- Crawford, Young: *Zaire: The unending crisis*, in: *Foreign Affairs* 1 (1978), S. 169-185.

- Department of State: Country Reports on human rights practices for 1992, Washington, DC 1993.
- : Democratic Republic of the Congo Country Report on Human Rights Practices for 1997, https://1997-2001.state.gov/global/human_rights/1997_hrp_report/congodr.html (22.02.2021).
- Georgetown Institute for Women (GIWPS): Peace and Security and Peace Research Institute Oslo: Women, Peace and Security Index 2019/20: Tracking sustainable peace through inclusion, justice, and security for women, Washington, DC 2019.
- Goetze, Katharina: No Sign of End to Epidemic, in: Tosh, Caroline/Chazan, Yigal (Hg.): Special Report: Sexual Violence in the Democratic Republic of Congo, Washington DC/London 2008, S. 4f.
- Haskin, Jeanne M.: The Tragic State of the Congo: from Decolonization to Dictatorship, New York 2005.
- Henry, Nicola: Theorizing Wartime Rape: Deconstructing Gender, Sexuality and Violence, in: *Gender & Society*, 1/2016, S. 44-56.
- Hitzel-Cassagnes, Tanja/Martinsen, Franziska: Recht auf Wiedergutmachung: Geschlechtergerechtigkeit und die Bewältigung historischen Unrechts, Leverkusen-Opladen 2014.
- Horváth, Enikő u.a.: Gender-based violence laws in sub-Saharan Africa, www.reproductiverights.org/sites/default/files/documents/GBV_Laws_in_Sub-Saharan_Africa.pdf (11.02.2020).
- Hogwood, Jemma u.a.: »I learned Who I am«: Young People born from genocide rape in Rwanda and their experiences of disclosure, in: *Journal of Adolescent Research* 5 (2018), S. 549-470.
- Houérou, Fabienne Le: Humanitarian Crises and International Relations 1959-2013, Sharjah 2014.
- Human Rights Watch (HRW): »Attacked by all Sides«. Civilians and the War in Eastern Zaire. <https://www.hrw.org/report/1997/03/01/attacked-all-sides/civilians-and-war-eastern-zaire> (05.02.2021).
- : The War within the War: Sexual Violence Against Women and Girls in Eastern Congo (2002).
- IPU Parline: Global data on national parliaments: Democratic Republic of the Congo, https://data.ipu.org/content/democratic-republic-congo?chamber_id=13569 (03.01.2020).
- Independent Advisory Group on Country Information (IAGCI): Country Policy and Information Note: Democratic Republic of Congo (DRC): Gender Based Violence, https://assets.publishing.service.gov.uk/government/uploads/system/uploads/attachment_data/file/742590/DRC._GBV._2018.v2_ext__003_.pdf (22.02.2021).

- Jackson, Stephen: Of »Doubtful Nationality«: Political Manipulation of Citizenship in the D.R. Congo, in: *Citizenship Studies* 5 (2007), S. 481-500.
- Jérôme Gouzou u.a.: *The Democratic Republic of the Congo – Gender Profile*, [Stockholm] 2009.
- JICA: *Country Gender Profile Democratic Republic of the Congo Final Report*, Stockholm 2017.
- Johnson, Kirsten u.a.: Association of Sexual Violence and Human Rights Violations with Physical and Mental Health in Territories of the Eastern Democratic Republic of the Congo, in: *JAMA* 5 (2010), S. 553-562.
- Johnson, Dominic: *Kongo: Kriege, Korruption und die Kunst des Überlebens*, 3. Aufl., Frankfurt a.M. 2014.
- Kaldor, Mary: *New and old wars*, Stanford 1999.
- Kisangani, Emizet F.: *Civil wars in the democratic republic of Congo, 1960-2010*, Boulder 2012.
- Krause, Ulrike: Wie bewältigen Flüchtlinge die Lebensbedingungen in Flüchtlingslagern? Ergebnisse aus einer empirischen Analyse zu kongolesischen Flüchtlingen in Uganda, in: *Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung* 2 (2016), S. 189-220.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal: *Hegemonie und radikale Demokratie: Zur Dekonstruktion des Marxismus*, 5. Aufl., Wien 2015.
- Landwise: Congo (Democratic Republic of) Family Code, <https://landwise.resourceequity.org/records/1604-congo-democratic-republic-of-family-code> (11.02.2021).
- Leatherman, Janie L.: *Sexual violence and armed conflict*, Cambridge, MA 2011.
- Marriage, Zoë: *Formal Peace and Informal War: Security and Development in Congo*, London 2013.
- Martín de Almagro, Maria: Hybrid Clubs: A Feminist Approach to Peacebuilding in the Democratic Republic of Congo, *Journal of Intervention and Statebuilding*, 3 (2018), S. 319-334.
- Masuku Ayikaba, Jules: Natürliche Ressourcen, in: Bobineau, Julien/Gieg, Philipp/Lowinger, Timo (Hg.): *Landeskunde Demokratische Republik Kongo*, Berlin 2021, (i.E.).
- Mbambi, Annie Matundu/Faray-Kele, Marie-Claire: Gender Inequality and Social Institutions in the D.R.Congo, https://www.peacewomen.org/sites/default/files/hrinst_genderinequalityinthedrc_wilpf_december2010english_o.pdf (23.02.2021).
- Meger, Sara: Rape of the Congo: Understanding sexual violence in the conflict in the Democratic Republic of Congo, in: *Journal of Contemporary African Studies* 2 (2010), S. 119-135.
- Medicins Sans Frontieres (MSF): *The Hunting and Killing of Rwandan Refugees in Zaire-Congo: 1996-1997*. <https://www.msf.org/sites/msf.org/files/2019-04/MS>

- F%20Speaking%20Out%20Hunting%20and%20Killing%20of%20Rwandan%20Refugees%20in%20Zaire-Congo%201996-1997.pdf (07.02.2021).
- Ministry of Gender, Family and Child (2010): The Government's Action Plan of the Democratic Republic of the Congo for the Puposes of Resolution 1325 of the United Nations Security Council, https://www.peacewomen.org/sites/default/files/drc_nap_english_2010.pdf (23.02.2021).
- (2018): National Action Plan for Implementing United Nations Security Council Resolution 1325 on Women, Peace and Security, 2nd Generation, [https://www.peacewomen.org/sites/default/files/DRC%20NAP%202019%20\(English\).pdf](https://www.peacewomen.org/sites/default/files/DRC%20NAP%202019%20(English).pdf) (23.02.2021).
- Münkler, Herfried: Die neuen Kriege, Reinbek b.H. 2002.
- Nelle, Dietrich: Demokratische Republik Kongo – die Verfassung von 2005, in: *Law and Politics in Africa, Asia and Latin America* 4 (2006), S. 480-523.
- Office of the High Commissioner: Report on the mission carried out at the request of the High Commissioner for Human Rights between 25 and 29 March 1997 to the area occupied by rebels in eastern Zaire, <https://reliefweb.int/report/democratic-republic-congo/report-mission-carried-out-request-high-commissioner-human-rights> (06.02.2021).
- Ohambe u.a.: Women's Bodies as a Battleground: Sexual Violence Against Women and Girls During the War in the Democratic Republic of Congo: South Kivu (1996-2003), Bujumbura/Bukavu/London 2005.
- OHCHR: Democratic Republic of the Kongo 1993-2003, https://www.ohchr.org/Documents/Countries/CD/DRC_MAPPING_REPORT_FINAL_EN.pdf (16.02.2021).
- Ozcurumez, Saime/Akyuz, Selin/Bradby, Hannah: The Conceptualization problem in research and responses to sexual and gender-based violence in forced migration, in: *Journal of Gender Studies* 1 (2021), S. 66-78.
- Puechguirbal, Nadine: Women and War in the Democratic Republic of the Congo, in: *Signs*, 4 (2003), S. 1271-1281.
- Reyntjens, Filip: *The Great African War. Congo and Regional Geopolitics, 1996-2006*, New York 2009.
- : Waging (Civil War) Abroad. Rwanda and the DRC, in: Straus, Scott/Waldorf, Lars (Hg.): *Remaking Rwanda. State Building and Human Rights after Mass Violence*, Madison, WI 2011, S. 132-152.
- Rufanges, Jordi Calvo/Royo Aspa, Josep Maria: Democratic Republic of Congo: A Review of 20 years of war, <https://reliefweb.int/sites/reliefweb.int/files/resources/A%20Review%20of%2020%20years%20of%20war.pdf> (10.02.2021).
- Schäfer, Rita: *Frauen und Kriege in Afrika: Ein Beitrag zur Gender-Forschung*, Frankfurt a.M. 2008.

- Scheuermann, Manuela: Women, Peace and Security: A Global Agenda in the Making, in: Dies./Zürn, Anja (Hg.): Gender Roles in Peace and Security: Prevent, Protect, Participate. Cham 2020, S. 1-8.
- Schreiber, Wolfgang: Konfliktgeschichte, in: Bobineau, Julien/Gieg, Philipp/Lowinger, Timo (Hg.): Landeskunde Demokratische Republik Kongo, Berlin 2021, (i.E.).
- The Demographic and Health Surveys Program (The DHS Program): Gender Indicator Data, <https://dhsprogram.com/topics/gender/index.cfm> (23.02.2021).
- Trenholm, Jil u.a.: The global, the ethnic and the gendered war: women and rape in eastern Democratic Republic of Congo, in: A Journal of Feminist Geography 4 (2016), S. 484-502.
- UN: Resolution 1325 (2000) vom 31. Oktober 2000. https://www.un.org/depts/german/sr/sr_00/sr1325.pdf (24.02.2021).
- : Convention on the Elimination of all Forms of Discrimination against Women: Treaty Collection, <https://treaties.un.org/doc/Publication/MTDSG/Volume%20I/Chapter%20IV/IV-8.en.pdf> (02.01.2020).
- UN Commission on Human Rights: Commission on Human Rights resolution 1999/56: Situation of human rights in the Democratic Republic of the Congo, <https://reliefweb.int/report/democratic-republic-congo/commission-human-rights-resolution-199956-situation-human-rights> (24.02.2021).
- UNHCR: The State of The World's Refugees 2000: Fifty Years of Humanitarian Action, <https://www.unhcr.org/en-ie/3ebf9bb60.pdf> (06.01.2021).
- UN-Generalsekretär (UNGS): Report of the joint mission on human rights violations occurring in eastern Zaire, <https://reliefweb.int/report/democratic-republic-congo/report-joint-mission-human-rights-violations-occurring-eastern> (16.02.2021).
- UN Women: Preventing conflict transforming justice securing the peace: A global study on the implementation of United Nations Security Council Resolution 1325. UN Women. Retrieved November 13, 2018, http://wps.unwomen.org/pdf/en/GlobalStudy_EN_Web.pdf (16.02.2021).
- Wallström, Margot: Ending sexual violence: From recognition to action. Keynote Speech at the Women and War – UNSCR 1325 – Tenth Anniversary Conference, Washington DC, 3.11.2010, <https://www.un.org/sexualviolenceinconflict/statement/women-and-war-unscr-1325-tenth-anniversary-keynote-speech/> (21.02.2021).
- Witschel, Konstantin: Netzwerkstrukturen in modernen Bürgerkriegen: Der Fall der Demokratischen Republik Kongo, Wiesbaden 2018.
- Women's International League for Peace & Freedom (WILPF 2019): Democratic Republic of the Congo: Submissions to the Committee on the Elimination of Discrimination against Women.

- (2021): Resolution Texts and Translations, <http://peacewomen.org/resolutions-texts-and-translations> (23.02.2021).
- World Economic Forum: Insight Report: Global Gender Gap Report 2020, http://www3.weforum.org/docs/WEF_GGGR_2020.pdf (23.02.2021).
- Zarkov, Dubravka: Conceptualizing Sexual Violence in Post-Cold War Global Conflicts, in: Hagemann, Karen/Dudink, Stefan/Rose, Sonya O. (Hg.): *The Oxford Handbook of Gender, War, and the Western World since 1600*, Oxford 2020, S. 727-745.
- Zürn, Anja: Vergewaltigung: Eine Waffe des Krieges, in: *Forum Wissenschaft* 3 (2017), S. 26-28.
- : From Sex and Gender to Intersectional Approaches? UN-Written Identities of Local Women in Participation and Protection Discourses, in: Scheuermann, Manuela/Dies. (Hg.): *Gender Roles in Peace and Security: Prevent, Protect, Participate*. Cham 2020, S. 11-33.

Kunst und Wissenschaft

Diven im Feld

Darstellende Künstler*innen und die Kategorie »Geschlecht« im Zentraleuropa des Ersten Weltkriegs

Ute Sonnleitner

Der Beginn des Ersten Weltkriegs bedeutete einen Bruch in den Lebensrealitäten darstellender Künstler*innen. Bisherige Normen wurden in Frage gestellt. Der Kategorie »Geschlecht« kam dabei eine wesentliche Rolle zu: Was stand einer Schauspielerin* als »Frau« zu, wie hatte sich ein Schauspieler* als »Mann« zu verhalten? Ziel des vorliegenden Beitrages ist keine Gesamtdarstellung »des Theaterwesens«. Vielmehr werden konkret »Militär und Front« und »Heimatfront« sowie die »Alltagsräume« der Akteur*innen fokussiert. Ähnlich einem Prisma sollen bestimmte Aspekte hervorgehoben und näher beleuchtet werden, die in der Zusammenschau wiederum einen Gesamteindruck vermitteln (Fillafer 2012, 23).

Das deutschsprachige Theatersystem Zentraleuropas bildet den geographischen Raum der Betrachtung, wobei – auch der räumlichen Lokalisierung der Autorin geschuldet¹ – die Habsburger-Monarchie einen Schwerpunkt bildet. Neben den diversen Auftrittsorten werden in erster Linie die Lebenszusammenhänge der Darsteller*innen angesprochen: nicht die Bühnen-Figuren, sondern die Personen der Künstler*innen stehen im Mittelpunkt des Interesses.² Das Theatersystem wird dabei im Folgenden als Heterochronotop (Foucault 1992) interpretiert, das, so die Annahme, gesamtgesellschaftliche Gegebenheiten widerspiegelt.

1 Zur Involvierung von Forschenden in ihren Forschungsgegenstand siehe Rieken 2016.

2 Bisherige Auseinandersetzungen mit der Thematik »Kriegstheater und Geschlechterrollen« waren meist auf die Verhandlung des Geschlechterdiskurses in den zur Aufführung gelangenden Stücken fokussiert (Krivanec 2012, 163-179; Rachamimov 2006). Die Betroffenheit der Akteur*innen, der Künstler*innen, gelangt selten oder gar nicht zur Sprache. Rachamimovs Darstellung zu Geschlechtertransgressionen im Umfeld der Kriegsgefangenschaft kann hier Erwähnung finden (Rachamimov 2014). Grundsätzlich zählt das Thema »Erster Weltkrieg und Theater« nicht zu den breit behandelten – Ausnahmen bilden: Baumeister 2005; Krivanec 2012; Krivanec 2014. Das Thema »Geschlecht und Erster Weltkrieg« hat in den vergangenen Jahren massiv an Aufmerksamkeit gewonnen, zählt aber dennoch zu den vernachlässigten Aspekten (Hagemann 2017).

Geschlecht im Theater-Heterochronotop

Darstellende Künstler*innen – Schauspieler*innen, Sänger*innen, Tänzer*innen – bewegten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in einem besonderen Aufmerksamkeitsregime. Das Theater nahm eine herausragende Stellung als Unterhaltungsmedium ein. Nicht allein die Bühnen wurden mit großem Interesse des Publikums und einer breiten medialen Öffentlichkeit betrachtet; auch das Geschehen abseits des Theaters, das Leben der Künstler*innen wurde mit intensiver Aufmerksamkeit bedacht. Selbst- und Fremdwahrnehmung überschritten einander, bildeten eine komplexe Gemengelage und schufen aus der äußerst heterogenen Gruppe arrivierter Künstler*innen, gefeierter Stars, vergangener Berühmtheiten, armer Brotloser, durchschnittlich Erfolgreicher (um nur einige mögliche Ausprägungen zu nennen) ein Bild »der divenhaften Komödiant*innen« (Sonnleitner 2016).

Berichte in Zeitungen und Illustrierten schilderten Auftritte »privater« wie auch »öffentlicher« Natur. Kritiken und das Feuilleton widmeten sich »dem Theater«. Zahlreiche Künstler*innen veröffentlichten autobiographische Texte; zudem trug das breite gesellschaftliche Interesse dazu bei, dass sich Sammlungen, Archive und Museen mit den Kunstschaaffenden auseinandersetzten und eine – im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen – umfassende Fülle an Archivmaterialien erhalten blieb.

Im vorliegenden Text werden Selbstzeugnisse (Auto-/Biographien, Erzählungen, Briefe) und Medienberichte (Reportagen, Interviews, Kritiken) zur Untersuchung herangezogen und nach Methoden der qualitativen Sozialforschung untersucht.³ Solchermaßen können auch verschiedene Zeitebenen Berücksichtigung erfahren. Angesprochen ist damit die zeitliche Differenz zwischen sehr zeitnah verfassten Berichten und Erzählungen und deutlich später angefertigten Texten. Der wesentliche Faktor der Erinnerung, der bei der Niederschrift späterer Texte (vornehmlich der Autobiographien) zum Tragen kam – gerade im Zusammenhang des Ersten Weltkriegs ist die Bedeutung von Erinnerungskulturen kaum hoch genug einzuschätzen –, ist somit erfasst (Hämmerle 2014c; L'Homme 2018).

Viele der Künstler*innen-Autobiographien stammen von Frauen*, was in der Landschaft der Selbstzeugnisse bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts keine Selbstverständlichkeit darstellte. Ebenso widmeten sich im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen außerordentlich viele Berichte darstellenden Künstlerinnen*. Sie nahmen eine besondere Position ein, was etwa auch in der Figur der »Diva«

3 Die Quellen werden auf das Schlagwort »Schauspieler*innen im Krieg« befragt, wobei in diesem ersten Schritt keinerlei thematische Spezifizierung erfolgt. Die in den Quellen behandelten Inhalte werden in weiterer Folge geclustert und auf das Untersuchungsthema »Geschlecht – Raum/Zeit« gegengelesen.

zum Ausdruck gelangt (Grotjahn/Schmidt/Seedorf 2011). Schauspieler*innen widersprachen dem hegemonialen Ideal bürgerlicher Lebensführung, das konstruierten bipolaren »Geschlechtscharakteren« entsprechend die Trennung der lebensweltlichen Sphären von »Männern« (Öffentlichkeit) und »Frauen« (Privatheit) vorsah (Hausen 1976). Sie arbeiteten und bewegten sich auch in räumlicher Hinsicht in vielfältiger Weise, waren durch hohe »Sichtbarkeit« gekennzeichnet.

Die Präsenz von Frauen* erschwerte die Situation von Männern* in diesem Beruf. Die Anerkennung von Frauen ließ den Beruf als »weiblich« konnotiert erscheinen. Grundsätzlich fand für alle Geschlechter mit der Ausübung eines Kunstberufes eine Loslösung von der hegemonialen Norm statt. Das Künstler*innentum schuf eine Sonderposition, die gleichzeitig gesellschaftliche Inklusion und Exklusion der Kunstschaffenden bedingte: Selbst die umschwärmten Stars, die Anerkennung auf Grund ihres Erfolges und ihres finanziellen Reichtums genossen, blieben gleichzeitig stets als »andere« markiert und damit aus der vorgestellten Norm herausgehoben.⁴

Dies verweist deutlich darauf, dass der Faktor Geschlecht nicht als Masterkategorie zu verstehen ist, sondern vielmehr als eine von zahlreichen Differenzkategorien, die beständig interdependent (intersektional) zusammenwirken (Dietze/Yekani/Michaelis 2012; Lutz/Vivar/Supik 2013; Walgenbach 2012). Dabei ist es wichtig zu betonen, dass die Beeinträchtigung, sowohl negative als auch positive Effekte hervorbringen kann. Zudem gilt es, die jeweilige – historische – Situiertheit von Interdependenzen zu berücksichtigen (Dietze 2012; Halberstam 2005): Alter, körperliche Beeinträchtigung und Geschlecht haben im Deutschland des Jahres 2021 andere (Aus-)Wirkungen als im Jahr 1930, in der Stadt andere als auf dem Land, um nur ein Beispiel anzuführen.

Die Ambivalenzen der Selbst-/Wahrnehmung von darstellenden Künstler*innen stehen in engem Zusammenhang mit den zeit-räumlichen Gegebenheiten des Lebensumfeldes der Akteur*innen. Theater wurde als »Raum außerhalb der Zeit und Zeit außerhalb des Raums« beschrieben.⁵ Die Besonderheit des Theatersystems lässt sich in der Denkfigur des »Heterochronotop« theoretisch fassen. »Das Theater« wurde von verschiedensten Autor*innen im Anschluss an Foucault, der

4 Das an Kunstschaffenden praktizierte Otherring fließt im Begriff der »Künstlerwirtschaft« zusammen: Pauschal wurde allen als Künstler*innen bezeichneten Personen (und auch jenen, denen ein solches Verhalten zugeschrieben wurde) unterstellt, ein unstetes Leben zu führen. Dies inkludierte: oftmalige Ortswechsel; schlechte Haushaltsführung; amoralisches Verhalten.

5 Siehe ein Gedicht von Olaf Scheuring (Olaf Scheuring, Theater, gelesen von Michael Heltau, Menschenbilder, »Glück du schwarzer Vogel« – in Memoriam Elfriede Irrall Ö1, 15.7.2018, 14-15 Uhr (Erstausstrahlung 10.7.2016) bzw. weitaus berühmter Schillers Prolog zu »Wallensteins Lager«.

Ende des 20. Jahrhunderts über »andere Orte« räsonierte, als geradezu idealtypische Ausformung eines Heterotops beschrieben (Foucault 1992; vgl. Balme 2010). Foucault skizzierte Heterotope als Orte, die außerhalb des gesellschaftlichen Alltags stehen: Regeln gelten, jedoch in anderer (abgeschwächter, überzeichneter oder auchverkehrter) Form. Dies ist aufs engste mit einer anderen Wahrnehmung und Bedeutung von Zeiten⁶ verknüpft, was im – von Foucault eingeführten, aber nicht näher definierten – Begriff des Heterochronotops Ausdruck findet.

In den folgenden Ausführungen sollen die sozialen Akteur*innen des Theatersystems im Zentrum der Überlegungen stehen. Es wird dabei argumentiert, dass die Sonderstellung des Heterochronotop für die Personen der »Komödiant*innen« auch außerhalb des Theaterraums galt (Munn 1996, 451).⁷ In der Selbst-/Wahrnehmung blieben darstellende Künstler*innen stets äußerst eng mit ihrem Beruf konnotiert und prägten auch Räume und Zeiten abseits der Bühne »theatral« und »divaesque«.⁸ Die eingangs geschilderte besondere Stellung innerhalb der Geschlechterdichotomie des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts war auch mit ihrer raum-zeitlichen Sonderposition im Heterochronotop verknüpft (Sonnleitner 2021).

Räume des Kriegs wiederum waren eindeutig vergeschlechtlicht: Die »räumliche Geschlechterdichotomie« sah die Front als männlichen Bereich vor, während die Heimatfront als weiblich konnotiert galt (Rachamimov 2004, 366). Front wie auch Heimatfront wurden bereits seit den Napoleonischen Kriegen als für die moderne Massenkriegsführung entscheidende Faktoren bestimmt (Hagemann 2015). Die in der Vorstellung bestehende strikte Trennung in voneinander gesonderte Bereiche entsprach jedoch zu keinem Zeitpunkt den realen Gegebenheiten. Insbesondere das Bild einer vom Krieg unberührten Heimat, die an der Front zu verteidigen wäre, wird von den Erfahrungen der betroffenen Menschen – wie auch der Forschung – eindeutig widerlegt (Hämmerle 2014b). Dennoch bestand eine gedankliche Dualisierung entlang zeit-räumlicher Geschlechtergrenzen, die mit spezifischen Tätigkeitsfeldern verknüpft war, wobei in plakativer Gegenüberstellung das »männliche Kämpfen« der »weiblichen Pflege und Sorgearbeit« entgegengestellt wurde (Hagemann 2015).

Was bedeutet dies für Menschen, die sich im Heterochronotop des Theaters bewegen? Befanden sie sich gleichsam in einem uneindeutigen Zwischenraum und

6 Neben Räumen sind auch Zeiten kulturell und historisch determiniert (Assmann 2013; Hunt 2008; Landwehr 2012).

7 Dies ist keinesfalls als Gleichsetzung von Rollenbildern und Rollen im Sinne der Darstellung einer Bühnenfigur zu verstehen (Köhne/Lange 2014).

8 Beispielhaft kann etwa der Wohnraum der Darsteller*innen genannt werden; aber auch Bewegungsräume für Freizeit/Muße etc. (Sonnleitner 2021).

waren den Zeiten des Krieges enthoben? Welche Auswirkungen hatte das Kriegsgeschehen auf sie?

Heimatfront

Die Kriegserklärung bedeutete auch für alle in der Unterhaltungsbranche tätigen Menschen enorme Veränderungen. Das jahrhundertlang erprobte Theatersystem kam anfangs vollständig zum Erliegen. Der Ausbruch des Kriegs bewog Theaterleiter*innen dazu, ihr Programm einzustellen oder den für Ende des Sommers geplanten Saisonstart auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Diese Unterbrechung der Theaterhythmik, das Aus eines wesentlichen Teils der Freizeitgestaltung vieler Menschen, war von immenser Symbolik. In vorangegangenen Kriegs- und Krisenzeiten waren lokale kurzfristige Schließungen erfolgt, das Theater aber meist als Herrschaftsinstrument weiter genutzt und betrieben worden.⁹

Die Phase der tatsächlichen Absenz theatraler Veranstaltungen war kurz. Bald schon wurden Wohltätigkeitsabende organisiert.¹⁰ Deren durchschlagender Erfolg führte zur Öffnung vieler, bei weitem aber nicht aller Theaterhäuser. Wohltätigkeitsveranstaltungen verschiedenster Natur blieben, wie zahlreiche Berichte bis in den Sommer 1918 belegen, ein wesentlicher Faktor des Unterhaltungswesens der Jahre 1914 bis 1918 (bspw. zum Soldaten-Lieder Konzert, in: Badener Zeitung, 31.8.1918, 3).

In der offiziellen Rhetorik, die die Mobilisierung und Entsendung aller Männer* an die Front propagierte und faktisch vom ersten Tag des Krieges an die Frauen* als Helferinnen* und Trägerinnen* der Heimatfront bestimmte, waren abweichende männliche* und weibliche* Aufgabenstellungen nicht vorgesehen. Insbesondere für darstellende Künstler* ergab sich daraus die Notwendigkeit, ihre Abwesenheit von der Front zu begründen oder auch gezielt auf ihre Anwesenheit hinzuweisen (siehe nächsten Abschnitt).

Für Künstler* bestand ein stetiger Argumentationsdruck, gerade die erste Phase des Krieges wurde zur Herausforderung, da »der Schauspieler [...] plötzlich das

9 Etwa wenn eine Stadt besetzt wurde, bestand stets das Ansinnen, das Theater weiter zu betreiben – die neuen Machthaber fanden im Zuschauerraum gleichsam eine Bühne, ihre Macht zu repräsentieren.

10 Die Adressat*innen der Auftritte zu wohltätigen Zwecken waren ganz unterschiedlich. Fonds (etwa für Witwen und Waisen) und Organisationen wie das »Rote Kreuz« können beispielhaft genannt werden. Auch militärische Verbände traten als Organisatoren* »bunter Abende« auf. Die Einnahmen flossen vielfach vollständig der Wohltätigkeit zu. Es bestand aber durchaus auch die Möglichkeit, dass nur ein gewisser Anteil dem »guten Zweck« gewidmet war und Künstler*innen eine Gage erhielten. Vor allem in der ersten Phase des Krieges war dies wohl für einige Darsteller*innen eine wichtige Gelegenheit, ein Einkommen zu erwirtschaften.

überflüssigste Menschenkind« war, wie Emil Jannings (1951, 96) es formulierte. Auftritte in Wohltätigkeitsveranstaltungen boten Beschäftigung, brachten aber Männern* nur wenig soziale Anerkennung. Als mögliche Strategie des Umgangs mit der Situation wurde die Kunstausübung von Künstlern* wie Richard Waldemar zum »Dienst« für Kaiser und Vaterland erklärt (Waldemar 1914, 60f.). Waldemar, am Wiener Carltheater engagiert, sprach im Zusammenhang mit seinen Auftritten für Verwundete von Rekordziffern: Er habe bereits 100 Auftritte absolviert und wolle die Zahl von 200 erreichen (ebd.). Mit dem Streben nach Rekorden wurde die ständige Bereitschaft des Einsatzes dokumentiert, wenn nicht an der Front, so doch für den guten Zweck. Waldemars Text zählt zu den wenigen aktiven Hinweisen von Männern* auf ihre Wohltätigkeitsarbeit. Auch in den Medien wurde die Tätigkeit der Künstler* kaum näher ausgeführt oder in Bezug zum Kriegsdienst gesetzt. Auftritte zum Zweck der Fürsorge standen seit Jahrzehnten in einem anderen Kontext. Der wohltätige Auftritt war wohlerprobtes Feld weiblicher Betätigung. Frauen* waren daher in den ersten Monaten und Wochen des Krieges vor vergleichsweise geringere Herausforderungen gestellt.

Doch auch Künstlerinnen* berichteten kaum über wohltätiges Engagement in Selbstzeugnissen – zu selbstverständlich und zu wenig außergewöhnlich dürfte dieser Einsatz erschienen sein. Zudem bestand die Gefahr, dass das Engagement als Werbung in eigener Sache gedeutet werden könnte (wie im Zusammenhang mit der Pflege gezeigt werden wird). Auch in anderer Hinsicht waren die Auftritte keineswegs »ungefährlich«. Maria Jeritza etwa geriet in Kritik, da sie 1917 bei einem Konzert, organisiert vom »Verein der Reserveoffiziere in Wien«, eine italienische Arie vortrug und damit einen »allgemein empfundenen Mißgriff« tätigte (Deutsches Volksblatt, 19.11.1917, 3). Patriotisches Fingerspitzengefühl war im nationalistischen Kampf in faktisch jeder Lebenssituation notwendig.

Ein neues Arbeitsgebiet eröffnete sich darstellenden Künstlerinnen* nahezu unmittelbar nach Ausbruch des Krieges. Die Pflege war mindestens ebenso sehr »weiblich« konnotiert wie die Wohltätigkeit und zentraler Bestandteil der staatlichen Mobilisierungsoffensive. Pflegepersonal wurde dringend benötigt. Sich als Frau* in diesem Zusammenhang zu engagieren, wurde als geradezu selbstverständlich betrachtet, galten doch das »Kümmern und Sorgen« als »natürliche« Wesenszüge »der Frau« (Hämmerle 2014a, 9–25). Im öffentlichen Diskurs fand die Pflegetätigkeit neben der Beschaffung und Herstellung von »Liebesgaben«¹¹ aller Art besondere Würdigung (Theo Zasche, *Die Frau im Kriege*, in: *Österreichische Volkszeitung*, 25.12.1914, 12).

Unterstützt durch die Tatsache, dass in der ersten Phase des Krieges die Theater geschlossen waren und den Künstlerinnen* mehr Zeit blieb, beteiligten sich viele

11 Zu Liebesgaben: Hämmerle 1997; Hämmerle ²2014.

von ihnen am Pflegedienst und fühlten sich solchermassen als Teil eines imaginierten »großen Ganzen«. In besonderer Weise war für die Künstlerinnen* im Pflegedienst die Position ihres Einsatzes von Bedeutung; nicht für Offiziere, sondern in Spitälern für die Masse der Soldaten tätig gewesen zu sein, war entscheidend. »Ich aber wollte ehrliche Arbeit leisten oder gar keine«, betonte etwa Tilla Durieux und stellte sich in Gegensatz zu den »Damen der Gesellschaft« in Berlin (Durieux 1954, 182).

Viele der Einsätze von Schauspielerinnen* fanden in der ersten Phase des Krieges statt: geprägt vom Überschwang der Kriegs-Begeisterung – und dem Stillstand des Unterhaltungswesens. Mit Fortdauer des Krieges wurde der Einsatz im Pflegedienst weniger. Die Skepsis, die den Künstlerinnen* entgegenschlug, dürfte einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet haben. Medial wurde nämlich in Frage gestellt, inwieweit der Einsatz »echter« Überzeugung entsprang oder dem Zweck der »Reklame« diene (vgl. Gerzhofer 1914, 88).

Nicht die Tätigkeit an und für sich stieß auf Ablehnung, sehr wohl aber die Berichterstattung darüber (Frau Durieux als Krankenpflegerin, in: Arbeiter Zeitung, 5.1.1915, 4). Nahezu selbstverständlich wurde angenommen, dass Künstler*innen mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln ins Licht der Öffentlichkeit drängten und daher auch jeglicher Einsatz abseits der Bühne in diesem Sinne zu interpretieren wäre. Dies galt insbesondere für Schauspielerinnen*. Sie arbeiteten, waren eigenständig, daher musste gleichsam im Umkehrschluss ihr soziales Engagement in Frage gestellt werden; denn konnte eine arbeitende Frau ein »echtes«, »typisch weibliches« Bedürfnis zu helfen empfinden?

Die Schilderungen der betroffenen Künstlerinnen* wiederum können als Reaktionen hierauf gelesen werden. Sie betonten ihre patriotische Haltung und bestätigten explizit die ihnen abgesprochenen weiblichen* Tugenden. Varieté-Künstlerin Mela Mars unterstrich etwa in ihren Ausführungen, wie wichtig es sei, als Pflegerin* wie eine Mutter zu agieren (Mela Mars, Meine Erlebnisse im Kriegsgebiet, in: Tagespost, 23.1.1916, 8. Bogen). Sie sprach damit einen der (in der unmittelbaren Nach-/Kriegszeit in nochmals gesteigerter Form als Trauernde) zentralen Topoi im Geschlechterdiskurs an. Die Figur der Mutter war eines der bedeutsamsten Elemente hegemonialer Weiblichkeit.

Die Unterstellung der Werbung in eigener Sache traf vornehmlich Künstlerinnen* relativ jungen Alters, deren Karrieren zwar bereits einen guten Anfang genommen hatten, die jedoch noch nicht »etabliert« waren. Im Gegensatz dazu wurde wohl situierten Schauspielerinnen wie etwa Hedwig Bleibtreu, die neben ihrer Arbeit als »Hofschauspielerin« am Wiener Burgtheater auch im Spital der Wiener Bühnenkünstler arbeitete, kein Vorwurf zuteil (Theo Zasche, Die Frau im Kriege, in: Österreichische Volkszeitung, 25.12.1914, 12). Auch Katharina Schratt, die sich von der Bühne zurückgezogen hatte, betrieb von scheelen Blicken unbehelligt ein in den Räumen ihrer Villa eingerichtetes Spital. Da sie die Lohnarbeit bereits auf-

gegeben hatte, konnte ihr Reklame nicht nachgesagt werden. Zudem genossen die beiden erwähnten Künstlerinnen* eine wohletablierte soziale Stellung. Schratt war zudem durch ihre Verbindungen zum Kaiserhaus vor offen ausgesprochener Kritik gefeit.

Somit war es die junge, teils noch unverheiratete, in jedem Fall aber noch nicht gesellschaftlich etablierte Schauspielerin* als arbeitende Frau* in der Öffentlichkeit, die neuerlich im Mittelpunkt kritischer Reflexion stand – und damit ein Kernbereich geschlechtsspezifischer Trennlinien.

Militärdienst – Front/besuche

Noch schärfer als im Umfeld der Arbeit, in dem dies ohnehin nie vollständig umgesetzt wurde, gab es im Militär und insbesondere im Kriegsdienst einen weitgehenden (nie aber vollkommenen!) Ausschluss von Frauen. Dies trug – auch in Friedenszeiten – wesentlich zur Formierung des Armeedienstes als apostrophierte »Schule der Männlichkeit« bei (Frevert 2008). In Kriegszeiten war der Militärdienst als nahezu alleinige Möglichkeit des Aufenthaltes und der Betätigung von Männern* vorgesehen – wobei die »Front« als Ort der hegemonialen kriegerischen Männlichkeit firmierte.

Die allgemeine Wehrpflicht leistete hierfür einen entscheidenden Beitrag und war gerade in den Jahren um 1900 mit relativ großem Prestige versehen (Frevert 2008; Frevert 2018). Schauspieler* waren davon nicht ausgenommen und verschlossen sich im Allgemeinen dem Ideal soldatischer Männlichkeit auch nicht. Die Selbstverständlichkeit, die in weiterer Folge das »Einrücken« bedeutete, zeigt sich etwa an den Schilderungen des Schauspielers Alexander Granach, der in seiner Autobiographie, obgleich deutlich skeptisch und durch die Erfahrungen zu Kriegsende vollends ernüchtert (er wurde auf Grund seines Geburtsortes in der heutigen Ukraine 1918 nicht mehr als »Österreicher« eingestuft und hatte keinerlei Anspruch auf Versorgung, obgleich er vier Jahre lang im Militär gewesen und auch in Gefangenschaft geraten war), den Kriegsdienst an sich nicht in Frage stellte (Granach 1973, 270–282).

In der medialen Öffentlichkeit bestand gerade in der ersten Phase des Krieges das Gefühl einer Notwendigkeit, Schauspieler* in das hegemoniale kriegerische Männlichkeitsbild zu integrieren. So wurden bereits 1914 Berichte darüber lanciert, wie viele Schauspieler* »im Felde« seien (beispielhaft: Tagespost Morgenblatt 8.11.1914, o. S.). Auch in den Theater Almanachen¹² der Kriegsjahre wurde die Bedeutung des Kriegseinsatzes hervorgehoben. Unter der Rubrik »Ehrentafel«

12 Hierbei handelt es sich um ein jährlich erscheinendes Kompendium, das den Versuch darstellt, einen Überblick zum gesamten Theatergeschehen des deutschsprachigen Raumes zu

wurden kriegsteilnehmende Männer* aufgelistet und in verschiedene Kategorien eingeteilt: »Von Bühnengehörigen fielen auf dem Felde der Ehre«, »Verwundet sind zurzeit«, »Mit dem Eisernen Kreuz wurden ausgezeichnet«, »Unter der Fahne stehen« (Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger 1915, 603-629).¹³ Die intendierte Würdigung legt nahe, dass die gezielte Hervorhebung der Teilhabe von Künstlern* am Krieg als dringend notwendig erachtet wurde.

Die Irritationen, die Schauspieler* als Soldaten auslösten, lassen sich an exemplarischen Fällen verdeutlichen. So wurde in der »Neuen Freien Presse« im Oktober 1914 in einem Feuilleton-Artikel über sechs Absätze hinweg die Plausibilität der Verleihung des Eisernen Kreuzes an den Schauspieler* Max Paulsen dargelegt (Feuilleton. Ein deutscher Schauspieler, in: Neue Freie Presse. Morgenblatt, 14.10.1914, 1f.). Ihm wurden »Charaktereigenschaften« militärisch-soldatischer Männlichkeit wie »Ritterlichkeit« und »Tapferkeit« attestiert, die jedoch keineswegs allen Künstlern* zugestanden wurden.

Die Bedeutung des Kriegsdienstes und die gesellschaftliche Wahrnehmung von Schauspielern* als Soldaten erschließen sich auch beispielhaft an einem Text zu Alexander Moissi. Er hatte sich freiwillig für den Kriegsdienst gemeldet, war als Kampfflieger abgestürzt und in Gefangenschaft geraten, hatte einen Fluchtversuch unternommen und war schließlich wegen seiner schlechten gesundheitlichen Verfassung freigekommen. Bei seinem ersten (Wieder-)Auftreten 1917 in Wien kam es zu breiter Berichterstattung (Paul Zifferer, Feuilleton, Alexander Moissi, in: Die Presse, 12.9.1917, 3). Dabei wurde betont, dass »kaum ein Schauspieler vor ihm« ähnliches erlebt habe (Alexander Moissi in Wien. Der Künstler als Fliegeroffizier und französischer Kriegsgefangener, in: Neue Freie Presse, 1.9.1917, 3); womit – mehr oder weniger – implizit eine grundsätzliche Infragestellung der »Männlichkeit« von Schauspielern* Bestätigung erfuhr.

Wie bei den Schauspielerinnen* im Pflegedienst war auch bei den Schauspielern* im Kriegsdienst ihr beruflicher Hintergrund ein entscheidender Faktor und wurde in der medialen Berichterstattung stets betont. Während aber die Schauspielerinnen* ihren Einsatz im Pflegedienst hervorhoben und schilderten, fanden die Erfahrungen von Schauspielern* an der Front kaum Eingang in autobiographische Erinnerungsliteratur. So erwähnte der genannte Alexander Granach ausführlich die Phase der Einberufung und schilderte seine Rückkehr von der Front, lieferte jedoch keinerlei Erzählung zu Kämpfen oder ähnlichem.¹⁴ Warum zwar

geben. Insbesondere werden die Theaterhäuser, ihre Leiter* und die Mitglieder des Ensembles genannt.

13 Ab 1918 fehlen diese Namenslisten ohne Angaben von Gründen.

14 Eine Ausnahme stellt das 1933 erschienene »Flandrische Tagebuch 1914« von Paul Wegener dar. Darin werden auch die Fronterlebnisse des Offiziers ausführlich thematisiert (Wegener 1933).

über den Militärdienst, die Einberufung und teilweise die Untauglichkeit berichtet wurde, jedoch kaum Frontberichte abgegeben wurden, darüber kann auf Grund der Quellenlage nur spekuliert werden. Der zeitliche Abstand der Reflexion (meist erschienen die Biographien einige Jahrzehnte später) dürfte dabei eine wesentliche Rolle gespielt haben. Für Frauen im Beruf der Darstellerin* war es wichtig, sich »mütterlich« zu repräsentieren. Schauspieler* hingegen wollten und konnten das Dasein als Künstler* in den Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit stellen. In der rückblickenden Erinnerung der 1950er und 60er konnte es auch opportun sein, eine gewisse Exzentrik zur Schau zu stellen, sich als Bohemien zu präsentieren – und gerade nicht dem Ideal der Kriegsjahre als soldatischer Krieger entsprochen zu haben.¹⁵

Dies belegen etwa die Ausführungen Paul Barnays, der die Phase nach seiner Einberufung laut seinen Memoiren als völlige Umkehr seines bisherigen Lebens erfuhr. Er erlebte geistig wie körperlich eine regelrechte Neugestaltung und betonte, dass die Offiziere* »(junge, teils schon kriegsverwundete Leute) [...] freundlich zu dem ›alten Schauspieler‹ waren (Barnay o.J., 133). Demzufolge war auch in seinem Fall der Beruf ein wichtiges Kriterium; hinzu kamen das Alter (er galt mit 30 Jahren als gesetzt, zudem war er bereits verheiratet), die körperliche Verfassung (seine »Muskeln strafften sich« im Zuge der Ausbildung) und die Umgangsformen (die sich rasch »verrohten«) (Barnay o.J., 134).

Barnay gelang es seiner Schilderung nach durch die Ein- und Unterordnung in den militärischen Betrieb als Soldat, wenigstens Akzeptanz zu erlangen. Als er allerdings um Urlaub ansuchte, um ein Gastspiel zu absolvieren, kippte die Stimmung. Sein Ansinnen, »Komödie« zu spielen, wurde vom Oberst vor versammelter Mannschaft diskreditiert (Barnay o.J., 154f.). Der Bruch setzte sich die folgenden Jahre hindurch fort. Da er einer Knieverletzung wegen nicht an die Front versetzt wurde, leistete Barnay von 6 Uhr morgens bis 11 Uhr vormittags Dienst und war im Anschluss daran bis 11 Uhr abends als Schauspieler tätig (Barnay o.J., 157). Künstler*-Beruf und Soldatendasein erfuhren eine klare – zeitliche – Teilung. Sorge in der zeitgenössischen Berichterstattung über Alexander Moissi der Schauspieler im Felde für Aufsehen, so wurde in der erinnernden Erzählung Barnays die Irritation durch eine Trennung zu vermeiden gesucht; dass dies keinesfalls umfänglich gelang, belegen die oben genannten Beispiele der Reaktionen auf den Schauspieler* beim Militär.

15 Dies scheint beispielsweise die Autobiographie Rudolf Forsters zu belegen: für »tauglich« befunden, wurde er Dank von ihm herbeigeführter Protektion zu einem »Sanitätszug« einberufen; Forster berichtete über psychische und physische Verwundungen – aus der sicheren Entfernung als Sanitäter. Die Kapitel zum Krieg sind im Buch vollständig vom Schauspieler*-Dasein losgelöst. Gastspiele, die er 1916 tätigte, wurden in anderen Zusammenhängen genannt, nicht in den Abschnitten zum Krieg (Forster 1967, 177-195).

Werner Krauß, der durch seine spätere Involviertheit in den Nationalsozialismus zusätzliche, traurige Bekanntheit erlangte, wurde, 1915 zur Musterung einberufen, für tauglich befunden und zur Garde ausgewählt. Zu einem tatsächlichen Einsatz im Kriegsgebiet kam es nicht – auf Grund von Protektion wurde er nach kurzer Zeit aus dem Dienst entlassen. Seine Haltung gegenüber der Phase der »Abrichtung« war von seinem Beruf geprägt: Er »spielte Soldat« und fand Anerkennung bei den Vorgesetzten (Krauss 1958, 65). Die perfekte Erfüllung sämtlicher Vorstellungen eines idealen Soldaten gelang und geschah aus Trotz, wie eine von Krauß geschilderte Unterhaltung vor einer medizinischen Untersuchung zeigt. Ein Helfer* flüsterte dem Arzt* zu, dass es sich um einen Schauspieler* handle. Krauß empfand dies als Hinweis darauf, dass es sich bei seiner Person um einen potenziellen Simulanten* handeln könne. Der beinahe schon traditionelle Vorwurf, wonach es sich bei Schauspieler*innen um gute Lügner*innen handeln würde, kam hier einmal mehr zum Tragen. Interessant ist, dass Krauß darauf mit einem gezielten Schauspiel reagierte. Er spielte Theater und erfüllte solchermassen alle Erwartungen an den »kriegerischen Mann«. In seiner Erinnerung wurde der Militärdienst zum subversiven Akt, wobei durch die gleichzeitige Betonung, zur vorzeitigen Entlassung nichts beigetragen zu haben, auch dem hegemonialen Ideal Rechnung getragen wurde: Er hätte gedient, wäre er nicht entlassen worden.

In der fiktionalen Schilderung »Die Schauspielerin«, die auf Wissen und Erfahrungen des Schauspielers* und Autors* Otto Nebelthau beruhte, vollzog der Schauspieler* eine vollständige Abkehr von seiner bisherigen Tätigkeit, ehe er an die Front ging: Als Schauspieler* gemustert und für noch nicht vollumfänglich tauglich befunden, zog er nach der Aufgabe des Künstler*berufs und Beginn seines Medizinstudiums in den Krieg – in dem er wenig später fiel (Nebelthau 1939). Schauspieler*tum und Soldatsein waren – literarisch – allem Anschein nach nicht zu vereinen.

Während Militär und insbesondere Front als Orte der Männlichkeit galten, waren Frauen* dort eine Besonderheit, die Erklärung bedurfte. Frontbesuche von Künstler*innen geschahen meist im Auftrag der Obrigkeit und im Sinne der Truppenunterhaltung. In den Berichten dazu ist eine besondere Betonung der Außergewöhnlichkeit dieser Erlebnisse für Frauen* feststellbar. Gleichzeitig fanden sie Anerkennung und Belobigung. Das Ideal einer sich aufopfernden »Mutter der Nation« wurde durch die Künstlerinnen* im Fronteinsatz nicht gebrochen, sondern dementsprechend angepasst: Gefährlichste Situationen wurden in Kauf genommen, um für die »wahren Helden«, die Männer*, an der Front da zu sein und sie zu unterhalten. Künstler* im Unterhaltungsdienst konnten derartige Bilder nicht bedienen, weshalb zu ihnen wohl keine ausführlichen Berichte vorhanden sind. Sie wurden medial kurz erwähnt, doch fand keine weitere Berichterstattung zu ihrem

Tun statt. Auch in den Erinnerungen professioneller Schauspieler*, die nicht eingerückt waren, wurde der Truppenunterhaltung wenig Raum geschenkt.¹⁶

Der mediale Fokus lag eindeutig auf den Künstlerinnen*, die als Heroinnen* und in gewisser Weise gezähmte Amazonen dargestellt werden konnten. In einem Zeitungsartikel aus dem Juli 1917 wird darauf hingewiesen, dass die »künstlerische Kriegsdienstleistung« einen »eigentümlichen Reiz« ausstrahle, da Gastspiel-fahrt und militärische Expedition miteinander verknüpft wurden (S.S., Künstlerischer Frontdienst, in: Fremdenblatt, 19.7.1917, 6). Der in einiger Entfernung hörbare Kampflärm deutete auf die Nähe der Front und die Präsenz von Gefahr hin. Besonders wurde darauf verwiesen, dass auch für die Künstlerinnen* militärische Ausdrücke zur Regel wurden. Ein Spiel mit Uneindeutigkeit fand statt: Das Bild der Schauspielerin* an der Front changierte zwischen divenhafter Künstlerin* und Soldat*in.

Zu Beginn des Krieges waren mit den Fahrten an die Front für Frauen* noch die Geschlechternormen betreffende Unsicherheiten verbunden. Mela Mars, deren Einsatz als Pflegerin* bereits erwähnt wurde, trat 1915 auf der Bühne im Frontgebiet im weißen Pflegerinnenkleid auf; einem Kleid, »das so weiß ist und einfach wie alle diese Kleider der Spitäler und Hilfsplätze« (Janischfeld 1914, 54). Die Rolle der Künstlerin* wurde mit dem Kleidungsstück eng an die Frauen* zugeschriebene und anerkannte Sphäre der Pflege gebunden und damit gleichsam entschärft. Mit der Fortdauer des Krieges wurde den Auftritten der Künstlerinnen* eine besondere patriotische Kraft zugesprochen – gerade weil sie Geschlechtergrenzen überschritten, indem sie in Kriegsgebieten auftraten, die als gefährlich galten. Künstlerinnen* wuchsen gleichsam über sich und die ihnen zuerkannten Bereiche hinaus, wurden zu Kämpferinnen* mit den Mitteln der Kunst. Der Krieg ermöglichte eine Ausweitung und Neudeutung des Künstler*innentums und verfestigte gleichzeitig die Geschlechternorm der sich für die Männer* aufopfernden Frauen*, die als Unterstützerinnen* helfend und unterhaltend tätig wurden.

Kriegstheater als Heterochronotop: zwischen Fluchtraum und patriotischer Bühne

»Wenn man Moissi nach drei langen Kriegsjahren, die für ihn großes Erleben und Schrecknis aller Art bedeuteten, nun wieder auf der Bühne stehen sieht, schmal und angegriffen von vielem Leiden, fühlt man sich zuerst ein wenig verwirrt. [...]

16 Dies steht im Gegensatz zu Fronttheatern und Theatern von Kriegsgefangenen, die sehr wohl in der Memoiren-Literatur Erwähnung fanden (Baumeister 2005; Rachamimov 2006) – und dies, obgleich insbesondere die Kriegsgefangenschaft als Ort der Verunsicherung von Männlichkeiten gilt (Rachamimov 2006, 366).

Der Leutnant Moissi verdrängt zuerst den Schauspieler [...]. Was für eine Rolle der Künstler immer spielt, welche Worte von dem edlen Instrument seiner Stimme getragen werden, man hört zunächst nur den rauen und gebieterischen Ton der Wirklichkeit, die zu vergessen man ins Theater kam« (Paul Zifferer, Feuilleton, Alexander Moissi, in: Neue Freie Presse, 12.9.1917, 1).

Der Zeitungsausschnitt zu einem Auftritt Alexander Moissis aus dem Jahr 1917 spiegelt die Ambivalenzen wider, die seit 1914 das gesamte Unterhaltungswesen trafen und im Kern die Frage beinhalteten, inwiefern Unterhaltung und patriotische Pflicht miteinander in Einklang zu bringen seien. Nach dem völligen Stillstand der ersten Kriegswochen fand eine rasche Wiederbelebung der Unterhaltung statt, wobei gewisse Verwerfungen nicht ausblieben. Insbesondere kleine Bühnen waren gesperrt oder öffneten lediglich für vereinzelte Vorstellungen. Bald hatten auch die großen Häuser enorme Herausforderungen zu meistern: Fehlendes Heizmaterial wurde mehr und mehr zum Problem – und das männliche Personal (neben Künstlern* auch Bühnenarbeiter*, Techniker* usw.) fehlte.¹⁷

Die Frage, ob die Theaterräume und -zeiten Fluchtpunkte oder patriotische Bühne seien, ist mit einem »sowohl als auch« zu beantworten. Selbst bei harmlosesten Lustspielen war das Geschehen rundum nicht vollständig abwesend; wurde doch gerade die Unterhaltungsfunktion als Entlastung im Kriegsgeschehen postuliert und der Krieg damit wieder in Erinnerung gerufen. Der Krieg wurde für einige Künstler* zur Karriereleiter und dürfte die Karrieren anderer verhindert haben (die vier Jahre im Militär verbrachten und keinen Anschluss mehr an die Theatersysteme fanden), wobei schlicht nicht feststellbar ist, welche Entwicklung die Berufsverläufe in »Normalzeiten« genommen hätten. Spannend – und weitaus aussagekräftiger – erscheint der Fokus auf die versuchte Wiederbelebung bereits beendeter Karrieren. »Pensionierte« Künstler* kehrten auf die Bühne zurück. Der Faktor Geschlecht spielte dabei eine zentrale Rolle: Einerseits mussten Männerrollen besetzt werden, was mit zunehmender Dauer des Krieges immer schwieriger wurde; andererseits fühlten die »alten« Künstler* die patriotische Pflicht, sich zu engagieren.

Das Hineinwirken des Krieges in das Theatersystem wird an einem Vorfall des Jahres 1916 offenkundig. Der Sänger Leo Slezak – zu diesem Zeitpunkt 42 Jahre alt und ein wahrer Weltstar – trat im Theater von Brno/Brünn auf. Dabei kam es zu einem »Skandal«, der zu einem Gerichtsverfahren führte. Slezak hätte auf offener Bühne einen »Offizier«, der ihn durch lautes Lachen während der gesamten Vorstellung gestört haben dürfte, angeblich »bedroht«. Der Sänger hatte sich in Richtung der Loge gestellt und mit erhobener Faust dem »Offizier« »Bengel« zugerufen (Der rabiate Heldentenor, in: Wiener Sonn- und Montags-Zeitung, 22.5.1916,

17 Zunächst hatten die großen bekannten Bühnen kleineren Häusern ihr Personal streitig gemacht; diese Methode war jedoch nur für begrenzte Zeit erfolgreich.

6). Der Fähnrich¹⁸ brachte den Vorfall zur Anzeige, da er sich der Lächerlichkeit preisgegeben und dem »Spotte des Publikums« ausgesetzt fühlte. Verschiedene Zeitungen berichteten über das Geschehen und die folgenden Gerichtsverhandlungen, wobei ohne Ausnahme eindeutig für den Fähnrich Partei ergriffen wurde (Affäre Slezak-Thonet beigelegt, in: Neuigkeits-Welt-Blatt, 25.7.1916, 11). Die Unhöflichkeit der beständigen Störung wurde dem Offizier in keiner Weise zur Last gelegt. Der – mittlere – militärische Rang stand ohne jeden Zweifel höher als der arrivierte Sänger* von Weltruf, der den Titel des »Kammersängers« trug. Verschiedene Zeitungsberichte widmeten sich der »Affäre Slezak-Thonet«, wobei insbesondere die Theatralität der Person Slezak hervorgehoben wurde. Die Hierarchien von Männlichkeiten werden an diesem Fall erkennbar. Sonst gültige Verhaltensregeln wie etwa ein Primat des Alters wurden außer Kraft gesetzt. Benimmregeln fanden sehr einseitige Auslegung, da lediglich von Seiten des Sängers eine Entschuldigung eingefordert wurde; das Verhalten des Fähnrchs stand nicht zur Diskussion.

Darstellende Künstler* waren sich der Tatsache bewusst, während des Krieges nicht dem hegemonialen Ideal zu entsprechen und blendeten in der Rückschau den Krieg mehr oder weniger vollständig aus der Darstellung ihres beruflichen Fortkommens aus. Der Heterochronotop des Theatersystems bot – allen Außeneinwirkungen zum Trotz – oftmals zumindest vorübergehend den Anschein vollständiger Loslösung aus dem Alltagsgeschehen.

Die Sonderstellung bestätigt Fritz Kortner, der zwar einberufen wurde, aber Dank eines ehemaligen Theaterarztes, der ihn für wehrdienstunfähig erklärte, nie an die Front kam.¹⁹ Er kommentierte: »Der Krieg hatte keine Realität für mich. Ich konnte die Aufregung über ihn rund um mich herum nicht begreifen« (Kortner 1991, 247). Kein »Kriegszwang und kein kaiserliches Aufgebot« seien imstande gewesen, die Begeisterung für das Theaterspielen zu übertreffen (ebd., 248). Dass im Heterochronotop trotz aller Heraushebung aus Raum und Zeit dennoch das Geschehen der Umgebung stets präsent war, belegen seine Ausführungen. So etwa wenn er formulierte, dass in ihm »die Durchbruchschlacht am Theater« nachzitierte und er ein »Scharmützel am Lessingtheater« schilderte und damit den Krieg rhetorisch in das Theatergeschehen einband (ebd.).

Die zeit-räumliche Enthebung aus dem Krieg zeigt sich auch im Fall von hoch-offiziellen Einsätzen mit dem Ziel der Propaganda. Auftritte, die sich im geregelten Theaternetzwerk fortsetzten, wurden, selbst wenn sie explizit im Auftrag etwa der

18 Beim »Fähnrich« handelte es sich in der militärischen Rangordnung der k.k. Armee um einen Offiziersanwärter in der Rangklasse der »Offiziere des Soldatenstandes«. In der Berichterstattung des konkreten Beispielfalles wird der Fähnrich als »Offizier« tituliert.

19 Ähnlich zu Krauß und Barnay hebt auch Kortner die externe Kraft hervor, die ihn vor dem Militärdienst bewahrte. Anders als seine Kollegen* spricht Kortner aber sehr offen die Angst an, die er davor hatte, an die Front verlegt zu werden (Kortner 1991, 262-264).

Heeresleitung erfolgten, nicht mehr als Kriegsdienst interpretiert. Die Schauspielerin Tilla Durieux fuhr nach Brüssel und damit ins besetzte »Ausland«. Sie freute sich, wieder reisen zu können und in der »schönen Stadt« Bekannte wiederzusehen (Durieux 1954, 196). Jegliche Reflexion eines Auftritts im besetzten Gebiet unterblieb.

Berichte darüber, wie sich der Kriegsallday im Privatleben gestaltete, sind selten. Die Sorgen des täglichen Lebens wurden kaum geschildert; eventuell auch weil sich die Schreibenden trotz aller Herausforderungen als privilegiert empfanden. Eine der wenigen Ausnahmen stellte die Schauspielerin Tilly Wedekind dar, die mehrfach auf die Schwierigkeiten verwies, die ihr die Besorgung von Heizmaterial im Winter 1916/17 bereitete (Wedekind 1969, 173). Sie berichtete – im Gegensatz zur Mehrheit ihrer Kolleg*innen – grundsätzlich äußerst offen über Probleme, schilderte etwa auch freimütig Familieninterna, was sonst kaum in Autobiographien getan wurde. Tilla Durieux wiederum erinnerte sich besonders stark an die schwierige Lage im Hinblick auf die Versorgung mit Lebensmitteln (Durieux 1954, 218).

Auffallend ist, dass die wenigen erhaltenen Zeugnisse von Frauen* stammen. Die Versorgung des Haushalts und der Kampf an der Heimatfront entsprachen dem geforderten Ideal und schließen damit wiederum den Kreis der Geschlechterdichotomien.

Schlussgedanken

An der äußerst heterogenen Gruppe der Schauspieler*innen werden die Ambivalenzen deutlich, die »Krieg und Geschlecht« in ihrer Wechselwirkung hervorbrachten. An ihnen können die vergeschlechtlichten Erwartungen abgelesen werden, die an Personen herangetragen wurden, die als abseits der hegemonialen Geschlechternorm stehend interpretiert wurden. Parallel-gegenläufige Entwicklungen sind feststellbar: Einerseits eröffneten die »Notwendigkeiten« des Krieges neue Geschlechterräume, die aber andererseits zu massiven Gegenreaktionen führten, die auf eine Wiederherstellung der Vor-/Kriegsgeschlechterordnung abzielten. Das Theater bestätigt damit in gewisser Hinsicht das in der Forschung vieldiskutierte Konzept der »Doppelhelix« (Hämmerle 2014c), welches häufig in Untersuchungen der allgemeinen Lebens- und Arbeitswelt verwendet wird.

Schauspielerinnen* gelang es auf der einen Seite, in Räume vorzudringen, die außergewöhnlich waren. Auf der anderen Seite wurden durch die starke Bezugnahme auf den Faktor der »Care«-Tätigkeit Rollenbilder der sorgenden, sich kümmernden Frau* bedient und bestärkt, die eine Bestätigung schauspielerischer Weiblichkeit hervorbrachten, die den arbeitenden Künstlerinnen* sonst abgesprochen wurde. Darstellende Künstler* standen vor noch größeren Herausforderungen. Von jenen im aktiven Kriegsdienst haben sich kaum Berichte erhalten (vielleicht fürch-

teten auch sie, wie die Frauen* im Pflegedienst, dem Verdacht der Werbetätigkeit anheim zu fallen). Meist stand in den Memoiren von Schauspielern* und Sängern* die berufliche Tätigkeit im alleinigen Fokus der Aufmerksamkeit.

Der Heterochronotop des Theatersystems zeigte bei Schauspieler*innen unabhängig von ihrem Geschlecht Auswirkungen: Ihr »Auftritt« in der »realen Welt« des Kriegs rief massive Irritationen hervor. Das Dasein als darstellende Künstler*innen markierte in der Selbst- wie auch der Fremdwahrnehmung eine Sonderstellung – eine Position, die »außerhalb von Raum und Zeit« auch des umfassenden Kriegsgeschehens lag, dessen Präsenz dennoch fast übermächtig spürbar war.

Quellenverzeichnis

Die zeitgenössischen Medienberichte wurden im Text jeweils in vollem Umfang zitiert und werden daher an dieser Stelle nicht nochmals angeführt.

Barnay, Paul: Mein Leben 1884-1953, (maschinschriftliche Memoiren), o. O. o.J.

Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger (Hg.): Deutsches Bühnen-Jahrbuch (Bisher Neuer Theater-Almanach), 26. Jahrgang, Berlin 1915, S. 603-629.

Gerzhofer, Camilla: Pflegerinnen (ein Brief an den Herausgeber) [1914], in: von Janischfeld, Erwin (Hg.): Der Krieg. Gedanken und Bilder aus großer Zeit, Wien/Leipzig o.J., S. 85-88.

Kortner, Fritz: Aller Tage Abend. Autobiographie, [Erstausgabe 1959] Berlin 1991.

Krauss, Werner: Das Schauspiel meines Lebens. Einem Freund erzählt, Stuttgart 1958.

Nebelthau, Otto: Die Schauspielerin: ein Theaterroman, Stuttgart 1939.

von Janischfeld, Erwin: Erlebnis, in: Ders. (Hg.): Der Krieg. Gedanken und Bilder aus großer Zeit, Wien/Leipzig o.J., S. 53-56.

Waldemar, Richard: o. T., in: von Janischfeld, Erwin: Erlebnis, in: Ders. (Hg.): Der Krieg. Gedanken und Bilder aus großer Zeit, Wien/Leipzig o.J., S. 60f.

Wedekind, Tilly: Lulu – die Rolle meines Lebens, Zürich 1969.

Wegener, Paul: Flandrisches Tagebuch 1914, Berlin 1933.

Literaturverzeichnis

Assmann, Aleida: Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne, München 2013.

- Balme, Christopher: Stadt-Theater: Eine deutsche Heterotopie zwischen Provinz und Metropole, in: Dogramaci, Burcu (Hg.): Großstadt – Motor der Künste in der Moderne, Berlin 2010, S. 66-76.
- Baumeister, Martin: Kriegstheater. Großstadt, Front und Massenkultur 1914-1918, Essen 2005.
- Dietze, Gabriele/Haschemi Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice: Intersektionalität und Queer Theory, online: www.portal-intersektionalität.de (15.7.2020).
- Durieux, Tilla: Eine Tür steht offen. Erinnerungen, Berlin 1954.
- Fillafer, Franz-Leander: Imperium oder Kulturstaat? Die Habsburgermonarchie und die Historisierung der Nationalkulturen im 19. Jahrhundert, in: Ther, Philipp (Hg.): Kulturpolitik und Theater. Die kontinentalen Imperien in Europa im Vergleich, Wien/Köln/Weimar 2012, S. 23-53.
- Forster, Rudolf: Das Spiel mein Leben, Berlin 1967.
- Foucault, Michel: Andere Räume, in: Barck, Karl-Heinz (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik, Leipzig 1992, S. 34-46.
- Frevort, Ute: Das Militär als Schule der Männlichkeiten, in: Brunotte, Ulrike/Herrn, Rainer (Hg.): Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900, Bielefeld 2008, S. 57-76.
- : Wehrpflicht. Schule der Gewalt, in: ZEIT Geschichte 4 (2018), <https://www.zeit.de/amp/zeit-geschichte/2018/04/wehrpflicht-deutschland-soldaten-buergerdienst-militaer> (8.11.2020).
- Granach, Alexander: Da geht ein Mensch. Lebensroman eines Schauspielers, [Ersch. 1945] München/Berlin 1973.
- Grotjahn, Rebecca/Schmidt, Dörte/Seedorf, Thomas (Hg.): Diva – Die Inszenierung der übermenschlichen Frau. Interdisziplinäre Untersuchungen zu einem kulturellen Phänomen des 19. und 20. Jahrhunderts, Schliengen 2011.
- Hämmerle, Christa: Geschlechtergeschichte/n des ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn. Eine Einführung, in: Dies. (Hg.): Heimat/Front. Geschlechtergeschichte/n des ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn, Wien/Köln/Weimar 2014a, S. 9-25.
- : Wäsche für Soldaten. Die Mobilisierung des weiblichen Handarbeitens, in: Dies.: Heimat/Front. Geschlechtergeschichte/n des ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn, Wien/Köln/Weimar 2014b, S. 105-137.
- : Krank, feige, muthlos... »Eine Krise der Männlichkeit« nach dem Ersten Weltkrieg?, in: Dies.: Heimat/Front. Geschlechtergeschichte/n des ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn, Wien/Köln/Weimar 2014c, S. 183-201.
- Hagemann, Karen: Frauen, Nation und Krieg: Die Bedeutung der antinapoleonischen Kriege für die Bedeutung der Geschlechterordnung – Geschichte, Nachwirkung und Erinnerung, in: Aschmann, Birgit/Stamm-Kuhlmann, Thomas (Hg.): 1813 im europäischen Kontext, Stuttgart 2015, S. 217-240.

- : Militär, Krieg und Geschlecht: Ein Kommentar zur Militärgeschichtsschreibung in der MGZ, in MGZ 76/Sonderbeilage (2017), S. 175-184.
- Halberstam, Judith: *In a Queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives*, New York/London 2005.
- Hausen, Karin: »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Conze, Werner (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, 363-393. Nachdruck in: Hark, Sabine (Hg.): *Dis/kontinuitäten: feministische Theorien*, Wiesbaden 2007, S. 173-196.
- Hunt, Lynn: *Measuring Time, Making History*, Budapest/New York 2008.
- Jannings, Emil: *Theater. Film. Das Leben und ich*, Berlin/Darmstadt 1951.
- Köhne, Julia B./Lange, Britta: Mit Geschlechterrollen spielen. Die Illusionsmaschine Damenimitation in Front- und Gefangenentheatern des Ersten Weltkriegs, in: Köhne, Julia B./Lange, Britta/Vetter, Anke (Hg.), *Mein Kamerad die Diva. Theater an der Front und in Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs*, (Begleitbuch zur Ausstellung), München 2014, S. 25-64.
- Krivanec, Eva: *Staging War. Theatre 1914-1918*, in: Daniel, Ute u.a. (Hg.): 1914-1918.online. *International Encyclopedia of the First World War*, issued by Freie Universität Berlin 2014, https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/staging_war_theatre_1914-1918 (27.05.2021).
- : *Kriegsbühnen. Theater im Ersten Weltkrieg*, Berlin u.a. 2012.
- Landwehr, Achim: *Alte Zeiten, Neue Zeiten. Aussichten auf die ›Zeit-Geschichte‹*, in: Ders. (Hg.): *Frühe Neue Zeiten. Zeitwissen zwischen Reformation und Revolution*, Bielefeld 2012, S. 9-40.
- Lutz, Helma/Herrera Vivar, María Teresa/Supik, Linda (Hg.): *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*, 2. Aufl., Wiesbaden 2013.
- Munn, Nancy D.: *Excluded Spaces: The Figure in the Australian Aboriginal Landscape*, in: *Critical Inquiry* 22 (1996) 3, S. 446-465.
- Rachamimov, Iris: Er war für die Gefangenen, was er darstellte. Geschlechtertransgressionen in Kriegsgefangenenlagern des Ersten Weltkriegs, in: Köhne, Julia B./Lange, Britta/Vetter, Anke (Hg.), *Mein Kamerad die Diva. Theater an der Front und in Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs*, (Begleitbuch zur Ausstellung), München 2014, S. 115-128.
- Rachamimov, Alon: *The Disruptive Comforts of Drag: (Trans)Gender Performances among Prisoners of War in Russia, 1914-1920*, in: *The American Historical Review* 111 (2006) 2, S. 362-382.
- Rieken, Bernd: *Ethnopschoanalyse und Gegenübertragung im Kontext der Volkskunde/Europäischen Ethnologie*, in: Reichmayr, Johannes (Hg.): *Ethnopschoanalyse revisited. Gegenübertragung in transkulturellen und postkolonialen Kontexten*, Gießen 2016, S. 390-407.

- Sonnleitner, Ute: Moving German Speaking Theatre: Artists and Movement 1850-1950, in: *Journal of Migration History* 2 (2016) 1, S. 93-119.
- : Von heterochronotopen Arbeits-Räumen und Frei-Zeiten. Mußestunden und -räume darstellender Künstler*innen, in: Wilke, Inga/Dobler, Gregor/Tauschek, Markus/Vollstädt, Michael (Hg.): *Produktive Unproduktivität. Zum Verhältnis von Arbeit und Muße*, Tübingen 2021, S. 279-301.
- Walgenbach, Katharina: Intersektionalität – eine Einführung, www.portal-intersektionalität.de (30.7.2020).

Gegenbilder zu weiblichen Opferfiguren in der Figuration afrikanischer Bürgerkriege

Messan Tossa

Die destruktiven Auswirkungen innergesellschaftlicher Gewaltexplosionen zeigten sich am stärksten in der Gewaltprivatisierung seit dem Ende des Kalten Krieges. In der sogenannten »Dritten Welt« nehmen innerstaatliche Konflikte häufig die Form von Bürgerkriegen an. Diese spielen sich meistens in sozialen Konstellationen ab, in denen patriarchale Reflexe früherer Modernisierungsschübe überdauern. Die Auflösung von Staatsstrukturen geht mit der Renaissance vormoderner Reflexe einher, wobei eine progressive Konzeption der Geschlechterrollen angesichts neuer Machtverhältnisse in Frage gestellt wird. Der Kollaps sozialer, politischer und genderspezifischer Schutzinstrumente konfrontiert Frauen mit den schrecklichsten Verheerungen. Das systematische Auftreten sexualisierter Gewalt, wie man sie auf den Schauplätzen afrikanischer Bürgerkriege erlebt, erfolgt oft in einem Kontext, in dem die Staatsmacht ihr Gewaltmonopol verliert und es nicht mehr vermag, die Bevölkerung gegen militärische Gruppierungen aller Art zu schützen. Die hohe Relevanz identitärer Zugehörigkeit bei Akteuren afrikanischer Bürgerkriege führt oft zu Versuchen der Ausrottung anderer Gruppen. Es ist die zentrale, reproduktive Rolle der Frauen, die sie zur Zielscheibe sexualisierter Gewalt macht. Sexualisierte Gewalt an Frauen fungiert als Waffe gegen deren reproduktive Funktion immer dort, wo ein Zugriff auf die Männer nicht möglich ist. Diese Situation führt zu einer Wandlung der Beziehung zwischen Frauen und Militär in innerstaatlichen Konflikten. Angesichts der zunehmenden Vulnerabilität von Frauen in afrikanischen Bürgerkriegen entwickeln diese Widerstandsstrategien. Infolgedessen geht meine Argumentation davon aus, dass die aktive Beteiligung von Frauen an den Bürgerkriegen zu einer Erweiterung der Handlungsräume und -möglichkeiten derselben führt und die Vorstellung einer reinen Opferrolle von Frauen untergräbt.

Der vorliegende Artikel setzt sich mit der Wandlung des Konnexes Gender und Krieg auf den Schauplätzen afrikanischer Bürgerkriege und dessen journalistische sowie wissenschaftliche Rezeption auseinander. Ferner wird dieser Wandel exemplarisch in den Romanen »Allah muss nicht gerecht sein« von Ahmadou Kourouma und »Hundert Tage« von Lukas Bärfuss verortet, die das Phänomen jeweils aus afrikanischer und europäischer Perspektive fiktionalisieren.

Frauen im Krieg in der globalen Militärgeschichte

Als Archetyp westlicher Kriegsepen steht die homerische Kriegsdichtung unter der Dominanz patriarchaler Vorstellungen, wonach Helena und ihre Schwester Klytāimnestra weit entfernt von den Kriegshandlungen blieben. Diese paradigmatische Figuration des Krieges tradiert die Überbewertung des Männlichen im Kriegseinsatz und schließt das Weibliche von dem martialischen Raum aus. Diese vergeschlechtlichte Konzeption verweist auf die vermeintliche Schutzbedürftigkeit weiblicher Tugenden. Ein solches Motiv findet sich noch in den Duellkämpfen zur Verteidigung der Frauenehre in der europäischen, bürgerlichen Kultur voriger Jahrhunderte. In modernen Kriegen übersetzt sich diese Tradition ins Symbolische. An die Stelle der Geliebten, für deren Schutz und »Frauenehre« leidenschaftlich gekämpft wurde, trat im 19. Jahrhundert die Nation. Folgerichtig wurden Frauen im Ersten Weltkrieg Rollen zuerkannt, die an der »Heimatfront« situiert waren. Sie übernahmen nach und nach Aufgaben, die die Männer wegen des Kriegseinsatzes nicht erfüllen konnten. Ferner galten sie auch als hilfsbereite Krankenschwestern, die die Leiden der Kriegsverletzten lindern sollten. Im Ersten Weltkrieg »waren ca. 92.000 Krankenschwestern und Hilfsschwestern im Einsatz« und »erstmalig wurde die Krankenpflege vor allem durch das Rote Kreuz in das Heeressanitätswesen eingebunden und somit professionalisiert. Bereits im 19. Jahrhundert rekrutierte das Rote Kreuz Krankenschwestern, somit entwickelte sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg das ideologisch überhöhte Bild der mütterlich-sorgenden Schwester« (Vollhardt 2016, 113).

Dies bestätigt eine vergeschlechtlichte Rollenverteilung beim Militär, auch wenn europäische Nationalepen auf Kriegsheldinnen hinweisen, wie die französische Jeanne d'Arc (vgl. Gillespie 2018) oder die britische Bouddica (vgl. Fraioli 2005). Wenn weibliche Kämpfer in Kriegshandlungen involviert waren, so stand ihr Einsatz im Zeichen der Abnormität, obwohl der Mythos der Amazone variierte Formen in der Militärgeschichte verschiedener Kulturen einnimmt. Die weibliche Elitetruppe des Königreiches Abomey an der ehemaligen Sklavenküste zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert, die WAAAF (Women's Auxiliary Australien Air Force), die Women's Royal Air Force und die sogenannten »Nachthexen« verkörperten eine Tradition des weiblichen Kriegsheldentums, deren Ruhm durch die patriarchale Ausrichtung der globalen Militärhistorie überschattet wurde. Die ambivalente Beziehung zwischen Frauen und Kriegswesen in der globalen Militärgeschichte reflektiert Hagemann (1998, 35f.), wenn sie bekennt, dass Frauen »als Kriegerinnen bzw. Soldatinnen in Männerkleidern [...] zwar nur eine Ausnahmeerscheinung [waren]«. Für Hagemann gab es »solche ›Amazonen‹ und ›Heldenjungfrauen‹ im Verlauf der Geschichte immer wieder [...]. Frauen waren in der Praxis im System der Söldnerheere wie der stehenden Heere wichtig für deren Reproduktion. Auch unter den Bedingungen einer allgemeinen Wehrpflicht wurde ihnen

eine (kriegs)notwendige Bedeutung für die Produktion wie die Reproduktion der ›Nation in Waffen‹ zugeschrieben«. Ferner notiert sie, dass »die aktive Integration der Frauen Voraussetzung für die individuelle ›Wehrhaftigkeit‹ der Männer wie für die kollektive ›Kriegsfähigkeit‹ dieser ›Nation‹ war.«

Die folgenden Entwicklungen des kriegerischen Konzepts im 20. Jahrhundert tradieren die marginale Position von Frauen in der Kriegsführung. Mit evidenter Verzögerung wurden Frauen in westlichen Heeren aufgenommen und als Mitglieder militärischer Einheiten eingesetzt. Auf der Webseite der Bundeswehr heißt es: »Bis 2001 war das undenkbar. Zwar konnten sich Frauen schon auf freiwilliger Basis im Militärmusikdienst oder im Sanitätsdienst verpflichten, doch durften sie nicht bei der kämpfenden Truppe dienen. Erst ein Urteil des Europäischen Gerichtshofes im Jahr 2000 öffnete ihnen uneingeschränkt alle militärischen Laufbahnen.«

Die männliche Ausrichtung der globalen Militärgeschichte, die die Frauen in die Kategorie der Kriegsoffer versetzt, gerät ins Wanken.¹ Das, was damals als Randerscheinung und schreckliche Verwerfung des Zweiten Weltkrieges wahrgenommen wurde, entwickelte sich zu einer Kriegstaktik in den Bürgerkriegen der 1990er Jahre. Im Gegensatz zum Krieg, den Lützeler (2009, 29f.) als »Zerstörung friedlicher Kommunikation und Annäherung« definiert, gilt der Bürgerkrieg als »jene[r] Zustand in einem politischen Gemeinwesen [...], in dem die legitime Regierungsmacht geschwächt oder gar zusammengebrochen ist.« Dies geht mit einer vielschichtigen Brutalisierung des öffentlichen Lebens einher, wobei Mord, Gewalt und Zerstörung den Inhalt des gesellschaftlichen Austausches dominieren. Dieser Inhalt steht in engem Zusammenhang mit dem Geschlecht der Akteure, wobei weibliche Opfer eben meist mit sexualisierter Gewalt konfrontiert sind. Die Psychiaterin Amra Delic betont beispielsweise die Systematisierung der sexualisierten Gewalt an Frauen im jugoslawischen Bürgerkrieg der 1990er Jahre:

»Meine Patientinnen bestätigen, dass die Taten systematisch passierten und oft angeordnet wurden. Es ist bekannt, dass viele Vergewaltigungen Massenvergewaltigungen waren, öffentlich, auf der Straße, in Nachbarschaften, wo die Nachbarn, die Familie, der Ehemann, die Verwandten sehen konnten, wie eine Frau vergewaltigt wurde. Der Report sagt, die Strategie diene dazu, in der ethnischen Gruppe Angst zu verbreiten, damit sie flüchtete. Vergewaltigung als Werkzeug für ethnische Säuberung« (Müser 2021).

1 Diese Thematik bildet in der deutschen Literatur der 1990er Jahre eher ein Randthema, wie in den Romanen »Die Mittagsfrau« von Julia Franck (1970), oder »Der Verlorene« von Hans Ulrich Treichel (1998). Vgl. Ingo von Münch, (2009). Der Titel lautet: »Frau, komm. Die Massenvergewaltigungen von deutschen Frauen und Mädchen 1944/1945«.

Im Übrigen passt auch der Bürgerkrieg in Jugoslawien in die Kategorie militärischer Staatsimplosionen, wobei das Verhältnis der verschiedenen Akteure Ähnlichkeiten mit den meisten afrikanischen Bürgerkriegen aufweist. Bürgerkriege im globalen Zeitalter sind »nicht lediglich [...] innenpolitische Angelegenheiten des Einzelstaates, in dem sie stattfinden, sondern aufs Vielfältigste mit globalen Entwicklungen und Akteuren verknüpft« (Lützel 2009, 25). Sie spielen sich vorwiegend in Städten ab und die Abwesenheit klar definierter Frontlinien rücken Zivilisten und Frauen in den Mittelpunkt der Kriegshandlungen. Über die Systematisierung der sexualisierten Gewalt in Sierra-Leone zur Zeit des Bürgerkrieges wurde das Folgende berichtet: »war-related sexual violence experiences perpetrated by armed combatants (primarily RUF) are, indeed, widespread among IDPs [Internally displaced Persons] in Sierra Leone. Approximately one of every eight household members (13 %) reported one or more incidents of war-related sexual violence« (PHR 2002, 2). Laut dieser Studie, »nine percent (94/991) of respondents reported war-related sexual violence. A striking 53 % of respondents reporting 'face to face' contact specifically with RUF forces reported experiencing sexual violence, compared to less than 6 % for any other combatant group. One third of the women who reported sexual violence reported being gang raped« (PHR, ebd.).

Aus militärhistorischer Perspektive geht Bürgerkriegen in der sogenannten »Dritten Welt« eine mehr oder wenig lange Periode der politischen Stabilität voran, die durch die Bildung von Nationalarmeen gekennzeichnet ist. In diesem Kontext wird der von Herfried Münkler (2004) herausgearbeitete westliche Prozess des Überganges von Söldnerheeren zu Nationalarmeen umgekehrt. Die Tradition von Nationalarmeen in afrikanischen Ländern beruht jedoch vor allem auf der Erbschaft der kolonialen Moderne. Die partielle oder vollständige Auflösung der aus der Kolonialzeit geerbten Staatsarmee bringt das Auftauchen paramilitärischer Gruppen mit sich, deren Kriegstaktik den militärpolitischen Konstellationen von Söldnerheeren aus dem Dreißigjährigen Krieg ähnelt. Ein paar Dekaden früher stützten sich die Staatsarmeen in ehemaligen afrikanischen Kolonien auf eben jene patriarchale Gesinnung, wonach Frauen als kampfuntauglich galten. Auch die militärischen und polizeilichen Sicherungen der Territorien reproduzierten die patriarchale Rollenverteilung, sodass Frauen per se als ungeeignet für militärische Einsätze eingestuft wurden. Gobbichi (2002, 2017) meint: »The military spirit has always been defined, down through the centuries and in light of its code as an environment more suitable for men than women.« Ferner erwähnt er Faktoren, die diesen Standpunkt erklären: »Moreover, other aspects have contributed to this view: the rationality which characterises the armed forces, both in structure: and in procedures, the importance of results, considering its members simply as means to an end, the strictness of procedures, the negative attitude towards change and a somewhat conservative behaviour« (ebd.).

Erst infolge der Aufnahme von Frauen in die Truppen westlicher Armeen kommt die Vorstellung des Militärs als exklusiv männliche Institution auch in vielen afrikanischen Nationalheeren ins Wanken. In den jüngeren, globalen militärischen Auseinandersetzungen greifen immer mehr Frauen zu Waffen. Dies erfolgte entweder durch ihre Einbeziehung in Staatsarmeen oder durch den Zwang, in Krisensituationen klassisch männliche Verantwortungen des Familienschutzes zu übernehmen. Politisch-militärische Krisensituationen und defizitäre Schutzmechanismen gegen bewaffnete Gruppen zwingen Frauen zu Abwehrstrategien. Um die Abwesenheit der Männer auszugleichen und deren Schutzrolle zu übernehmen, greifen Frauen zu Waffen und schützen sich und ihre Kinder vor bewaffneten Feinden.

Soziale und militärpolitische Auflösungen von Staatsstrukturen führen in vielen »peripheren« Ländern zur Revision patriarchaler Konstrukte beim Militär. Nicht nur konventionelle Staatsarmeen, sondern auch asymmetrische Kampfgruppen revidieren die klassische Konzeption von Gender und Militär. Man denke nur an den Fall der Yezidi-Frauen in Nahost, die gegen Soldaten des sogenannten Islamischen Staates in Syrien und Irak zwischen 2014 und 2016 kämpften. Dieser massive Einsatz von Frauen in einem Krieg, der in den globalen Kampf gegen den islamistischen Terrorismus eingebettet ist, steht im Zeichen einer weltweiten, weiblichen Resilienz auf den Schauplätzen innerstaatlicher Kriege der sogenannten »Dritten Welt«. Die Vergeschlechtlichung der Kriegstaktik unter anderem in afrikanischen Gesellschaften resultiert zum größten Teil aus dem Gefühl des Ausgeliefertseins angesichts unkonventioneller Kriegshandlungen, denen vorwiegend Kinder und Frauen zum Opfer fallen. Für Münkler (2004, 40) ist »die gegen die Zivilbevölkerung ausgeübte Gewalt der neuen Kriege [...] eine Gewalt gegen Frauen«.

In dieser Situation entwickeln Frauen spezifische Abwehrstrategien und beteiligen sich aktiv am Kampf ums Überleben. Dieses Motiv findet sich häufiger in Kouroumas Roman »Allah muss nicht gerecht sein«. In seiner Dokumentierung der Bürgerkriege in Liberia und Sierra-Leone der neunziger Jahre inszeniert Ahmadou Kourouma weibliche Figuren, die nicht mehr als Opfer der Kriegshandlungen auftreten. Dieser Paradigmenwechsel wird an der Figur Marie Beatrice aufgezeigt:

»Marie Beatrice war die Oberin des größten religiösen Zentrums von Monrovia, als der Stammeskrieg die Hauptstadt erreichte. Das Bistum schickte zehn Soldaten und achtzehn Kindersoldaten, die von einem Hauptmann kommandiert wurden und das Zentrum schützen sollten. Kaum hatte der Hauptmann seine Leute aufmarschieren lassen, da tauchten Plünderer auf und griffen das Zentrum an. Die verteidigenden Soldaten verfielen in Panik und ließen sich überrennen. Ungestört können sich die Plünderer alle heiligen Gegenstände unter den Nagel reißen. Da geriet Marie Beatrice in Wut, sie warf ihre Flügelhaube ab, riss einem Soldaten

die Kalaschnikow aus der Hand, warf sich zu Boden und fing an zu schießen. Fünf Plünderer mähte sie nieder, und die anderen machten sich eilig aus dem Staub. Von diesem Zeitpunkt an nahm die heilige Marie Beatrice die Verteidigung des Zentrums selbst in die Hand, in ihre eiserne Hand« (Kourouma 2000, 140).

Mit der Geschichte von Marie Beatrice reflektiert Kourouma, wie eine Figur von der Position einer frommen Nonne zu einer furchtlosen Kämpferin übergeht. Das Schicksal der Figur Marie Beatrice grenzt sich von demjenigen der Kindersoldatinnen ab, die auch in die ambivalente Position von Tätern und Opfern geraten. Dies veranschaulicht der autobiographische Roman »Sie nahmen mir die Mutter und gaben mir das Gewehr« von China Keitetsi (2003), in dem die Protagonistin ihre Erfahrung als Kindersoldatin bei einer Rebellengruppe in Uganda wiedergibt. Über die Zwangsrekrutierung hinaus können Frauen und Mädchen als sexuelle Objekte für männliche Kämpfer fungieren. Dies lässt erahnen, welche unterschiedlichen Formen die Ausbeutung von Frauen im Bürgerkrieg annehmen kann. Daher wird die Darstellung weiblicher Figuren im afrikanischen Kriegsroman durch Opferfiguren dominiert. Dies entspricht auch dem Gesicht der »Neuen Kriege« (Mary Kaldor), in denen Frauen und Kinder der Willkür erbarmungsloser Kriegsherren unterliegen. Über den identitären Gehalt der Kriegshandlungen hinaus erklärt sich die besondere Animosität den Frauen gegenüber dadurch, dass die meisten Kämpfer afrikanischer Bürgerkriege stark patriarchal geprägt sind. Mangelnde Bildung und eine wenig ausgeprägte demokratische Kultur erschweren zusätzlich das Verständnis von Menschenrechten und Geschlechtergleichberechtigung bei den Kämpfern. Münkler (2004, 153) erklärt, »da es in Gesellschaften mit über 50 Prozent Jugendarbeitslosigkeit vor allem die männlichen Jugendlichen und junge Männer sind, die tagtäglich ihre soziale Marginalisierung unter den Bedingungen des Friedens erfahren müssen, wird die Bereitschaft, sich durch exzessive Gewalt bevorzugt gegen Frauen Machterlebnisse zu verschaffen und so die Demütigungen des Alltags zu kompensieren, wohl kaum nachlassen.«

Auf diese Weise kann die zynische Neigung von Bürgerkriegskämpfern, Frauen physisch, psychologisch und sexuell auszubeuten, erklärt werden. Daher dominiert in der literarischen Dokumentation dieser Kriege das Leitmotiv von weiblichen Figuren als Opfer. Sachliche und fiktive Bücher zu afrikanischen Bürgerkriegen konvergieren mit der Konstruktion der Frau als Opfer männlicher Kriegslust. Dabei werden klassische Schemata der Repräsentation von Frauen im Krieg reproduziert, während dem Mann die Schutzrolle zugeschrieben wird. Diese Konfiguration verträgt sich auch mit einer patriarchalen Rollenverteilung, die den Mann in der Rolle des Kriegers sieht und die Frau in der Rolle der Friedensaktivistin. Dafür spricht die pazifistische Ausrichtung der westlichen Kulturhistorie, die auf frühere Friedenaktivistinnen wie etwa Käthe Kollwitz und Bertha von Suttner verweist. Der Rückfall in vormoderne Denkmuster bringt patriarchale Reflexe mit sich, die

Frauen nicht nur in genderspezifische Rollen versetzen, sondern auch als Opfer von Ausschreitungen porträtieren. Auf den Schauplätzen der afrikanischen Bürgerkriege fallen Frauen den brutalsten Formen der Kriegsführung zum Opfer, da völkerrechtliche Kriegsbestimmungen von privaten Armeen kaum berücksichtigt werden. Kombattanten von Rebellengruppen und Staatsarmeen nutzen das soziale Chaos aus, um eine willkürliche Gewalt gegen die Zivilbevölkerung auszuüben, die meistens Frauen und Kinder trifft. Besonders Frauen sind dabei allerlei Missständen ausgesetzt, die oftmals ein relevantes Echo in journalistischen Berichten, aber auch in der Literaturfiktion finden. Offenkundig wird vorwiegend der Fokus auf Aspekte der sexuellen Ausbeutung gelegt, so auch beispielhaft in folgendem Abschnitt aus dem Roman »Allah muss nicht gerecht sein«: »Jede Frau, die enthext werden musste, wurde nackt, total nackt unter vier Augen mit Colonel Papa le Bon eingesperrt« (Kourouma 2000, 74).

Die sogenannte »Enthexung« der Frauen wird zum Vorwand einer systematischen Vergewaltigung, die der fiktionale Warlord Papa le Bon ausübte. Übrigens avanciert die sexualisierte Gewalt an Frauen und Mädchen zu einem wiederkehrenden Motiv im Roman: »Eines Tages wurde ein junges Mädchen vergewaltigt und enthauptet zwischen drei Lagern von Minenarbeitern gefunden. Bald stellte sich heraus, dass die Unglückliche Sita hieß und acht Jahre alt gewesen war« (ebd., 188).

Indes greift Kourouma ein Phänomen auf, das sich als Zerrbild innergesellschaftlicher Kriege erweist. Es nimmt konsequent vielfältige Formen an, wie Vergewaltigungen oder forcierten inzestuösen Geschlechtsverkehr, den Hans Christoph Buchs »Black Box Afrika« (2006, 57) in der Aussage eines Überlebenden verdeutlicht: »Ich habe eine Dummheit gemacht. [...] Ich habe meine Schwester vergewaltigt. Vor den Augen der Eltern. Ich musste es tun. Sie [die Hutu-Milizionäre, Anm. M.T.] haben mich dazu gezwungen.« Dass diese Aussage in einer Kriegsreportage vorkommt, belegt die Omnipräsenz der Gewalt an Frauen in afrikanischen Bürgerkriegen. Das bestätigen auch die Berichte von Journalisten, die unter anderem die furchtbaren Folgen der systematischen Vergewaltigung von Frauen in nordöstlichem Gebiet der Demokratischen Republik Kongo schildern. Ein Jahresbericht der UNFPA (2013, 2) »shows that in 10 SGBV [Sexual Gender Based Violence] reported incidents, more than 7 concerned resident populations. However, a relatively high number of Internally Displaced Persons (IDPS) (that is to say 24 % in 2011 against 32 % in 2012) were part of the SGBV survivors reported in South Kivu.« Die Autoren der Studie betonen: »crushing majority (98 % of SGBV reported incidents) of these dishonouring acts are girls and women. Sad enough, more than the third of SGBV survivors are minors aged between 12 and 17 years. In conflict affected areas, average age of SGBV survivors is less than 21 years while it is the opposite in non-conflict affected area (more than 21 years)« (ebd.).

Diese Ausführungen sind Teil eines Narrativs, das die Legitimation für die Durchführung humanitärer Aktionen bildet. Frauen und Kinder gehören demnach

zu den verletzbaren Gruppen, an die Hilfsaktionen aus moralischen Gründen prioritär gerichtet werden müssten. Dies trägt unbewusst zu einer vergeschlechtlichten Kategorisierung der gesellschaftlichen Akteure bei, wobei psychosoziale Vorstellungen dazu führen, Frauen in diesen Bürgerkriegen fast ausschließlich in Opferrollen zu imaginieren. Dafür sorgen auch die existierenden genderspezifischen Konstrukte dieser Gesellschaften, die in manchen Sphären tief verankert sind.

All dies drückt sich in einer spezifischen Vorstellung von Frauen aus, denen per se Vulnerabilität in Bürgerkriegen unterstellt wird. Dieses Darstellungsspektrum von Frauen deckt sich weitgehend mit sexistischen Stereotypen: Wo im Krieg das Heldentum der Männer gelobt und deren Grausamkeit gefürchtet wird, treten Frauen nur noch als Opfer auf, deren Schicksal zu beklagen ist. Dies zeigt dieser Auszug aus dem Roman *Kouroumas* (2000, 190):

»Eines Tages hielt ein Mädchen sich außerhalb des abgegrenzten Geländes auf. Sie hatte ihre Mutter nach Hause begleitet, die zu Besuch gekommen war. Lusterne Kamajoren nahmen die Jagd auf, hielten sie fest und zerrte sie in eine Kakaopflanzung. In der Kakaopflanzung vergewaltigten die Jäger sie im Kollektiv. [...] Schwester Aminata fand das Mädchen in seinem Blut liegend.«

Mit dieser Episode thematisiert Kourouma ein Phänomen, das in den meisten Bürgerkriegen beobachtet wird. Demnach fungieren Frauen und Mädchen als Opfer in einer Situation, die sie auf keinen Fall beeinflussen könnten. Die faktische Dimension des Phänomens betont Phillip Gourevitch (1999) in seinem Werk zum Völkermord in Ruanda »Wir möchten Ihnen mitteilen, dass wir morgen mit unseren Familien umgebracht werden. Berichte aus Ruanda« sowie Clotilde Twagiramariya und Meredith Turshen (1998) in »What Women Do in Wartime. Gender and Conflict in Africa«.

Bürgerkriege des globalen Zeitalters zeichnen sich durch eine Absenz der Front aus, sodass die Kriegshandlungen sich oft in Städten abspielen. Es wird um die Eroberung von urbanen Räumen und Gebäuden gekämpft, was die Zivilbevölkerung zwischen die Fronten der Krigsakteure bringt. Das Vorkommen von Kämpfen im Herzen des sozialen Organismus zwingt die Mitglieder zu alternativen Abwehrstrategien. In einem Kontext, in dem das »Staatswesen die Eingrenzung von Macht und Gewalt durch politische bzw. soziale Institutionen« (Lützel 2009, 31) nicht mehr gewährleisten kann, werden normale Bürger zu Kriegern, weil sie ihre Gemeinschaft schützen wollen. In diesem Kontext wandelt sich auch rasch die »klassische« Rolle der Frauen. So nehmen Frauen in vielerlei Hinsicht Abschied von den ihnen zugesprochenen Rollenbildern, um sich aktiv an den Kriegshandlungen zu beteiligen.

Die Wandlung der Geschlechterrollen in afrikanischen Bürgerkriegen

Paradoxerweise eröffnet die politische Implosion von Staatsstrukturen neue Handlungsräume für Frauen, was oft übersehen wird. Über die tiefgreifende Brutalisierung des öffentlichen Lebens hinaus tragen Bürgerkriege zur Umwälzung starrer patriarchaler Strukturen bei. Dort, wo »nicht nur materielle, auch ideelle Werte, Familienstrukturen und Freundschaften unwiderruflich zerstört [wurden]« (Buch 2006, 107), kollabieren auch die sozialen Institutionen, die die genderspezifischen Konstrukte und Einschränkungen für Frauen reproduzieren. In klassischen Kriegssituationen übernehmen Frauen die Rolle der in den Krieg gezogenen bzw. gefallenen Männer. In den neuen Kriegen, die meistens Bürgerkriege sind, verschiebt sich der Kriegsschauplatz ständig und erreicht die zu Hause gebliebenen Akteure. Dazu zählen Frauen, die sich aus unterschiedlichen Gründen in die Kampfhandlungen einmischen.

In seiner Fiktion des Genozids in Ruanda inszeniert der senegalesische Schriftsteller Boubacar Boris Diop eine Frauenfigur, Jessica, die nicht nur als Spionin hinter der Frontlinie fungiert, sondern auch mit den Rebellen einmarschiert. So legt Diop in den Mund dieser Figur seines Romans »Murambi, le livre des ossements« (Diop 2014, 69) diese Worte: »Pendant la prise de Kigali, j'étais avec nos gars à Robero. On a devancé les autres au sommet de la colline et de là j'ai vu comment on les tirait comme de lapins« [Während der Eroberung Kigalis war ich zusammen mit den Kämpfern in Robero. Wir waren vor den Anderen auf dem Gipfel des Hügels gelangt und von da habe ich gesehen, dass man sie wie Kaninchen schoss, Übersetzung durch MT]. Diese Präsenz der weiblichen Figur an der Front gegen diejenige Armee, die den Genozid an den Tutsi verübt hat, veranschaulicht die Beteiligung von Frauen an afrikanischen Bürgerkriegen. In seiner Dokumentation der Bürgerkriege in Sierra Leone und Liberia enthüllt Kourouma ein vielfältiges Porträt der Kämpfer: Neben Jungen und Männern agieren weibliche Figuren als Kämpferinnen bzw. Führerinnen bewaffneter Gruppen. Ein konkretes Beispiel dafür liefert das Porträt eines weiblichen Warlords: »Der General Barclay, das war eine ulkige Wehrnummer. Eine ulkige Frau, sehr gerecht auf ihre Art. Sie erschoss ohne Unterschiede zu machen, Frauen und Männer, alle Diebe, egal ob sie eine Nadel oder ein Rind gestohlen hatten« (Kourouma 2000, 102). Dieses kontrastierende Bild der kämpfenden Frauen in afrikanischen Bürgerkriegen ist kein Randphänomen. Es fungiert insofern als Leitmotiv in diesem Roman. So tritt dort eine weitere Kämpferin auf:

»[Gabrielle Aminata] hatte sich in diesem verwirrenden Stammeskrieg in den Kopf gesetzt, die Jungfräulichkeit der jungen Mädchen, koste es, was es wolle, zu schützen, bis wieder Frieden in das geliebte Vaterland einkehrte. Die Kalachnikow war ein wichtiger Bestandteil dieser Schutzmaßnahmen, die die Matrone ohne

den Hauch von Mitleid durchführte. Für die Mädchen der Brigade war Gabrielle Aminata so etwas wie eine große Schwester und eine Mutter« (ebd., 188).

Diese Konzeption kämpfender Frauen tritt als Gegenbild zur klassischen Darstellung von Frauen als passive Opfer von Bürgerkriegen auf. Damit verdeutlicht Kourouma einen Wandlungsprozess, der die Beziehung zwischen Krieg und Gender in diesem soziokulturellen Raum umgestaltet. Dieser Wandlungsprozess wird sonst nur am Rande von Kriegsberichten aus diesen Gebieten als marginales Phänomen thematisiert. Kämpferinnen afrikanischer Bürgerkriege operieren vor der Kulisse isolierter Kampfgruppen und können – im Gegensatz zu Soldatinnen regulärer Staatsarmeen – keine Hoffnung auf militärische Auszeichnung hegen. Ihr Schicksal existiert ohnehin nur als Kleinerzählung, die selten in den Mittelpunkt der Bürgerkriegsnarrationen tritt.

Die geringe Resonanz des Phänomens resultiert wahrscheinlich daraus, dass die Einbeziehung von Frauen in diesen Bürgerkriegen nicht intendiert ist. Da der weibliche Einsatz in Privatarmeen oft auf gemeinschaftlichen Kampfgruppen beruht, verfügen die Kämpferinnen über keinen institutionellen Status, im Gegensatz zu Elitekämpferinnen westlicher Armeen. Ihr Einsatz hat das eigene Überleben zum Ziel, erfolgt oft unter Zwang oder in Notsituationen. Ihre Wehrhaftigkeit ist durch den massiven Gebrauch von blanken Waffen in afrikanischen Bürgerkriegen beschränkt. Die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten weiblicher Akteure der Bürgerkriege in Afrika zeigt Lukas Bärfuss' Figur Agathe auf, die sich aktiv an der Massenvernichtung in Ruanda beteiligte. Der Roman »Hundert Tage« von Lukas Bärfuss (2008) legt den Fokus auf den Bürgerkrieg in Ruanda und den damit zusammenhängenden Völkermord. In einer retrospektiven Berichterstattung geht der Autor auf die Erinnerungen des Protagonisten – eines schweizerischen Entwicklungsarbeiters – ein, der Zeugnis über den Bürgerkrieg und Völkermord in Ruanda ablegt. In seiner Analyse des Romans beschreibt Süsselbeck (2013, 389) den Protagonisten als eine Figur, die »den Genozid in Ruanda über die 100 Tage seiner Dauer im Versteck seiner luxuriösen Villa, dem Verdurstungstod knapp entronnen, überlebt hat« und betont dessen »Sprachlosigkeit angesichts eines kaum noch angemessen beschreibbaren Genozids«.

Im Vorfeld des Genozids inszeniert der Erzähler erotische Momente zwischen dem Protagonisten David Hohl und der afrikanischen Figur Agathe, um deren Liebe er bei der Evakuierung der Europäer vor dem Ausbruch des Genozids buhlt. Von seiner ambivalenten Sicht aus erfährt der Leser, wie sich Agathe von einer harmlosen sexgierigen Frau zu einer erbarmungslosen Aktivistin des Genozids entwickelt. David Hohl beschreibt nüchtern diese Metamorphose:

»Sie trug jetzt ausschließlich traditionelle Garderobe; die Caprihose und die schulterfreien Oberteile hatte sie weggeschmissen, auch die Schuhe mit den hohen Absätzen. Sie wollte nicht, dass man sie mit einer *femme libre* verwechselte,

mit einer Langen, einer Feindin der Republik. Es war an der Zeit, sich zu seiner Herkunft zu bekennen, zu seinem Erbe, für das man mit allen erlaubten Mitteln kämpfte. Sie besuchte die Veranstaltungen der Koalition für die Verteidigung der Republik, der Partei ihres Bruders, der radikalsten unter den nicht wenigen radikalen Parteien« (Bärfuss 2008, 132).

Die Wandlung der Figur steht im Zeichen eines generellen Wahns angesichts der wiederholten Angriffe von Tutsi-Rebellen. Agathe entwickelt sich von einer sorglosen jungen Frau in eine erbarmungslose Anführerin genozidaler Milizionäre. Ohne sich direkt an den Kämpfen zwischen der regulären Armee und den Rebellen zu beteiligen, involviert sie sich in ein Programm des Völkermords, das die endgültige Ausrottung der Tutsi zum Ziel hat. Ihre radikal rassistische Gesinnung kommt zum Ausdruck in der Episode des Romans, in der sie die Tutsi-Putzfrau des Protagonisten schadenfroh quält:

»Aber Agathe ließ sich nicht abwimmeln [...], bis sie sich in der Küche ein Glas Milch eingoss, nur um es im nächsten Augenblick auf den gefliesten Boden fallen zu lassen, wo es in tausend Stücke zersprang. Statt sich für das Missgeschick zu entschuldigen, herrschte sie die Haushälterin an, zwang sie die Schweinerei aufzuwischen. Und Erneste gehorchte stumm, ließ sich nichts anmerken, während Agathe daneben stand und sie beschimpfte, meinte, jetzt sei die Kakerlake dort, wo sie hingehöre, auf dem Boden nämlich« (Bärfuss 2008, 135).

Diese Szene illustriert das fortschreitende Bekenntnis Agathes zum Ausrottungsprogramm der Tutsi in Ruanda, das extremistische Hutu-Milizen vollstreckten. Trotz ihres Status als intellektuelle junge Frau beteiligt sie sich an dem Massenmord und gilt am Ende des Romans als »Anführerin einer Miliz« mit einem »Ruf [...], der es vernünftiger [erscheinen] ließ, wenn man sich nicht mit ihr anlegte« (ebd., 203). Obwohl David Hohl die fatale Verwandlung seiner Geliebten in eine herzlose Todesmaschine blind verleugnet, signalisieren Stränge des Romans die unübersehbare Metamorphose auf Grund ihres plötzlich aufkeimenden Interesses an Politik und der eifrigen Beteiligung an Parteiveranstaltungen, die Todesorgien gleichen:

»Brodelnde, wütende Massen, aufgestachelt von hetzerischen Reden aus klirrenden Lautsprechern, betrunken, schwitzend, zornig, in einem fremden Idiom Sprechchöre skandierend, die ich nicht verstand, aber die ganz gewiss nicht zum Frieden aufriefen. [...] Manche trugen Speere, und dann wurden auf der Bühne Lieder angestimmt, und hinterher gab es Fleisch vom Grill und warmes Bier, es war aufregender als jedes Rockkonzert, denn hier ging es um Leben und Tod« (ebd., 133).

Der Entwicklungsgang der Nebenfigur Agathe in Bärfuss' »Hundert Tage« verdeutlicht einen psychosozialen Wandel, der der Marginalisierung von Frauen entgegengläuft. Agathe tritt in diesem Sinne als Gegenbild klassischer afrikanischer Frauenfiguren auf. Früher zeigte sie sich gleichgültig gegenüber der politischen Lage ihres Landes und ihre spätere Verwandlung zu einer kalten Massenmörderin konnte die Erzählfigur kaum begreifen: »Es gab nicht eine Agathe, es gab mindestens ein halbes Dutzend, und wenn ich eine zu fassen kriegte, dann nahm sie auch schon wieder eine andere Form an. Ich konnte ihre Mimik nicht lesen und auch nicht den Tonfall ihrer Stimme; ich sah, sie lachte, aber ihre Worte klangen hart, und oft wenn sie eine komische Geschichte erzählte, wirkte sie traurig« (Bärfuss 2008, 71). Diese buchstäblich »unfassbare Persönlichkeit« der Figur Agathe nimmt die Position einer Intellektuellen ein, die ihr Potenzial in den Dienst eines genozidalen Projekts stellt.

Der Einsatz von Frauen in afrikanischen Bürgerkriegen erscheint als eine Adaptationsstrategie, die aber mit der normalen Entwicklung afrikanischer Gesellschaften zusammenhängt. Der Rückgang patriarchaler Denklinien erfolgt oft in Krisensituationen, für deren Lösung neue Formen des Zusammenlebens erdacht werden müssen. Auf den ersten Blick erschweren Kriegssituationen die Lebensbedingungen der Familien, wovon Frauen besonders stark betroffen sind, weil sie neben den genderspezifischen Einschränkungen unter weiteren Zwängen leiden. Infolge der aus dem Bürgerkrieg resultierenden drastischen Einschränkungen übernehmen Frauen militärische Verantwortung im Rahmen einer gemeinschaftlichen, familiären oder auch privaten Abwehr. Waffenmanipulation ist eine weitere Option, eine gewisse Macht zu generieren, was das Selbstbewusstsein und die Einflussosphäre von Frauen in männlichen Gruppen verstärkt.

Die emanzipatorische Wirkung bleibt jedoch begrenzt. Frauen verbleiben als Kämpferinnen in der Regel unter männlicher Dominanz. Ihr Einsatz kann nicht als gleichberechtigt interpretiert werden, da die strukturellen Elemente des patriarchalen Denkens die Kriegssituationen stark prägen. Daher stehen diese Kämpferinnen im Zeichen einer sich wandelnden Einstellung in einer immer noch männlich dominierten Welt. Ferner muss darauf hingewiesen werden, dass die militärische Implikation von Frauen in diesen Bürgerkriegen Sozialisierungszwecke erfüllen könnte, im Sinne ihrer Integration in wehrfähigen Kategorien mit den damit einhergehenden Privilegien. Definitiv schützt diese Position nicht vor der Anfeindung männlicher Kriegskameraden. Egal, ob in Staatsarmeen oder in bewaffneten Gruppen, die weibliche Selbstbehauptung beim Militär muss immer auch genderspezifische Reflexe männlicher Kriegskameraden überwinden. Dies belegt beispielsweise der hohe »Prozentsatz von sexuellen Übergriffen von männlichen Kollegen, denen weibliches US-Militärpersonal ausgesetzt war« (Prescott 2014, 21).

Fazit

Spezifisch an der Vergeschlechtlichung der Kriegsführung in Afrika ist die unkonventionelle Form der weiblichen Beteiligung. Wenn auch klassische Armeen Frauen rekrutieren, erfolgt dies unter Berücksichtigung kriegs- und völkerrechtlicher Bestimmungen. In innergesellschaftlichen Kriegen dagegen steht der Einsatz von Frauen entweder im Zeichen einer individuellen Resilienz oder von Ausbeutung. Die Beteiligung von Frauen in afrikanischen Bürgerkriegen erscheint als äußerst komplex, zumal diese wahlweise als Ausbeutung, Notwehr oder Emanzipation gedeutet werden kann. Ohnehin ist aber jede sinnvolle Kategorisierung des Einsatzes von Frauen obsolet, solange der informelle Rahmen der weiblichen Kriegsführung dominiert. Diese Bürgerkriege wurden im Westen als Nebeneffekt der Gewaltprivatisierung interpretiert. Diese Einschätzung erschwert, dass das Phänomen in seiner geschlechterspezifischen Dimension erfasst wird. Auch in Romanfiktionen afrikanischer Bürgerkriege wird das emanzipatorische Moment durch die Grausamkeit der Akteure ausgeblendet und das klassische Schema der Frau als Kriegsoffer hat weiterhin Konjunktur. Infolgedessen gibt es auch kaum weibliche Heldenfiguren. Dies liegt offensichtlich am apokalyptischen Deutungsmuster dieser Kriegshandlungen, an denen journalistische Berichte und fiktionale Aufarbeitungen nur das Schrecklichste wahrnehmen wollen oder können.

Primärliteratur

Bärfuss, Lukas: Hundert Tage, Göttingen 2008.

Kourouma, Ahmadou: Allah muss nicht gerecht sein. Aus dem Afrikanischen Französisch von Sabine Herting, München 2002.

Literaturverzeichnis

Buch, Hans Christoph: Black Box Afrika, Springe 2006.

o.A.: Frauen bei der Bundeswehr, <https://www.bundeswehr.de/de/ueber-die-bundeswehr/selbstverstaendnis-bundeswehr/chancengerechtigkeit-bundeswehr/frauen-bundeswehr> (23.03.2021).

Diop, Boubacar Boris: Murambi. Le livre des ossements, Paris 2014.

Gobbichi, Alessandro: »Women in the Italian armed forces: being professional as integration criterion« in: Les Champs de Mars 1 (2002) 11, S. 217-224, <https://www.cairn.info/revue-les-champs-de-mars-ldm-2002-1-page-217.htm> (10.01.2021).

- Hagemann, Karen: »Venus und Mars. Reflexionen zu einer Geschlechtergeschichte«, in: Dies./Pröve, Ralf (Hg.): Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel, Frankfurt a.M. 1998, S. 13-48.
- Münkler, Herfried: Die neuen Kriege, Reinbek b.H. 2004.
- Lützeler, Michael Paul: Bürgerkrieg Global. Menschenrechtsethos und deutschsprachiger Gegenwartsroman, München 2009.
- Müser, Mechthild: Vergewaltigung als Kriegswaffe, Der Körper der Frau – ein Schlachtfeld, https://www.deutschlandfunkkultur.de/vergewaltigung-als-kriegswaffe-der-koerper-der-frau-ein.976.de.html?dram:article_id=338421 (22. 01. 2021).
- Physicians for Human Rights: War-related sexual violence in Sierra-Leone. A population- based assessment, o.O. 2002.
- Prescott, Jody Mailand: »NATO Gender Mainstreaming«, in: Sicherheitspolitische Literatur 32 (2014), S 21f.
- Rapport DM SGBV: Ampleurs des violences sexuelles en RDC et action de lutte contre le phénomène de 2011 à 2012, <https://www.unfpa.org/sites/default/files/jahia-news/documents/news/2013/Rapport%20DM%20SGBV%202011-2012.pdf.Stand> (10.01.2021).
- Süselbeck, Jan: Im Angesicht der Grausamkeit, Göttingen 2013
- Vollhardt, Mascha Marlene: »Die Krankenschwester zwischen Front und Heimat: Figuration der ›Schwester‹ in Suse von Hoerner-Heintzes Mädel im Kriegsdienst. Ein Stück Leben«, in: Gerdes, Aibe-Marlene/Fischer, Michael (Hg.): Der Krieg und die Frauen. Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg, Münster 2016, S. 113-128.

»Ich würde es gerne machen, um einen Mann zu ersetzen«

Industrie-Chemikerinnen in Deutschland im Ersten und Zweiten Weltkrieg

Anna Horstmann

»[I]n den Jahren der imperialistischen Kriege 1917 und 1943 [wurde] die Höchstgrenze des Frauenanteils erreicht«, konstatierten die Leuna-Werke 1953 bei einer Analyse der Entwicklung der Frauenbeschäftigung im eigenen Betrieb. Ihre Feststellung ist ungeachtet der zeitgenössischen DDR-Rhetorik zutreffend: Die Frauenquote unter den Werksangehörigen erreichte während des Ersten und Zweiten Weltkriegs einen Höchststand, »weil in dieser Zeit die Männer für die Interessen der Kapitalisten auf den Schlachtfeldern verbluteten und die Frauen als billige Arbeitskräfte zum Zwecke der Verlängerung des Krieges eingestellt und ausgebeutet wurden« (LASA, Frauenanteil 1917-1953). Frauen mussten an die Stelle der eingezogenen Männer treten, um durch ihre Arbeit in den Rüstungsfabriken das Fortdauern des Krieges zu ermöglichen (Hagemann 2002, 15, 20). Dieser Einsatz als »Reservearmee« in der kriegsrelevanten Chemieindustrie eröffnete hochqualifizierten Frauen wie etwa Chemikerinnen berufliche Handlungsspielräume, die ihnen ohne den jeweiligen Krieg verschlossen geblieben wären. Die Unterstützung der männlich geleiteten Kriegsfrente durch die als weiblich verstandene Heimatfront war unerlässlich, um den Ersten wie den Zweiten Weltkrieg als industrialisierte Kriege führen zu können (Daniel 2014, 120). Die dadurch entstandenen Möglichkeitsräume öffneten sich für Chemikerinnen jedoch nur mit Einschränkungen, sowie auf die Anforderungen und den Zeitraum der Kriege beschränkt.

Auf Grundlage der Theorie der »double helix« nach Margaret und Patrice Higonnet (1987) soll in diesem Beitrag anhand einer qualitativen Studie zu qualifizierter weiblicher Erwerbsarbeit nachvollzogen werden, welche Möglichkeitsräume sich für Chemikerinnen in der deutschen Chemieindustrie durch die Weltkriege eröffneten und inwiefern eine Reetablierung traditioneller Geschlechtervorstellungen nach Kriegsende diese wieder einschränkten. Dabei sollen sowohl strukturelle als auch individuelle Entwicklungen betrachtet werden. Dafür wird zunächst die »double helix« des Krieges näher beschrieben, um sie dann auf die beiden Welt-

kriege und das Beispiel der deutschen Industrie-Chemikerinnen anzuwenden und zu vergleichen. Dafür stützt sich der Beitrag auf umfangreiche Quellenbestände der Unternehmen Ammoniakwerk Merseburg (Leuna-Werke), BASF SE, Ludwigshafen, Th. Goldschmidt AG, Essen, und Merck KGaA, Darmstadt.¹

Die »double helix« des Kriege

»Zur Genesis der Weltkriege gehört der Einsatz der Frau«, stellte Ursula Gersdorff 1969 in ihrem Werk »Frauen im Kriegsdienst« fest, dass sich als erstes explizit mit dem Arbeitseinsatz von Frauen im Ersten und Zweiten Weltkrieg auseinandersetzte. Dieser Einsatz fand jedoch nicht an der Kriegsfront, sondern zu Hause an der sogenannten Heimatfront statt. Durch diese Polarität von Heimat- und Kriegsfront verstärkte sich die dichotome Wahrnehmung der Geschlechter, indem die Kategorien männlich und weiblich komplementär aufeinander bezogen wurden (Krumeich 1997, 12f.). Auf dieser Basis verfestigten sich während der Kriege »unabhängig von den konkreten politischen Verhältnissen und der jeweiligen Verfassung die diskursiv konstruierten Geschlechterdifferenzen und -hierarchien« (Hagemann 1998, 25). Allerdings vergrößerten die Realitäten der Heimatfront zwangsläufig den öffentlichen Handlungsspielraum von Frauen (ebd., 25f.), so auch in der deutschen Chemieindustrie. Dieses Spannungsverhältnis illustrieren Margaret und Patrice Higonnet (1987) mit ihrem Modell der »double helix«. Dem Bild einer Doppelhelix entsprechend beschreibt die Theorie die Veränderung von Geschlechterverhältnissen bei gleichzeitiger Verfestigung der Geschlechtergrenzen, als verflochtene, aber gegenläufige Entwicklung, die während des Ersten und Zweiten Weltkriegs in allen kriegführenden Staaten zu beobachten ist. »This image permits us to look at woman not in isolation but within a persistent system of gender relationships« (Higonnet/Higonnet 1987, 34).

Die Geschlechterordnung der »westlichen« Welt war um die Jahrhundertwende und den Beginn des Ersten Weltkriegs in Bewegung geraten. Das lag zu einem großen Teil an der ansteigenden außerhäuslichen Erwerbsarbeit von Frauen. Zudem durften Frauen ab 1908 regulär an allen deutschen Universitäten studieren und politischen Organisationen beitreten. Die tradierte soziale Trennung, die für Frauen die private und für Männer die öffentliche Sphäre als Tätigkeitsfeld vorsah, wurde damit aufgeweicht und infrage gestellt (Bussemer 1998, 191; Daniel 2014, 116). Der Erste Weltkrieg führte allerdings zu einer erneuten Verfestigung traditioneller

1 Dieser Beitrag basiert auf Ergebnissen meines Dissertationsprojekts »Frauen im Labor. Weiblichkeit und Geschlechterverhältnis in deutschen Chemie- und Pharmaunternehmen von 1900 bis 1990«. Die Dissertation wird durch die Gerda Henkel Stiftung gefördert.

Geschlechtervorstellungen und zu einer »Inkarnation des bürgerlichen Frauenideals des 19. Jahrhunderts« (Thébaud 1995, 38). Als erster »totaler« Krieg bewirkte er eine Massenmobilisierung der gesamten Bevölkerung, von Männern wie Frauen. Erstmals wurde der Begriff der »Heimatfront« geprägt, der eindeutig weiblich konnotiert war und zu propagandistischen Zwecken eingesetzt wurde. Frauen wurden nun als kriegswichtig erachtet, was eine absolute Neuerung seit dem Aufkommen der stehenden Heere darstellte. Der Heimatfront stand die als männlich verstandene Kriegsfront diametral gegenüber. So verengte sich Geschlecht wieder zu einem komplementären Differenzmuster (Bussemer 1998, 191; Daniel 2014, 116f.; Hagemann 2002, 19f.; Krumeich 1997, 12f.; Thébaud 1995, 38, 41f.). Auch wenn das Bild der Frau durch den Krieg eine Wandlung erfuhr, ließ dieser nur eine spezifische Form von Weiblichkeit zu, die eng an die Prämisse der Kriegsunterstützung gekoppelt war (Daniel 2014, 117). Damit eröffneten sich zwar neue Handlungsspielräume für Frauen, jedoch nur in direktem Bezug auf den Krieg. Dessen Anatomie war durch die Dichotomie von Heimatfront versus Kriegsfront eindeutig vergeschlechtlicht. Weibliches Agieren wurde ausschließlich vor dieser Folie interpretiert (Daniel 2014, 121ff.). Karen Hagemann beschreibt dieses Spannungsverhältnis zwischen Wandel und Festschreibung der Geschlechterordnung, also der »double helix«, als ein Grundmuster moderner Kriege. Gerade auf Grund der Erweiterung öffentlicher Handlungsspielräume von Frauen im Zuge der »neuen nationalen Anforderungen eines ›Volkskriegs‹ [...] mußte nach Ende des Krieges versucht werden, die Geschlechterordnung mit allen Mitteln wiederherzustellen, um die als bedrohlich erachtete Erweiterung des öffentlichen Handlungsspielraums von Frauen wieder einzuschränken« (Hagemann 1998, 26).

Erster Weltkrieg

Die Dynamik der sich wandelnden Frauenrollen während des Ersten Weltkriegs zeigte sich in vielfältigen Formen. Der augenfälligste Wandel war die massiv wachsende Zahl von Frauen, die außerhäuslich in der Industrie oder im öffentlichen Sektor tätig wurden (Higonnet/Higonnet 1987, 33). Ohne die Unterstützung der Kriegsfront durch die Heimatfront und die dortige Rüstungsproduktion wäre der Erste Weltkrieg – als erster industrialisierter Krieg – nicht zu führen gewesen. Mit der rasant steigenden Nachfrage nach kriegswichtigen Produkten der Elektro-, Eisen- und Stahl- sowie Chemieindustrie einerseits und der Einberufung männlicher Arbeiter und Angestellter andererseits entwickelten diese Branchen einen verstärkten Bedarf an weiblichen Arbeitskräften (Frevert 2007, 150). Der Frauenanteil ist in diesen Industrien während des Krieges um 319 Prozent gewachsen (Daniel 1989, 43f.). Die Gesamtzahl der erwerbstätigen Frauen erhöhte sich in diesem Zeitraum hingegen nicht überproportional. Die größten Veränderungen ergaben sich

auf dem weiblichen Arbeitsmarkt durch sektorale Verschiebungen: Bedingt durch die Kriegswirtschaft stieg die Zahl der Arbeitsplätze im Industrie- und Dienstleistungssektor an, während die Zahl der beschäftigten Frauen in der Textilbranche, in der Landwirtschaft und als Hausangestellte signifikant zurückging (Frevert 2007, 151).

Die neuen Formen der weiblichen Arbeit führten zu einer verstärkten Präsenz von Frauen in der Öffentlichkeit. Viele Zeitgenoss*innen gewannen durch diese ungewohnte Sichtbarkeit den Eindruck, dass sich durch den Krieg das Wesen der Frauenlohnarbeit rasant und einschneidend verändert habe. Dass der Erste Weltkrieg lange als »Schrittmacher der Frauenemanzipation« (Paulus 2014, 65) betrachtet wurde, ist eng mit dieser neuen Sichtbarkeit verknüpft (Thébaud 1995, 33f.). Plötzlich agierten Frauen im öffentlichen Raum als Schaffnerinnen, Briefträgerinnen oder Schalterbeamtinnen. Sie besetzten vormalige Männerdomänen und leisteten körperlich schwere Arbeit etwa in Rüstungsbetrieben, auf Zechen oder beim Straßenbau (Bussemer 1998, 199; Daniel 2014, 116f.). »Die reinliche Scheidung zwischen Männer- und Frauenarbeit galt nicht mehr, Frauen übernahmen offensichtlich problemlos und willig die Funktionen eingezogener Männer« (Frevert 2007, 152). Die Handlungsspielräume für Frauen vergrößerten sich dadurch in Kriegszeiten. Trotzdem blieb diese neue Form der Weiblichkeit stark limitiert, weil sie gesellschaftlich nur dann Akzeptanz fand, solange Handeln und Arbeiten als kriegswichtig und als lediglich vorübergehend erachtet wurden. In ihrem Auftreten wurden Frauen kritisch bäugt und durch die Gesellschaft moralisch sanktioniert, wenn sie die neuen Räume jenseits der Kriegsnotwendigkeit hinaus zu nutzen schienen und sich dadurch unangemessen verhalten würden (Paulus 2014, 70ff.). Gerade hier zeigt sich besonders anschaulich die »double helix« des Krieges.

Die »Anwesenheit der arbeitenden Frauen« wird zur Gewohnheit

Der Entstehungsprozess der wissenschaftlichen Chemie als eigenständige Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert war, wie Christine Roloff (1992, 202f.) darlegt, eng mit der Abwertung traditioneller weiblicher Heiltätigkeit verbunden. Mit der Verwissenschaftlichung der Chemie konstituierte sich diese als männliche Wissenschaft. Die rasant wachsende Branche entwickelte sich in Deutschland ab den 1860er Jahren bis 1914 zu einer weltweit bedeutenden Großindustrie mit einem kontinuierlich steigenden Bedarf an Arbeitskräften (Kiesewetter 1989, 234). Da Frauen jedoch erst nach der Wende zum 20. Jahrhundert zum Hochschulstudium der Chemie sowie zum Besuch von Chemieschulen zugelassen worden waren, bildeten sie vor dem Ersten Weltkrieg eine absolute Ausnahme in den Laboren der chemischen Industrie (Bussemer 1998, 191; Johnson 1997, 253, 255; Roloff 1992, 205). Erst durch die Einberufung ihrer männlichen Arbeitskräfte sahen sich die meis-

ten Unternehmen nun genötigt, Frauen als Chemikerinnen und Laborantinnen einzustellen.

Bei der BASF wurden vor 1914 zwar weibliche Angestellte in den Büros, nicht aber in den Laboren beschäftigt: »[I]n den Kriegsjahren war die Regel, nur männliches Personal im Laboratorium anzustellen, durchbrochen und verlassen worden; fortan wurden sowohl einzelne Chemikerinnen wie auch eine Anzahl Laborantinnen und Arbeiterinnen übernommen und mit guten Erfolgen beschäftigt« (KA BASF, Chronik 1949), resümierte der BASF-Chemiker Alwin Mittasch den Wandel in der Beschäftigungsstruktur. Auch zeitgenössisch wurde der umfassende Einsatz von Frauen als absolutes Novum wahrgenommen. Darum schrieb die Werkszeitung der BASF im Oktober 1918 auf der Titelseite unter der Überschrift »Die Frau im Kriegsdienst«:

»Wenn uns vor dem Kriege in den Straßen der Anilin-Fabrik ein weibliches Wesen begegnet wäre, so hätte dies allenthalber Aufsehen erregt. Gegenwärtig sind wir jedoch an die Anwesenheit der vielen arbeitenden Frauen und Mädchen in unserem Werke so gewöhnt, daß uns selbst die in Männerkleidern tätige Arbeiterin nicht mehr auffällt. Da jedoch die Frauenarbeit in der chemischen Industrie, wenigstens in dem im Kriege erreichten großen Umfang, voraussichtlich nur eine vorübergehende Erscheinung sein wird, werden unsere Nachkommen uns sicherlich dankbar sein, wenn wir in der Werkszeitung, die viele Leser aufheben und sammeln, einige Bilder vom Kriegsdienste der Frau in der Anilin-Fabrik festhalten« (KA BASF, Werkszeitung 1918).

Der Artikel macht deutlich, dass sich in der chemischen Industrie für Frauen also kriegsbedingt zahlreiche neue Möglichkeitsräume eröffneten und Frauenarbeit zumindest temporär normalisiert wurde. Für die BASF stand fest, dass der Einsatz von Frauen lediglich ein vorübergehendes Phänomen für die Dauer des Krieges sein sollte. Hier zeigt sich bereits die »double helix« des Krieges, da auch in der Chemieindustrie die sich eröffnenden Räume nur auf die Kriegsnotwendigkeit und -zeit beschränkt blieben.

Warnung vor »übertriebene[n] Hoffnungen«

Während die Anzahl der Laborantinnen in den Unternehmen sprunghaft anstieg, waren trotz des deutlichen Arbeitskräftemangels nicht alle Unternehmen bereit, Frauen als Chemikerinnen anzustellen. Mit vier promovierten und zwei diplomierten Chemikerinnen wurden bei der Th. Goldschmidt AG bemerkenswert viele universitär ausgebildete Frauen beschäftigt, während die BASF lediglich eine promo-vierte Chemikerin kurz vor Kriegsende einstellte (KA BASF, Weibliche Akademiker 1992). Im 1916 gegründeten Zweigbetrieb der BASF, dem Ammoniakwerk Merse-

burg (Leuna-Werke), war keine Chemikerin anzutreffen (LASA, Intelligenz 1915-1952). Bei Merck wurden während des Krieges jeweils zwei Chemikerinnen und Hilfschemikerinnen angestellt, welche aber wohl nicht promoviert waren (A Merck, Personalkarten). Hier wird bereits ein erstes Konfliktfeld deutlich: Da die Bezeichnung »Chemiker*in« nicht geschützt war, verstand man unter einem männlichen Chemiker in der Regel einen promovierten Universitätsabsolventen; Frauen konnten sich allerdings bereits nach Abschluss eines wenige Wochen dauernden Kurses in der Nahrungsmittelchemie ebenfalls Chemikerin nennen. Schon vor Kriegsausbruch gab es deshalb große Distinktionsbedürfnisse und Abgrenzungsversuche seitens des nahezu ausschließlich aus männlichen Mitgliedern bestehenden »Vereins Deutscher Chemiker« (VDCh) (Roloff 1992, 205). Obwohl die wenigen Frauen, die während des Ersten Weltkriegs in den untersuchten Unternehmen eine Anstellung fanden, alle promoviert waren oder zumindest ein Diplom abgelegt hatten,² versuchte die Standesvertretung der Chemiker weiterhin den beruflichen Status der Chemikerinnen abzuwerten – unabhängig von deren tatsächlicher Ausbildung. Zudem unternahm der VDCh trotz der überschaubaren Anzahl an Anstellungen von Chemikerinnen große Anstrengungen, Frauen von einer Karriere in der chemischen Industrie abzuhalten.

Der Verein initiierte unter seinen Mitgliedern eine Diskussion zu den Möglichkeiten des Einsatzes von Frauen. Eine durchaus wohlwollende Position nahm Karl Goldschmidt, Mitinhaber der Th. Goldschmidt AG, ein. Er legte 1915 vor dem Sozialen Ausschuss des Vereins dar, dass Frauen die fehlende Arbeitskraft der Männer ersetzen könnten, allerdings mit der Einschränkung, »daß die Frau natürlich nicht überall als Ersatz des männlichen Chemikers eingestellt werden kann« (Goldschmidt 1915, 467). Goldschmidt setzte dieses Credo in seinem Unternehmen um. Der größte Teil der Mitglieder des Vereins hingegen stand der Beschäftigung von Chemikerinnen ablehnend gegenüber. Darum wurde im März 1916 eine »Warnung« in der *Zeitschrift für angewandte Chemie*, dem Publikationsorgan des Vereins, veröffentlicht:

»Der Vorstand erachtet es für seine Pflicht, angesichts der in neuester Zeit auftretenden Bestrebungen, Frauen zum Eintritt in den chemischen Beruf anzuregen, auf das Entschiedenste davor zu warnen, sich über die Fortkommensaussichten der Frau in der chemischen Industrie übertriebene Hoffnungen zu machen. Nach Ansicht erfahrener Chemiker sind Frauen aus physischen Gründen für die Verwendung in weiten Gebieten der Chemie überhaupt ungeeignet. [...] Dabei ist auch zu bedenken, daß nach Kriegsende zahlreiche Chemiker neue Stellung suchen, und

2 Aus den Quellen des Unternehmens Merck geht die Ausbildung der Chemikerinnen nicht eindeutig hervor, wahrscheinlich hatten diese nicht studiert.

daß auch viele, infolge Kriegsbeschädigung an der Fortführung ihrer früheren Tätigkeit verhinderte Chemiker veranlaßt sein werden, gerade in solchen Stellungen Verwendung zu suchen, die eine geringere physische Leistungsfähigkeit voraussetzt« (Verein deutscher Chemiker 1916, 172).

An diesem Beispiel zeigt sich sehr eindrücklich die »double helix« des Krieges. Vor dem Ersten Weltkrieg waren Frauen nahezu komplett aus den Laboren der chemischen Industrie ausgeschlossen gewesen. Die vermehrte Anstellung von Laborantinnen und Chemikerinnen stellte die innerbetriebliche geschlechtliche Arbeitsteilung also in Frage. Darum wurde auf zwei Ebenen versucht, neue Differenzmuster herzustellen, um Chemikerinnen abzuqualifizieren und die alte Geschlechterhierarchie wiederherzustellen: Zum einen sollte über die Bewertung der körperlichen Konstitution eine neue biologistische Dichotomie konstruiert werden (Hausen 1976), die Frauen abermals von vielen Tätigkeiten ausschloss. Zum anderen wurde der Versuch unternommen, die Berufsbilder des akademischen Chemikers und der akademischen Chemikerin trotz einer identischen Ausbildung weiterhin als divergente Positionen zu markieren. Anhand dieser beiden Argumentationslinien wurde eine neue geschlechtliche Segregation des Berufsfeldes Chemiker*in kreiert, die die Geschlechtertrennung der Vorkriegszeit wiederherstellen sollte. Trotz der ablehnenden Haltung des Vereins entwickelte sich ein steigendes berufliches Selbstbewusstsein der weiblichen Laborkräfte, das 1918 in der Gründung des »Vereins deutscher Chemikerinnen« mündete (Johnson 1997, 261).

»Die Chemikerin kann nicht überall den Chemiker ersetzen«

Wie nach Kriegsende auf die aktuelle Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit zu reagieren sein würde, wurde spätestens seit 1916 auf politischer wie gesellschaftlicher Ebene intensiv und mit breitem Konsens diskutiert: Im Zuge der staatlichen Demobilmachung sollten die kriegsbedingten Arbeitsmarktveränderungen rückgängig und die durch Frauen besetzten »Männerarbeitsplätze« wieder frei gemacht werden. Hatte der Krieg die Grenze zwischen Männer- und Frauenarbeit obsolet werden lassen, sollte im kommenden Frieden der geschlechtlich segregierte Arbeitsmarkt restauriert werden (Thébaud 1995, 53, 82). Für den Verein Deutscher Chemiker macht sich abermals Karl Goldschmidt im April 1918 Gedanken über »[d]ie wirtschaftliche Lage der Chemiker nach dem Kriege« (Goldschmidt 1918). Er führte umfassend aus, dass der Bedarf an Kräften seiner Meinung nach zum »Teil durch Chemikerinnen gedeckt [ist], deren Zahl, wie überhaupt die der studierenden Frauen, in stetem Steigen begriffen ist« (Goldschmidt 1918, 157). Weiter legt er dar: »Die Chemikerinnen sind aber nicht die einzigen Hilfskräfte, die in der chemischen Industrie beschäftigt sind, vielmehr sind auch zahlreiche Frauen

beschäftigt, die teils an sogenannten Chemieschulen eine kurze oder längere Ausbildung genossen oder in besonderen Unterrichtskursen des betr. Unternehmens herangebildet sind« (Goldschmidt 1918, 157f.). In dieser Aufzählung wird deutlich, dass Goldschmidt auch studierte Chemikerinnen eher als Hilfskräfte einschätzte. Das lässt sich mit den Erfahrungen erklären, die das Unternehmen während des Krieges gemacht hatte. An Frauen, die eine fachspezifische Ausbildung absolviert hatten, stellte das Unternehmen hohe Anforderungen. Trotz ihrer teilweise exzellenten Ausbildung konnten nicht alle Laborangestellten den Anforderungen des Unternehmens gerecht werden, wie etwa das Beispiel der akademisch gebildeten Else H.³ zeigte. In einem Empfehlungsschreiben an die Adlerwerke in Frankfurt urteilte Goldschmidt: »Fräulein Else H. ist unserer Auffassung nach als Hilfskraft im Laboratorium verwendbar. Für selbstständige Arbeiten kommt sie, trotz ihres Studiums an der Hochschule, nicht in Frage« (KA Evonik, Empfehlungsschreiben 1918). Es scheint also große Erwartungen seitens des Unternehmens an eine Zusammenarbeit gegeben zu haben, die nicht immer erfüllt wurden. Der Großteil der akademisch gebildeten Frauen kam direkt nach Abschluss des Studiums zur Th. Goldschmidt AG. Mutmaßlich fehlte einigen von ihnen wohl die ausreichende praktische Erfahrung, um den durch den Krieg geformten beruflichen Anforderungen gerecht zu werden. Eine Ausnahme bildete Dr. Ottilie St., die ebenfalls direkt im Anschluss an ihre Promotion ihre Tätigkeit bei Goldschmidt aufnahm. Sie hatte »ihre Arbeiten zu unserer völligen Zufriedenheit ausgeführt, sodass wir sie jederzeit empfehlen können« (KA Evonik, Zeugnis 1919).

Auf Grundlage dieser Erfahrungen kommt Goldschmidt (1918, 158) abermals zu dem Ergebnis: »Die Chemikerin kann nicht überall den Chemiker ersetzen«, nämlich nicht in Betrieben, wo sie mit großen Maschinen hantieren oder wo männliche Hilfskräfte unter ihr arbeiten müssten. »[A]ber im Laboratorium und als wissenschaftliche Arbeiterinnen haben sie sich bereits in vielen Fällen bewährt und die männlichen Kollegen ersetzt« (Goldschmidt 1918, 158). Auch hier lässt sich die Bestrebung ablesen, die in den folgenden Jahren der Weimarer Republik fortgeführt werden sollte: Qua Segregation wurde der Beruf der Chemikerin zu einem anderen als dem des Chemikers umgedeutet, nachdem man nach der Beschäftigung von Chemikerinnen für die Kriegsdauer nicht mehr zum Komplettausschluss der Vorkriegszeit zurückkehren konnte. In den Branchen der Metall-, Elektro- und auch der chemischen Industrie sank der Frauenanteil nach Kriegsende rasch ab und stieg auch während der Weimarer Republik nicht wieder nennenswert an (Lohschelder 1994, 54). Jedoch ließen sich Frauen nicht mehr vollständig aus den Unternehmen verdrängen. Eine Berufszählung von 1925 ergab für das Deutsche Reich 921 berufstätige Chemikerinnen, die alle in einem angestellten Arbeitsverhältnis standen. Damit lag der Frauenanteil unter den Chemiker*innen bei 9,54 Prozent. 1933

3 Anonymisierung hier und im Folgenden durch die Autorin.

wurden 863 berufstätige Chemikerinnen gezählt (Lohschelder 1994, 132f.). Kennzeichnend für ihre Berufstätigkeit in der Weimarer Republik war die Konstruktion der Patent- und Dokumentations-Chemikerin, deren Tätigkeitsfeld nicht im Labor, sondern in den wissenschaftlichen Bibliotheken oder Patentabteilungen der Unternehmen lag (Wiemele 1996). Damit wurden die im Ersten Weltkrieg aufkommenden Bestrebungen verfestigt, Chemikerinnen in segregierte Teilarbeitsmärkte abzuschieben. Für Frauen entwickelte sich hiermit ein eigener Arbeitsbereich, sodass sie auf dem Arbeitsmarkt nicht direkt mit ihren männlichen Kollegen konkurrierten.

Zweiter Weltkrieg

Trotz der geschilderten Restaurationsbestrebungen im Zuge und nach der Demobilisierung hatte die erste deutsche Demokratie viele neue Handlungsspielräume für Frauen eröffnet. In der Weimarer Verfassung war festgehalten worden, dass Frauen grundsätzlich die gleichen und vollen Rechte wie Männern zustanden (Lohschelder 1994, 8ff.). Zudem wurde ihnen ausdrücklich der Zugang zu allen Berufen und Ämtern und damit gleiche Chancen auf dem Arbeitsmarkt wie den Männern eingeräumt (Hausen 1987, 274). Obwohl die rechtliche Gleichstellung in vielen Bereichen nur auf dem Papier bestand, wandelte sich die Rolle der Frau im privaten wie im öffentlichen Leben (Usborne 1994, 111). Mit der Machtübernahme der NSDAP wurden ab 1933 dann die Kategorien Mann und Frau⁴ wieder ausschließlich biologisch begründet und komplementär aufeinander bezogen (Schumann 2000, 9). Auch wenn nicht versucht wurde, die weibliche Erwerbsarbeit komplett einzuschränken, gab es Bestrebungen, Frauen beruflich zu dequalifizieren (Gruba 1986, 94, 97). Wie vor der Wende zum 20. Jahrhundert galten nun nur noch solche Berufe als angemessen, die der NS-Ideologie folgend dem Wesen und der Natur der Frau entsprachen, also erzieherische, dienende und heilende Tätigkeiten. Der Zugang zu Berufen mit einem größeren Macht- und Einflussbereich wurde Frauen erschwert bis unmöglich gemacht und bereits berufstätige Frauen wurden sukzessive aus ihren Arbeitsverhältnissen verdrängt. Betroffen waren insbesondere Akademikerinnen und Beamtinnen in leitenden Positionen (Kuhn/Rothe 1987, 87f.).

Bereits ab 1936 war das NS-Regime im Zuge seiner Aufrüstungspolitik jedoch nicht mehr in der Lage, auf Frauenarbeit jenseits von ideologischen Geschlech-

4 Möchte man sich mit der Kategorie Geschlecht während der NS-Herrschaft auseinandersetzen, ist es unumgänglich, den allem zugrundeliegenden Rassismus zu betrachten. War das Regime hinsichtlich geschlechterpolitischer Prinzipien durchaus ambivalent und anpassungsfähig, blieben die rassistischen Grundsätze, die auch die Geschlechterpolitik bestimmten, unveränderlich (Bock 1997).

terzuschreibungen zu verzichten (Gruba 1986, 98). Nach dem deutschen Überfall auf Polen und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs schien die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auf Grund des Arbeitskräftemangels im öffentlichen Bereich wieder aufgehoben zu sein (Kuhn/Rothe 1987, 33). Abermals erlangten Frauen während des Krieges größere Autonomie und erweiterte Handlungsspielräume, sodass Geschlechtergrenzen aufgeweicht wurden (Kundrus 1995, 416f.). Dabei wurden Arbeiten, die von Frauen ausgeführt wurden, – wie aus dem Ersten Weltkrieg bereits bekannt – als scheinbar vorübergehende und unprofessionelle Hilfstätigkeiten abgetan (Kramer 2009, 78). Zudem wurde die weibliche Berufstätigkeit erneut als ein Grund für einen angeblichen Sittenverfall identifiziert, da sie Frauen eine größere Mobilität und finanzielle Unabhängigkeit verschaffte und diese »mit der Übernahme traditionell männlicher Aufgaben zugleich auch männliche Freiheiten nutzen« (Kundrus 1995, 379) konnten. Trotz verschiedener Dienstverpflichtungen und Versuchen, Frauen stärker in den Arbeitsmarkt zu integrieren, ließ sich die weibliche Reservearmee nicht in dem von der NS-Regierung erhofften Umfang für den Krieg mobilisieren. Zu Kriegsbeginn war das Regime davon ausgegangen, fünf Millionen unbeschäftigte Frauen in Erwerbsarbeit bringen zu können, doch traten tatsächlich lediglich 300.000 weitere Arbeitskräfte zwischen 1939 und 1945 in den Arbeitsmarkt ein (Gruba 1986, 95).

»Chemiker(in) mit Hochschulbildung« gesucht

Die deutsche Chemieindustrie blieb bis in die 1930er Jahre international sehr erfolgreich, auch dank der Forschung vieler exzellenter jüdischer Chemiker, welche ab 1933 aus antisemitischen Motiven aus den Universitäten und Unternehmen vertrieben wurden (Deichmann 2002, 1366f.). Darum bestand in der Industrie bereits ab Mitte der 1930er Jahren ein selbstverursachter Mangel an Chemikern, der sich durch den Kriegsbeginn noch weiter zuspitzte.⁵

5 Die Kriegsverbrechen der deutschen chemischen Industrie, namentlich der I.G. Farben, sind durch die Produktion von Zyklon B zur Massenvernichtung von Menschen in den deutschen Konzentrations- und Todeslagern sowie der »Ausbeutung jüdischer und anderer Sklavenarbeiter« (Deichmann 2002, 1377) im I.G.-Farben-Werk Auschwitz unsagbar grausam. Zudem profitierte die Chemieindustrie enorm von der Autarkie- und Rüstungswirtschaft der NS-Politik. Sie produzierte etwa synthetisierte Benzine und Kampfstoffe, die für die Kriegsführung von maßgeblicher Bedeutung waren (Maier 2016; Schmaltz 2017). Ute Deichmann kritisiert, dass eine Aufarbeitung der eigenen Kriegsverbrechen seitens der chemischen Industrie bis zum Anfang der 21. Jahrhunderts ausgeblieben sei. Einen Aufschlag hierzu machte das von der »Gesellschaft deutscher Chemiker« in Auftrag gegeben Werk »Der Chemiker im ›Dritten Reich«« (Maier 2015), in dem die Rolle der deutschen chemischen Gesellschaft sowie des Vereins deutscher Chemiker im Nationalsozialismus beleuchtet wird. Eine Geschichte der deutschen Chemieindustrie kann ohne die Benennung dieser Verbrechen nicht betrachtet

Das Ammoniakwerk Merseburg, inzwischen mit der Muttergesellschaft BASF Teil der I.G.-Farbenindustrie, hatte, anders als die meisten Chemieunternehmen, während des Ersten Weltkriegs keine Chemikerinnen eingestellt; die erste trat hier 1939 ins Unternehmen ein. Im Laufe des Krieges wurden sieben weitere Chemikerinnen angestellt (LASA, Intelligenz 1915-1952). Am Beispiel der Leuna-Werke lässt sich anschaulich die Arbeitsmarktsituation während des Krieges nachzeichnen. Auf der Suche nach Chemiker*innen inserierte das Unternehmen etwa Stellenausschreibungen sowohl in Fach- als auch in Tageszeitungen. Der drängende Arbeitskräftemangel wird auch dadurch deutlich, dass nun gezielt Chemikerinnen gesucht wurden, obwohl das Werk bis Kriegsbeginn keine einzige akademisch gebildete weibliche Laborkraft eingestellt hatte. In der »Chemiker-Zeitung« wurde beispielsweise folgende Stellenanzeige veröffentlicht: Die Leuna-Werke stellen »noch einige diplomierte und promovierte Chemikerinnen [Unterstreichung i. O.] mit englischen und französischen Sprachkenntnissen für die Literatur- und Patentbearbeitung ein« (LASA, Chemiker-Zeitung 1941). An diesem Inserat ist besonders bemerkenswert, dass der segregierte Arbeitsmarkt der Weimarer Republik trotz Fachkräftemangel bestehen blieb und selbst in Unternehmen existierte, die vor Kriegsbeginn keine Chemikerinnen angestellt hatten. Eine Anpassung der Segregation an die tatsächlichen Gegebenheiten funktionierte nur in eine Richtung: Chemikerinnen konnten sich auch auf Stellen von Chemikern bewerben, für die Patentabteilung hingegen wurden weiterhin ausschließlich Chemikerinnen gesucht (LASA, Reichsstellennachweis 1941). Für ihren Materialprüfungsbetrieb suchten die Leuna-Werke explizit eine*n »Chemiker(in) mit Hochschulbildung« (Reichsstellennachweis 1940). Die Patent-Chemikerin blieb also ein rein weibliches Berufsbild, während der Arbeitskräftemangel nun auch Positionen für Chemikerinnen in Produktion und Forschung eröffnete. Die »double helix«, die im Ersten Weltkrieg die geschlechtliche Segregation in Gang gesetzt hatte, stieß im Alltag des Zweiten Weltkrieg an ihre Grenzen.

Neben den Stellenanzeigen wurde in Merseburg auch über die »Reichsstellennachweise für Chemiker und Physiker« sowie die »Reichsstelle für Arbeitsvermittlung« nach Chemikerinnen gesucht. Es gab jedoch schlicht zu wenig Chemikerinnen auf dem Arbeitsmarkt, um den Personalbedarf zu decken: »Leider bin ich nicht in der Lage, Ihnen Bewerberinnen vorzuschlagen, da augenblicklich keine

werden. Darum stellt sich auch bei der Untersuchung zu Chemikerinnen, die während des Zweiten Weltkriegs in den Werken der I. G. Farben tätig waren, die Frage nach der Mittäterschaft und dem persönlichen Anteil an Kriegsverbrechen, die jedoch anhand der Quellen nicht bewertet werden können. Darum ist wohl zumindest die Einschätzung von Gisela Bock (1997, 258) zur Frage der (Mit-)Täterschaft von Frauen auch für Laborantinnen und Chemikerinnen zutreffend, dass auch ohne eine direkte Beteiligung »Arbeiterinnen, die weithin in die Fabrik gingen, [...] in anderer Weise zum Funktionieren von Krieg und Völkermord bei[tragen].«

geeigneten Kräfte hier arbeitssuchend gemeldet sind« (LASA, Arbeitsvermittlung 1941), schrieb die »Reichsstelle für Arbeitsvermittlung« an die Leuna-Werke. Die »Reichsvermittlungsstelle für Frauenberufe« informierte das Werk über eine mögliche Bewerberin:

»Ihrem Auftrag entsprechend habe ich heute die Stellungssuchende aufgefordert, umgehend ihre Bewerbung bei Ihnen einzureichen [...]. Ich weise sie darauf hin, daß die obengenannte Arbeitssuchende nicht zur Annahme des Stellenangebots und daher auch nicht zu einer diesbezüglichen Bewerbung verpflichtet ist. Die augenblickliche Arbeitslage bringt es leider mit sich, daß die Arbeitssuchenden nicht immer meiner Aufforderung zur Bewerbung nachkommen« (LASA, Reichsstelle 1942).

Der Arbeitsmarkt war derart angespannt, dass Frauen sich tendenziell ihre Stellen aussuchen und zwischen verschiedenen Angeboten wählen konnten. Im Fall der I.G.-Farben konnten sie sogar verschiedene Werke gegeneinander ausspielen. Zwischen den I.G.-Unternehmen fand deshalb ein reger Austausch statt, um sich über die Einstellung von Chemikerinnen abzustimmen. Dr. Herta O., die 1939 als erste Chemikerin bei den Leuna-Werken eingestellt worden war, hatte sich beispielsweise ebenfalls bei den Werken in Leverkusen, Ludwigshafen und Schkopau sowie bei Hüls beworben (LASA, Ludwigshafen 1939).

»Dann kamen die Herren ins Feld und da kam ich als Laborleiter rein«

Der Krieg bot nicht nur neueingestellten Chemikerinnen Chancen; durch die Einberufung von Chemikern taten sich auch in den Unternehmen erweiterte Positionen für bereits etablierte Chemikerinnen auf. »Im Kriege rückt durch die zahlreichen Einberufungen immer mehr die Frau im Arbeitsleben in den Vordergrund. Viele Tätigkeiten – selbst schwierigster Art – werden von Frauen erledigt« (KA BASF, Mitarbeiter), wurde deshalb auch in einem Manuskript zur Geschichte der BASF festgehalten. Nachdem bei der BASF bereits in der Weimarer Republik zahlreiche Chemikerinnen für die Patent- und Dokumentationsabteilungen angestellt worden waren (Wiemeler 1996, 238), traten zwischen 1936 und 1943 insgesamt 21 weitere promovierte Chemikerinnen sowie eine Diplom-Chemikerin in das Unternehmen ein (KA BASF, Weibliche Akademiker 1992 und Fromm 1998). Hier eröffnete der Mangel an männlichen Arbeitskräften erweiterte Möglichkeitsräume und Aufstiegschancen für Chemikerinnen, so etwa für Emma Wolffhardt, die bereits 1925 zur BASF gekommen war. Nach ihrem Wechsel vom Literaturbüro des Hauptlabors ins Ammoniaklabor war sie auch hier fast 15 Jahre lang für Literatur-Arbeiten zuständig gewesen. »Daß ich in die Experimentalchemie kam, verdanke ich zunächst dem Kriegsausbruch. Ich sagte, ich würde es gerne machen, um einen Mann zu

ersetzen« (KA BASF, Wolffhardt 1994). Ab Juli 1940 wurde Wolffhardt dann in der experimentellen Forschung auf organischem Gebiet tätig. Hier forschte sie während des Krieges zu Herstellungsmöglichkeiten von organischen Verbindungen, insbesondere von Flugzeugbenzinen (KA BASF, Personalbogen). Sie war die erste Chemikerin, die in der BASF ihr 25-jähriges Dienstjubiläum feierte. Wolffhardt arbeitete bis zu ihrer Pensionierung im Unternehmen. Sie hatte also die Chance genutzt, die sich für sie durch den Krieg ergeben hatte.

Auch die Karriere von Gertraut H. wäre ohne den Krieg anders verlaufen. Der Wunsch der habilitierten Chemikerin, Universitätsprofessorin zu werden, war durch die NS-Politik und die Verdrängung von Frauen aus der Wissenschaft zunichte gemacht worden. Obwohl Gertraut H. ihre Stelle an der Universität und die Lehre sehr liebte, musste sie ihre Karriere umplanen: »Und dann sagte ich, das hat ja kein[en] Zweck, dass ich hier dauernd Assistent bleibe [...] und dann sagte ich, ich muss in die Industrie« (A Merck, Interview 1984). Dieser Schritt war rational begründet: »Ich wäre gerne an der Universität geblieben«, sagt Dr. Gertraut H. rückblickend. Weil sie so ein gutes Verhältnis zu den Studierenden hatte, organisierten diese für sie ein großes Abschiedsfest.

Mit Anfang 30 fing sie 1937 im Kontrolllaboratorium des Darmstädter Unternehmens an. »Und da war ich also die erste Akademikerin überhaupt bei Merck« (A Merck, Interview 1984), beschreibt sie ihre Stellung. Schwierigkeiten als einzige Frau hatte sie laut eigenen Angaben nicht: »Ach nein, eigentlich habe ich mich ziemlich schnell durchgesetzt. Ich wurde damals bestaunt, weil ich auch mal dem Dr. L. Widerspruch gegeben habe [...]. Da weiß ich noch, wie sie ganz erstaunt waren [...]. Also ich habe mich dann durchgesetzt, muss ich sagen« (A Merck, Interview 1984). Gertraut H. ging davon aus, dass ihre Erfahrung aus den Assistenzstellen im Umgang mit Kollegen und Studenten ihr hier weitergeholfen habe.

Gertraut H. hatte in der Vorkriegszeit als Assistentin begonnen, »[u]nd dann kamen die Herren ja ins Feld oder wurden eingezogen und da kam ich gleich als Laborleiter rein.« Ihre Tätigkeit während des Krieges war geprägt von der Mangelwirtschaft, da wesentliche Grundstoffe für die Medikamentenherstellung ohne internationalen Handel fehlten. Auch sie arbeitete schließlich bis zu ihrer Pensionierung bei Merck. Das Beispiel von Gertraut H. zeigt eindrücklich die Ambivalenz der NS-Frauenpolitik zwischen traditionellen Rollenvorstellungen und den Erfordernissen der Kriegswirtschaft: Da sie keine Professur erlangen konnte, musste sie in die Industrie wechseln. Der Krieg ermöglichte ihr schließlich den Aufstieg in eine Führungsposition.

Auch bei der Th. Goldschmidt AG war während des Krieges nur eine promovierte Chemikerin beschäftigt. Dr. Auguste G. war zudem die erste Chemikerin, die seit dem Ersten Weltkrieg eingestellt wurde (KA Evonik, Personalbogen 1942). Dass rund 20 Jahre lang keine Chemikerinnen bei der Th. Goldschmidt AG angestellt wurden, schlägt sich auch in ihrem Arbeitsvertrag nieder, der im Vordruck

nur die Anrede »Herr« vorsah und händisch geändert werden musste. In der Position als Chemikerin waren Frauen also trotz ihres Einsatzes im Ersten Weltkrieg bei der Th. Goldschmidt AG nicht vorgesehen und wurden dementsprechend auch nicht mitgedacht. Im Juni 1940 eingestellt, schied Dr. Auguste G. bereits am 30. April 1942 wieder aus dem Arbeitsverhältnis aus, um zu heiraten. Ihr wurde ein äußerst positives Zeugnis ausgestellt:

»Fräulein Dr. G. verfügt auf dem Gebiet der analytischen und anorganischen Chemie über gutes theoretisches Wissen und praktische Erfahrung. [...] Daneben wurde sie mit der selbstständigen Durchführung größerer präparativer Arbeiten betraut und zu Versuchsarbeiten im halbtechnischen Maßstab herangezogen. Alle diese vielseitigen Arbeiten hat Fräulein Dr. G. mit besonderem Fleiß und Können, mit großem Geschick und zu unserer steten Zufriedenheit durchgeführt. Das ihr unterstellte Personal verstand sie klug zu leiten. Bei ihren Mitarbeitern und Vorgesetzten erfreute sie sich infolgedessen allgemeiner Beliebtheit. Wir bedauern, daß sie infolge Heirat aus unseren Diensten scheidet« (KA Evonik, Zeugnis 1942).

Aus diesem Zeugnis wird deutlich, dass die Debatte, ob und welches Personal unter Frauen arbeiten musste, anders als im Ersten Weltkrieg, nicht mehr geführt wurde. Stattdessen wurden Frauen, wie im Beispiel von Auguste G., sogar Führungskompetenz und Klugheit zugesprochen. Hier zeigt sich, dass die Lücken auf dem Arbeitsmarkt so eklatant waren, dass man nicht versuchte, Frauen von Führungspositionen fernzuhalten. Die »double helix« des Krieges hatte in der Chemieindustrie während des Zweiten Weltkriegs also nur so lange Bestand, wie Chemiker auf dem Arbeitsmarkt verfügbar waren.

Neue Chancen trotz alter Geschlechterbilder

Obwohl in beiden Weltkriegen Frauen auf Grund der Kriegsanforderungen als Reservearmee in die Unternehmen kamen, stellte sich die Beschäftigung von Chemikerinnen in den beiden Kriegen sehr unterschiedlich dar. Der Erste Weltkrieg war viel stärker von grundsätzlichen Diskussionen um die Einstellung von Chemikerinnen als von ihrer tatsächlichen Beschäftigung geprägt. Im Zweiten Weltkrieg hingegen konnten derartige Debatten auf Grund des eklatanten Arbeitskräftemangels überhaupt nicht geführt werden; zumindest die Werke der I.G.-Farben hätten sogar noch deutlich mehr Chemikerinnen eingestellt, wenn sie denn verfügbar gewesen wären. Darum tritt die »double helix« im Ersten Weltkrieg sehr viel deutlicher zu Tage als im Zweiten.

Da der Ausschluss von Frauen aus der Chemieindustrie im Ersten Weltkrieg aufgehoben wurde und viele Unternehmen erstmals weibliche Laborkräfte einstellten, reagierte insbesondere der Verein Deutscher Chemiker auf diese Entwick-

lung, die er als Gefahr betrachtete. Chemikerinnen wurden daher in der Folge als Hilfskräfte konstruiert und dadurch abqualifiziert. Sie seien weder physisch noch wissenschaftlich dazu in der Lage, einen Chemiker zu ersetzen. Wie erfolgreich hier die »double helix« neu gewonnene Handlungsspielräume wieder einzuschränken wusste, wird insbesondere in langfristiger Perspektive deutlich. Durch die erfolgreichen Bestrebungen zu einer erneuten geschlechtlichen Segregation des Arbeitsmarktes, der für Chemikerinnen und Chemiker zwei verschiedenen Berufsbilder formte, verschlossen sich viele Möglichkeiten für Chemikerinnen wieder. Mit der Erfindung der Patent- und Literatur-Chemikerin setzte sich die Exklusion von Frauen aus der Forschung und Produktion in der Weimarer Republik fort. Auch im Zweiten Weltkrieg schaffte es die Kriegssituation nicht, die geschlechtliche Segregation des Arbeitsmarkts komplett aufzulösen. Der Beruf der Patent- oder Literatur-Chemikerin blieb ein rein weiblicher Beruf, während sich auf andere Stellen sowohl männliche als auch weibliche Chemiker*innen bewerben konnten. Im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg wurde der breite Einsatz von Chemikerinnen nun jedoch nicht mehr diskutiert. Somit stieß hier die »double helix« auf Grund des Arbeitskräftemangels an ihre Grenzen. Allerdings blieb die Situation ambivalent und die »double helix« auf individueller Ebene weiterhin wirkmächtig: So waren die Karrierechancen für Chemikerinnen einerseits an Universitäten durch die NS-Hochschulpolitik verstellt, andererseits eröffneten sich neue Aufstiegschancen in der chemischen Industrie. Frauen wurden nun mit Erfolg auch in der Forschung und in leitenden Positionen eingesetzt, ohne wegen ihres Geschlechts abqualifiziert zu werden.

Quellenverzeichnis

Merck-Archiv (A Merck), Darmstadt

Bestände: J1-18, J1-84, J1-105, J1-135 und J1-200:

Personalkarten Katharina P., Johanna E., Martha H., Lilli L., und Marianne W.

Bestand Y03-170/001:

Interview von Dr. Ingunn Possehl mit Dr. Gertraut H., 23.5.1984.

Unternehmensarchiv der BASF SE (KA BASF), Ludwigshafen

Bestand PB/C.4.4/9:

Die ersten weibliche Akademiker, 23.6.1992.

Hans-Karl Lobenwein: BASF und ihre Mitarbeiter, ohne Datum.

Mittasch, Chronik meines Lebens, 1949, S. 174.

Ruth Fromm an Herrn Riling, 10.9.1998.

Bestand W.1.2./186:

Personalbogen Emma Wolffhardt.

Bestand PB/W.1.3./207:

Schreiben Emma Wolffhardt an Miriam Wiemeler, 3.12.1994.

Werkszeitung der badischen Anilin- & Sodafabrik Ludwigshafen 6 (1918) 10, S. 1.

Konzernarchiv der Evonik Industries AG (KA Evonik), Marl

Bestand Th. Goldschmidt, Personalabteilung:

Ausgeschiedene Beamte 1918 H, Personalakte Else H.:

Empfehlungsschreiben an die Adlerwerke in Frankfurt 1919

Ausgeschiedene Beamte 1919 St-Sy, Personalakte Dr. Ottilie St.:

Zeugnis

Ausgeschiedene Beamte 1942 A-K, Personalakte Dr. Auguste G.:

Personalbogen.

Zeugnis, 30.4.1942.

Landesarchiv Sachsen-Anhalt (LASA), Merseburg

Bestand I 525:

Nr. A914: VEB Leuna-Werke, Anlage zur Abbildung Frauenanteil an der Gesamtbelegschaft von 1917-1953.

Nr. A1239: Lichtbilderverzeichnis der Intelligenz 1915-1952.

Nr. 979/1: Einkauf an Chemiker-Zeitung, 21.8.1941; I.G. Ludwigshafen Ammoniaklaboratorium Oppau an Ammoniakwerk Merseburg GmbH Leuna Werke, 28.10.1939.

Nr. 979/2: Ammoniakwerk Merseburg an den Reichstellennachweis für Chemiker und Physiker, 3.3.1940; Ammoniakwerk Merseburg an den Reichstellennachweis für Chemiker und Physiker, 22.8.1941; Der Leiter der Reichsstelle für Arbeitsvermittlung an das Ammoniakwerk [sic!] Merseburg. 30.6.1941; Der Leiter der Reichsstelle für Arbeitsvermittlung an Ammoniakwerke Merseburg, 12.2.1942.

Gedruckte Quellen

Goldschmidt, Karl: Eine Aufgabe für den sozialen Ausschuss des Vereins deutscher Chemiker, *Zeitschrift für Angewandte Chemie* (92) 1915, S. 467-468.

—: Die wirtschaftliche Lage der Chemiker nach dem Kriege. Bericht für den Sozialen Ausschuss, *Zeitschrift für Angewandte Chemie* (67) 1918, S. 157-160.

Verein deutscher Chemiker: Die Verwendung weiblicher Kräfte im chemischen Beruf, in: *Zeitschrift für angewandte Chemie* (20) 1916, S. 172.

Literaturverzeichnis

- Bock, Gisela: Ganz normale Frauen. Täter, Opfer, Mitläufer und Zuschauer im Nationalsozialismus, in: Heinsohn, Kirsten/Vogel, Barbara/Weckel, Ulrike (Hg.): Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland, Frankfurt a.M. 1997, S. 245-277.
- Bussemer, Herrad-Ulrike: Der Frauen Männerstärke. Geschlechterverhältnisse im Krieg (1914-1918), in: Spilker, Rolf (Hg.): Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914-1918, Bramsche 1998, S. 191-201.
- Daniel, Ute: Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989.
- : Frauen, in: Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2014, S. 116-134.
- Deichmann, Ute: Chemiker und Biochemiker in der NS-Zeit, in: Zeitschrift für Angewandte Chemie 8 (2002), S. 1364-1383.
- Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit, Frankfurt a.M. 2007.
- Gersdorff, Ursula von: Frauen im Kriegsdienst. 1914-1945, Stuttgart 1969.
- Gruba, Andrea: Gebärmaschine und Reservearmee für den Arbeitsmarkt. Die Situation der Frauen im Dritten Reich, in: Arbeitsgemeinschaft Frauenforschung der Universität Bonn (Hg.): Studium feminine. Vorträge 1984-1985, Bonn 1986, S. 84-100.
- Hagemann, Karen: Venus und Mars. Reflexionen zu einer Geschlechtergeschichte von Militär und Krieg, in: Hagemann, Karen/Pröve, Ralf (Hg.): Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel, Frankfurt a.M. 1998, S. 13-48.
- : Heimat – Front. Militär, Gewalt und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, in: Hagemann, Karen/Schüler-Springorum, Stefanie (Hg.): Heimat – Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt a.M. 2002, S. 12-52.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363-393.
- : Frauen, Familie und Arbeitsmarkt. Intentionen und Effekte staatlicher Arbeitsmarktpolitik in der Weimarer Republik, in: Unterkircher, Lilo/Wagner, Ina (Hg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft, Wien 1987, S. 274-283.
- Higonnet, Margaret R./Higonnet, Patrice L.-R.: The double helix, in: Higonnet, Margaret R./Jenson, Jane/Michel, Sonya/Weitz, Margarete (Hg.): Behind the lines. Gender and the two world wars, New Haven, CT 1987, S. 31-47.

- Johnson, Jeffrey A.: Frauen in der deutschen Chemieindustrie. Von den Anfängen bis 1945, in: Tobies, Renate (Hg.): »Aller Männerkultur zum Trotz«. Frauen in Mathematik und Naturwissenschaften, Frankfurt a.M. 1997, S. 253-271.
- Kiesewetter, Hubert: Industrielle Revolution in Deutschland. 1815-1914, Frankfurt a.M. 1989.
- Kramer, Nicole: Krieg und Partizipation. »Volksgenossinnen« in den NS-Frauenorganisationen, in: Hikel, Christine/Kamer, Nicole/Zellmer, Elisabeth (Hg.): Lieschen Müller wird politisch. Geschlecht, Staat und Partizipation im 20. Jahrhundert, München 2009, S. 73-84.
- Krumeich, Gerd: Kriegsfront – Heimatfront, in: Hirschfeld, Gerhard (Hg.): Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1997, S. 12-19.
- Kuhn, Anette/Rothe, Valentine: Frauen im Faschismus. Frauenarbeit und Frauenwiderstand im NS-Staat, Düsseldorf 1987.
- Kundrus, Birthe: Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1995.
- Lohschelder, Britta: »Die Knäbin mit dem Dokortitel«. Akademikerinnen in der Weimarer Republik, Pfaffenweiler 1994.
- Maier, Helmut: Chemiker im »Dritten Reich«. Die Deutsche Chemische Gesellschaft und der Verein Deutscher Chemiker im NS-Herrschaftsapparat, Weinheim 2015.
- : Privilegierung, Dienstleistung und das »Kunststoffwunder«. Chemiker im »Dritten Reich«, in: Flachowsky, Sören/Hachtmann, Rüdiger/Schmaltz, Florian (Hg.): Ressourcenmobilisierung. Wissenschaftspolitik und Forschungspraxis im NS-Herrschaftssystem, Göttingen 2016, S. 268-295.
- Paulus, Julia: Die »Mobilmachung des Heimatheeres«. Zur Geschlechter(un)ordnung im Ersten Weltkrieg, in: Eilers, Silke (Hg.): An der »Heimatfront«. Westfalen und Lippe im Ersten Weltkrieg, Münster 2014, S. 55-73.
- Roloff, Christine: Chemikerinnen. Zur Bildungs- und Berufsfrage in der Chemie, in: Schlüter, Anne (Hg.): Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland, Pfaffenweiler 1992, S. 201-215.
- Schmaltz, Florian: Kampfstoff-Forschung im Nationalsozialismus. Zur Kooperation von Kaiser-Wilhelm-Instituten, Militär und Industrie, Göttingen 2017.
- Schumann, Silke: »Die Frau aus dem Erwerbsleben wieder herausnehmen«. NS-Propaganda und Arbeitsmarktpolitik in Sachsen 1933-1939, Dresden 2000.
- Thébaud, Françoise: Der Erste Weltkrieg. Triumph der Geschlechtertrennung, in: Thébaud, Françoise (Hg.): Geschichte der Frauen. 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1995, S. 33-91.
- Usborne, Cornelia: Frauenkörper – Volkskörper. Geburtenkontrolle und Bevölkerungspolitik in der Weimarer Republik, Münster 1994.

Wiemeler, Mirjam: »Zur Zeit sind alle für Damen geeignete Posten besetzt«. Promovierte Chemikerinnen bei der BASF, 1918-1933, in: Meinel, Christoph/Renneberg, Monika (Hg.): Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik, Bassum 1996, S. 237-244.

Gertrud Soeken und die politische Rolle von NS-Medizinerinnen

Schuld kennt kein Geschlecht

Julia Nebe

Spätestens seit den Anfängen der juristischen Aufarbeitung nationalsozialistischer Verbrechen wissen wir, dass die These »War is men's business, not ladies« (Higonnet et al. 1987) einer hinreichenden Korrektur bedarf. So waren auch Frauen in diversen Funktionen als Täterinnen an den Verbrechen des nationalsozialistischen Gewaltregimes und im Zweiten Weltkrieg beteiligt (Bleker 1996, 15-29; Bullinger 2013, 83-138; Storrer 2020). Trotzdem stellt die Frage zur weiblichen Täterschaft von Wissenschaftlerinnen, insbesondere von Ärztinnen im Dritten Reich ein bis dato kaum beachtetes Forschungsfeld dar, obwohl selbst die zeitgenössische NS-Presse die »Kriegsarbeit« und den »Kriegsbeitrag« ihrer Wissenschaftlerinnen und Dozentinnen, so der O-Ton der parteiamtlichen Frauenzeitschrift *NS-Frauen-Warte* (1943), eindeutig lobend hervorhob (Buresch-Riebe 1943, 40).

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit einer dieser kriegswichtigen Protagonistinnen, der Rostocker Kinderärztin und Neurologin Dr. med. Gertrud Soeken. Im Mittelpunkt steht dabei vor allem ihr Wirken und Handeln als Leiterin der Forschungsklinik des Kaiser-Wilhelm-Instituts (KWI) bzw. als führende Ärztin der Kinderabteilung I des städtischen Krankenhauses Berlin-Buch (1939-1943). So kooperierte Soeken nachweislich mit dem »Reichsausschuss zur Wissenschaftlichen Erfassung schwerer erb- und anlagebedingter Leiden« und fungierte damit als Bindeglied zwischen dem KWI für Hirnforschung und der »Euthanasie«-Zentrale der Tiergartenstraße 4 (Schmuhl 2001, A 1244). Die im wissenschaftlichen Diskurs der letzten Jahre aufgeworfenen Diskussionen über den Aspekt der NS-Volksgemeinschaft sollen als Ausgangsbasis dienen, um der Frage nachzugehen, inwieweit aufstiegsorientierte Frauen (Schubert-Leinhardt 2009, 298-311; Schwarz 2000, 304-313), speziell karriereorientierte Medizinerinnen, oftmals besonders opportun und NS-konform agierten, um ihre Karrierechancen zu verbessern (Eckelmann 1992; Puschner 2002, 131-145)? Kann die These, dass der Zweite Weltkrieg weithin die Emanzipation der Frauen in der Erwerbswelt förderte, auch für den Wissenschaftssektor bestätigt werden? Welche Handlungsräume fanden Frauen in

der Wissenschaft vor und was bedeutet das für die Frage einer weiblichen Täterschaft? Anhand des biographischen Werdegangs von Gertrud Soeken, die als Mutter einer unehelichen Tochter (Schwoch 2006, 218) eher »Opfer« statt Profiteurin der herrschenden NS-Ideologie hätte werden müssen, werden Widersprüche deutlich.

Auf Basis des gesichteten Archivmaterials und der wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Soeken werden in diesem Beitrag ihre zentralen Denk- und Handlungsstrategien herausgearbeitet sowie prägende Verbindungslinien und Netzwerke genauer analysiert. Dieses Vorgehen ermöglicht es nicht nur, ihre ideologischen Positionen zu identifizieren, sondern auch das Spezifikum ihrer Biographie in Abgrenzung zum NS-Frauenkollektiv und NS-Frauenbild kritisch in den Blick zu nehmen (Trittel 2018, 20-22). Solch ein biographischer Zugang trägt nicht nur zum Verständnis der Person bei, sondern kann Erkenntnisse über den Einzelfall hinaus hervorbringen, indem z.B. die Frage der politischen Rolle von NS-Medizinerinnen aufgeworfen wird. Damit kann auch der in der Forschung weiterhin existierende Dualismus von Männern als Tätern und Frauen als Opfern in Frage gestellt werden (Herkommer 2007, 43).

Nach einem einführenden Forschungsüberblick zur Rolle der Frau im NS wird die Lebensgeschichte von Gertrud Soeken, die bereits gut von Rebecca Schwoch (2006) aufgearbeitet wurde, hier im Hinblick auf ihre kriegswichtigen Tätigkeiten eingehend beleuchtet. Im Anschluss erfolgt eine kritische Einordnung der Medizinerin im Spannungsfeld einer wissenschaftlichen Täterinnen-Debatte.

Zur Rolle der Frau im NS-Regime: Ein Forschungsüberblick

Die Opfertheorie

Die in den 1960er Jahren aufkommende Frauenforschung hatte sich zum Ziel gesetzt, einen Beitrag zur Geschichte patriarchaler Herrschaftsstrukturen zu leisten. Vor diesem Hintergrund sollte auch die NS-Zeit einer eingehenden Analyse unterzogen werden (Herkommer 2007, 25). Erste Forschungsergebnisse kamen zu dem Resultat, dass Frauen als zentrale Opfer einer streng patriarchal ausgerichteten, nationalsozialistischen Gesellschaft zu betrachten wären (Herkommer 2005, 13; Thürmer-Rohr, 2010, 89f.). Begründet wurde diese Zuschreibung mit der Annahme, dass eine primäre Trennungslinie zwischen Männern und Frauen innerhalb der NS-Gesellschaft bestanden hätte. Die wissenschaftliche Übernahme der klassischen gesellschaftlichen Zweiteilung in eine vermeintliche öffentliche Sphäre der Männer und eine private Sphäre der Frauen führte in der historischen Täterforschung zu der vergeschlechtlichten Unterscheidung zwischen politischen Machthabern und Unterdrückten, zwischen Tätern und Opfern, zwischen Männern und

Frauen (Nebe 2021). So erstreckte sich die Vorstellung von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland vornehmlich auf deren Rolle als Hausfrau und Mutter. Frauen sicherten im harten Kriegsalltag das Überleben, wobei die politische Dimension eines solchen Verhaltens unerwähnt blieb (Kompisch 2008, 8).

In diesen Diskurs lässt sich zweifelsfrei die Arbeit der deutschen Historikerin Gisela Bock einordnen. In ihrer Untersuchung zur »Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik« von 1986 widmete sich Bock nicht nur der Theorie und Praxis der NS-Bevölkerungspolitik, sondern beleuchtete ebenfalls die geschlechterspezifischen Folgen der Sterilisationspolitik. Hierbei differenzierte Bock zwischen »pronatalistischen« Maßnahmen, wie dem im NS gebräuchlichen »Mutterkult«, und »antinatalistischen« Maßnahmen, wie der gesetzlich vorgeschriebenen Sterilisation vermeintlich »rassisch Minderwertiger« (Bock 2010, 36). Bock endet mit der Feststellung, dass sich die männlichen Akteure im Bereich der Zwangssterilisationen auf Seiten der Gesetzgeber (Legislative), Gutachter (Jurisdiktion) und Operateure (Exekutive) fanden, während die Frauen ausschließlich Opfer eben jener Politik gewesen seien (ebd., 222). Die Beteiligung von Frauen an den Verbrechen des NS-Gewaltregimes relativiere sich dahingehend, dass es sich hierbei zumeist um »kinderlose Frauen« gehandelt habe (ebd., 136; kritisch zu Bock: Lanwerd/Stoeck 2008, 25; Nebe 2021; Radonić 2014, 6).

Gegen Ende der 1970er gingen eine zunehmende Anzahl von Wissenschaftler*innen der Frage nach, welche systemstabilisierenden Rollen Frauen im NS einnahmen (Kompisch 2008, 9). Dabei wurde häufig argumentiert, »dass diese Täterschaft nur auf den unterdrückten Status von Frauen innerhalb der patriarchalen Strukturen zurückzuführen sei« (Herkommer 2005, 22). So auch die deutsche Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich in ihrem Buch »Die friedfertige Frau« (1985). Darin untersuchte diese das divergierende Aggressionsverhalten von Männern und Frauen, um dabei festzuhalten, dass die Frauen in der NS-Zeit ursprünglich keine antisemitischen oder rassistischen Ideologien vertreten hätten. Weiblicher Rassismus und Antisemitismus seien lediglich als Anpassung an männliche Motive zu verstehen und damit als »Nachahmungserscheinung« zu bewerten (Mitscherlich 1985, 159; kritisch dazu u.a.: Frietsch/Herkommer 2009, 28; Kompisch 2008, 9; Windaus-Walser 1988, 102).

Neben diesem »Unterdrückungsnarrativ« strebten andere Wissenschaftler*innen danach, die Geschichte einzelner Widerstandskämpferinnen sichtbar zu machen. Die Geschichte der marionettengleichen Frau im NS sollte sich nun in ihr Gegenteil verkehren. Gerda Szepansky stellte sich mit ihrem Buch »Blitzmädel, Heldenmutter, Kriegerwitwe« in diese Traditionslinie. Darin argumentiert sie, dass die »soziale Empfindlichkeit«, die den Frauen durch ihre Erziehung zu eigen geworden sei, sie oftmals erst in die Situation versetzt habe, sich »in einen gefühlsmäßigen Widerspruch zur Unmenschlichkeit der Naziherrschaft« (Szepansky 1987, 16) zu bringen. Auch die weiblichen Widerstandsgeschichten stehen dabei in der

Tradition des oben erwähnten Bildes von Frauen im NS als Opfer und müssen stellvertretend für eine ganze Reihe von Untersuchungen aus dieser Zeit betrachtet werden, die sich einem »feministischen Forschungsansatz« verpflichtet sahen. Dieser versuchte eine möglichst »bruch- und widerspruchslöse geschlechterspezifische Identifizierung zu erreichen« (von Saldern 1991, 103), indem man »die Geschichte der [unterdrückten und entrechteten, Anm. J.N.] Frauen im deutschen Faschismus als Identifikationsbasis in den Mittelpunkt« (Kuhn/Rothe 1982, 14) stellte.

Täterinnen-Diskurs

Die deutsche Sozialwissenschaftlerin Christina Thürmer-Rohr brachte mit ihrem Beitrag »Mittäterschaft von Frauen: Die Komplizenschaft mit der Unterdrückung« (1987) die Annahme einer allgemeinen weiblichen »(Mit-)Täterschaft« bei der Herausbildung und Erhaltung patriarchaler Gesellschaftsstrukturen in den 1980er Jahren wirkmächtig in die Frauenforschung ein. Die Diskussion um das Konzept führten auch in der NS-Forschung zu der Einsicht, dass Frauen nicht weiter nur als reine Objekte der patriarchalen NS-Gesellschaft verstanden werden könnten (Nebe 2021). Frauen »steigen auch eigentätig ein, gewinnen Privilegien, ernten fragwürdige Anerkennung und profitieren von ihren Rollen« (Thürmer-Rohr 2010, 89).

Als Mittäterinnen klassifizierte Thürmer-Rohr all jene Frauen, »die sich einer schuldbeladenen männerdominierten Gesellschaft zu- und unterordnete[n], deren Angehörige aber nicht zwangsläufig selbst Taten begingen. Das Mittun wird mehr im Unterlassen als im aktiven Handeln gesehen« (Thürmer-Rohr, zit.n. Kompisch 2008, 16). Zwar blieb das gesellschaftliche, soziale und private Gewaltenmonopol in männlicher Hand, dennoch übernahmen Frauen eine »freiwillige«, »aktive Komplizinnenschaft« (Thürmer-Rohr 2010, 89). Das sind Zuschreibungen, die in der Folgezeit innerhalb der Frauenforschung heftige Debatten, bekannt als »Historikerinnenstreit«, auslösen sollten (Bock 1992, 400-404).

Sowohl die Theorie der »weibliche[n] Täterschaft aus eigenen (Macht-)Interessen« – definiert durch die Historikerin Claudia Koonz (1991, 426) – als auch der Ansatz der »Täterinnenschaft eigener Art« (Windaus-Walser 1988, 69) folgen der Idee einer strikt vergeschlechtlichten Sphärentrennung. Weibliche Täterschaft – als Ausdruck eines Machtspielraums – beschränkte sich demnach auf diejenigen Rollen, die den Frauen innerhalb der NS-Gesellschaft zugestanden wurden, also als Hausfrau, Mutter und Ehefrau (Herkommer 2007, 34; Koonz 1994, 16-19, 48). Während Männer nach wie vor den politisch-öffentlichen Wirkungsbereich für sich beanspruchen, käme den Frauen nur die privat-häusliche Sphäre zu (Sadowski 2000, 161-182). Die (moralische) Schuld der Frauen liege nach Koonz Ansicht daher in der Schaffung und Aufrechterhaltung einer Atmosphäre der scheinbaren Normalität, durch die das Ausmaß der NS-Verbrechen erst möglich geworden sei (Koonz 1991, 453). Karin Windaus-Walser ergänzt in diesem Zusammenhang, dass erst durch

die Aufrechterhaltung eben jener gesellschaftlichen Normalität eine Implementierung der nationalsozialistischen Mordpolitik überhaupt möglich geworden sei (Windaus-Walser 1988, 113).

Diesen Ansatz verfolgt auch der im Erscheinen begriffene Sammelband »Medizintäter. Ärztinnen und Ärzte im Spiegel der NS-Täterforschung« (Rauh et al. 2021). Die darin von Petra Betzien und der Autorin dieser Zeilen verhandelten Biographien von vier Ärztinnen im NS stehen beispielhaft für medizinische Täterinnen, welche ihre klassischerweise zugewiesenen Rollen als Frau ablehnten und ihre Position als Ärztinnen im NS nutzten, um sich aktiv Karrierechancen zu schaffen und damit ihren Teil zur nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik leisteten (Betzien 2021; Nebe 2021). In diesem Sinne widmet sich der vorliegende Beitrag dem Leben und Wirken von Gertrud Soeken im »Dritten Reich«.

Gertrud Soeken: Leben und Werdegang

Gertrud Anna Sophie Soeken (Abb. 9) kam am 14. Mai 1897 als Tochter des evangelischen Seefahrtsschuldirektors Dr. phil. Dietrich Gerhard Berthold Soeken und seiner Frau Marie Emma Ottilie Soeken, geb. Behrmann, in Rostock zur Welt (Charité, 1; LArch Berlin B Rep. 075 Nr. 312). Im Sommer 1916 nahm Soeken nach dem Abitur ihr Medizinstudium an den Universitäten München und Rostock auf, das sie 1921 abschloss, und wurde noch im selben Jahr zum Dr. med. promoviert (Soeken 1921; Charité, 1). Nach ihrer Zeit als Medizinalpraktikantin im Rudolf-Virchow-Krankenhaus Berlin (Charité, 1) erhielt sie im Juli 1922 die ärztliche Approbation (UA Rostock Akte betr. die ärztliche Vorprüfung des Studierenden für Medizin: Gertrud Soeken). In der Folgezeit übernahm sie einige Vertretungen praktizierender Ärzte auf dem Lande (LArch Berlin B Rep. 075 Nr. 312). Im Anschluss daran, führte sie ihr Weg als Volontärassistentin an die Frauenklinik der Charité zu Ernst Bumm, um sich dem Spezialfach der Frauenheilkunde zu widmen (ebd.). Auf Grund der Inflation und einer kurzen Krankheitsphase unterbrach sie ihre Weiterbildung bis zum Herbst 1923. Im Dezember desselben Jahres ging Soeken als »Hilfsärztin« an die Kinderheilanstalt Berlin-Bruch (ebd.; Charité, 2). Soeken sollte bald in die Stellung einer Oberärztin der inneren Abteilung der Anstalt auf-rücken (1926). Nach kurzzeitiger Übernahme der »Gonorrhoeostation« arbeitete sie zuletzt auf der »Abteilung chronisch kranker Schulkinder«, auf der sie die Möglichkeit hatte, die unterschiedlichsten Störungen und Erkrankungen des Schulkindalters kennenzulernen (Charité, 2). Im April 1926 übernahm sie dann die Säuglingsstation. Zwischen dem 15. Juli und dem 15. September desselben Jahres ließ sich Soeken beurlauben, um an der Wiener Kinderklinik sowie in den Fürsorgeeinrichtungen der Stadt Wien ihre pädiatrische Ausbildung vertiefen zu können (LArch Berlin B Rep. 075 Nr. 312; Charité, 2). Noch während ihrer fachärztlichen Weiter-

bildung, die Facharztanerkennung für Kinderheilkunde erfolgte Ende 1926 (BArch Berlin Karteikarte RÄK: Soeken, Gertrud), wurde die unverheiratete Soeken Mutter einer Tochter (5.9.) (Charité, 2). Im Dezember desselben Jahres ernannte man sie zur Oberärztin der inneren Abteilung der Kinderheilanstalt Berlin-Bruch (ebd.). Im Anschluss erfolgte der Wechsel als wissenschaftliche Mitarbeiterin an die neu gegründete neurologische Forschungsklinik des KWIs für Hirnforschung (ebd. falls in Berlin-Bruch), welches sich der »extrapyramidalen Bewegungsstörung des Kindesalters sowie der Erforschung der Folgen frühkindlicher Hirnschäden« (ebd.) verschrieben hatte.

Abb. 9: Gertrud Soeken in der Dokumentation »Ärztinnen im Kaiserreich« © Charité-Universitätsmedizin Berlin



Leiter der zuvor genannten Forschungsklinik des KWI sollte der deutsche Hirnforscher Oskar Vogt werden. Um sowohl exakte klinische Untersuchungen als auch nach dem natürlichen Tod der Patienten*innen die Gehirne der Verstorbenen einer genauen pathologisch-anatomischen Analyse unterziehen zu können, forderte Vogt bereits 1912 die Errichtung eines eigenen Hirnforschungsinstituts (Pfeiffer 1997, 31; Schwoch 2006, 319). Hierzu sollten die Beziehungen der pathologisch-anatomischen Abteilung der Heil- und Pflgeanstalt in Berlin (Buch, Herzberge, Wuhlgarten, Wittenau) ausgebaut werden (Schmuhl 2000, 17). 1928 unterzeichnete Vogt den lang ersehnten Kooperationsvertrag. Getrud Soeken kam im Mai 1932 ans KWI für Hirnforschung: erst als »wissenschaftliche Mitarbeiterin und Assistentin« und ab 1935 als selbstständige Leiterin der Nervenklunik (Charité, 2). Zwischen 1934 und 1936 lässt sich für Soeken zudem eine neurologisch-psychiatrische Betreuung des Kinderheims Borgsdorf für schwererziehbare Kinder sowie eine poliklinische Sprechstunde für ebensolche Kinder am »Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinderkrankenhaus« in Berlin Wedding nachweisen (Charité, 2; LArch Berlin B Rep. 003-10 Acc. 5077 Nr. 227). Möglich war dies, weil Soeken bereits 1934 kurzzeitig wieder aus dem Dienst der Nervenklunik des KWI ausgeschieden war.¹

Erst 1935 konnte Soeken mit der Unterstützung Vogts, der zu dieser Zeit noch die kommissarische Leitung des Instituts innehatte, an das KWI zurückkehren (Schwoch 2008, 322). Dort widmete sie ihre ganze Aufmerksamkeit der Erforschung der »Bewegungsstörungen und den Folgezuständen frühkindlicher Hirnschäden« (Charité, 2). Bei Kriegsausbruch wurde die Klinik in ein Wehrmachtslazarett umgewandelt. Als Teil der Militärärztlichen Akademie fungierte

1 Die zeitweilige Niederlegung ihrer Tätigkeiten stand in unmittelbarem zeitlichem Zusammenhang mit den politischen Unruhen um ihren Vorgesetzten und wissenschaftlichen Förderer Oskar Vogt. Berühmtheit erlangte Vogt vor allem durch seine Forschung zu »Elitegehirnen« (Schmuhl 2000, 54). Er und seine Frau Cécile, die ebenfalls Hirnforscherin war, beschäftigten sich vornehmlich mit den »grundlegenden Organisationsprinzipien und Funktionen des menschlichen Gehirns, insbesondere der Hirnrinde und ihrer Abhängigkeit von verschiedenen inneren und äußeren Einflüssen« (Cécile und Oskar Vogt-Institut für Hirnforschung 2021). Dieser hatte auf Grund der zytoarchitektonischen Untersuchungen an Lenins Gehirn seit 1925 nebenamtlich das Staatsinstitut für Hirnforschung in Moskau geleitet und war nun der Mitgliedschaft in der KPD verdächtig (Schwoch 2006, 320). Als einer der Rädelsführer gegen Vogt entpuppte sich der Leiter der Abteilung für Neurophysiologie am KWI für Hirnforschung Max Heinrich Fischer (Schmuhl 2000, 9). Auch wenn sich die Vorwürfe als haltlos erweisen sollten, wurde Vogt in der Folge als Leiter abgesetzt. Doch auch für Fischer blieben die zu Unrecht erhobenen Anschuldigungen gegen Vogt nicht ohne Konsequenzen. So musste er das KWI 1934 nicht nur verlassen, sondern die ganze neurophysiologische Abteilung sollte aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (KWG) ausgeschlossen werden (ebd., 9-11). Auch wenn Gertrud Soeken mit den oben beschriebenen Intrigen nicht in Verbindung zu bringen ist, hatte sie es dennoch schwer, in der Folgezeit wieder am KWI Fuß zu fassen.

die Klinik nun als »Sonderstelle zur Erforschung der Kriegsschäden des Zentralnervensystems« (Schmuhl 2000, 35f.). Soeken musste ab 1939 ihre Leitungstätigkeit niederlegen und wurde von der Stadt Berlin als »nebenberufliche Wissenschaftlerin« notdienstverpflichtet (MPG II Abt., Rep. 67, Nr. 1371; Schwoch 2006, 322). Ab diesem Zeitpunkt unterstand sie dem nationalsozialistischen Neuropathologen und »Nutznießer des NS-Krankenmordes« (Klee 2007, 221) Julius Hallervorden (kritisch zu Hallervorden: Martin/Karenberg/Fangerau 2016; Pfeiffer 1997, 12) sowie dem Leiter der »Abteilung für menschliche Erb- und Konstitutionsforschung« des KWI für Hirnforschung Bernhard Patzig (Schwoch 2006, 322; kritisch dazu Martin/Karenberg/Fangerau 2016, 3; Satzinger 2003, 178-180). Wie sie in ihrem Lebenslauf der Sammlung der Charité angibt, erhielt sie nach Ausbruch des Krieges den Auftrag, im Städtischen Krankenhaus Berlin-Bruch eine Kinderklinik einzurichten, die sie in der Folgezeit als Cheförztn leitete. Bis 1941 waren hier rund 700 Betten entstanden, die für alle Erkrankungen des Kindesalters ausgestattet waren und ebenfalls eine neurologische Station mit 40 Betten beinhaltete. Zudem war sie federführend für die Ausbildung der Säuglingspflegeschwestern tätig. In Abstimmung mit dem Dezernenten der Medizinalabteilung in Berlin, dem Mediziner und späteren Leiter der Gesundheitsabteilung im Bundesinnenministerium Franz Redeker, der in der NS-Zeit als ärztlicher Beisitzer der Berliner Erbgesundheitsobergerichte fungierte, implementierte Soeken eine entsprechende Säuglingspflegeschule (Charité, 2; Doetz 2010, 36f.). Eine Tatsache, die im Artikel »Der Kriegsbeitrag unserer Wissenschaftlerinnen« in der Zeitschrift *NS-Frauen-Warte* von 1943 eine hinreichende Würdigung erfuhr. Lobend hervorgehoben wurden v.a. ihre langjährige Forschungstätigkeit am KWI sowie die Sammlung und Erprobung »wichtiger Heilmittel«, wobei dies als Hinweis auf die zentrale Verquickung medizinischen und nationalsozialistischen Gedankengutes im Hinblick auf eine am Volkskörper ausgerichtete NS-Gesundheitspolitik verstanden werden kann (Buresch-Riebe 1943, 40).

Nach Kriegsende wurde das Kinderkrankenhaus in das städtische Bucher Hufeland-Krankenhaus verlegt. Im Zuge der alliierten Entnazifizierungsmaßnahmen wollte die sowjetische Regierung Soeken 1947 aus allen Ämtern entlassen. In Ermangelung eines »vollwertigen Ersatzes« (LArch Berlin C Rep. 375-01-21 Nr. 291) konnte sie aber noch bis März 1949 als Cheförztn am Hufeland-Krankenhaus weiterarbeiten. Danach wurde sie von der Stadtverwaltung aus allen Ämtern entlassen. Um nicht die »kommunistischen Erlasse unterzeichnen zu müssen«, flüchtete sie nach eigenen Schilderungen 1949 nach West-Berlin (Charité, 3). Hier übernahm sie bis zu ihrer Pensionierung im Städtischen Krankenhaus Spandau eine kleine pädiatrische Abteilung. Nach ihrer fachärztlichen Anerkennung für »Nerven- und Geisteskrankheiten« (heute »Psychiatrie und Neurologie«), die erst 1949 erfolgte, war sie ab 1951 zudem Mitglied im Ausschuss für »seelische Gesund-

heit am Landesgesundheitsamt Berlin«. Dort wirkte Soeken an der systematischen Untersuchung »schwieriger Schulkinder« mit (Charité, 3).

Neben einer eigenen Praxis hatte sie an der Berliner Hochschule für Pädagogik und der Schwesternhochschule der Diakonie in den 1950er und 60er Jahren einige Lehraufträge inne. In ihren Kursen widmete sie sich u.a. der »körperliche[n] und seelische[n] Entwicklung des Kindesalters« sowie den Bereichen der Sozialhygiene, Pathologie, Kinderheilkunde und Neurologie (Charité, 3; Schwoch 2006, 341f., 347). Gertrud Soeken verstarb am 21. Oktober 1978 in West-Berlin (Isbert 1979, 302).

Soekens Kriegsbeitrag als Wissenschaftlerin

Die national-konservative Gesinnung Soekens lässt sich bereits vor 1920 nachweisen. Im Lebenslauf des Entnazifizierungsverfahrens gab sie an, 1919 auf Veranlassung der nationalen und völkischen Verbände in den Studentenausschuss eingetreten zu sein und dort diverse Tätigkeiten ausgeführt zu haben (LArch Berlin C Rep375-01-21 Nr. 291). Wie aus dem Fragebogen des »Military Government of Germany« und dem Fragebogen zur parteistatistischen Erhebung von 1939 hervorgeht, lassen sich für Soeken zehn NS-Mitgliedschaften belegen (ebd.). In den Organisationen der NS-Frauenschaft und des NS-Frauenwerks hatte sie leitende Funktionen inne. Dem Protokollauszug ihres Entnazifizierungsverfahrens vom Juli 1947 ist zu entnehmen, dass sie mit der Gauleitung des Rassenpolitischen Amtes sowie der NS-Frauenschaft betraut war. Zudem fungierte sie als Gausachbearbeiterin der NSDAP für Rassenpolitik sowie Frauen- und Mädalarbeit in Berlin-Schöneberg. Dort hielt sie fachliche Vorträge zum Thema »Gesundheitspflege und Vererbung« und leitete damit einen initialen Beitrag zur »Aufklärung und Schulung des Volkes auf dem Gebiet der Bevölkerungspolitik und Rassenpflege im national-sozialistischen Sinne« (Groß 1934, zit.n. Schwoch 2006, 232). Wie bereits erwähnt, fand Soeken 1943 in der *NS-Frauen-Warte* für ihre wissenschaftlichen Errungenschaften und deren praktische Anwendung im Sinne der NS-Gesundheitspolitik hinreichende Würdigung. Soekens »Kriegsbeitrag« beruhte dabei – neben den bereits erwähnten Aspekten und ihrer Forschung am KWI – auf ihren Aussagen zum Thema »Hilfsschulfrage« (Soeken 1935, 104) und »Rassenpolitik« sowie den damit einhergehenden »erbbiologische[n] Erkenntnissen« (Soeken 1933, 137), die sich inhaltlich auch in ihrer Auseinandersetzung mit dem Thema »Zwangssterilisation« niederschlugen. Soeken publizierte diese aus Wissenschaft und Praxis zusammengetragenen Erkenntnisse und die daraus abgeleiteten möglichen neuen »Heilmethoden« (Buresch-Riebe 1940, 40) in einer Vielzahl von Aufsätzen, wie u.a. in der *Ärztin*, deren Mitherausgeberin sie seit 1937 war (Schwoch 2006, 323). Als Ausdruck einer NS-Gesundheits- und Bevölkerungspolitik begrüßte sie die Verabschiedung des »Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« (1933). Nach Soekens Ein-

schätzung stelle das Gesetz eine Art Pionierarbeit für die zukünftigen Generationen dar, mit welcher der »hemmungslosen Vermehrung minderwertiger Elemente in unserem Volke Einhalt zu gebieten« sei (Soeken 1934, 137). Als Ärztin sah sie sich dabei in der Rolle, »neben der gewissenhaften Auslese zur Sterilisation die Gegenwartsaufgabe zu [übernehmen], die fast unerträgliche Last, welche durch die kritiklose Förderung dieser Elemente in den vergangenen Jahrzehnten nicht nur unseren öffentlichen Kassen, sondern unserem gesamten Volksleben aufgebürdet wurde, für unsere Generation einigermaßen tragbar zu machen« (ebd., 138). Eugenische Forderungen im Sinne einer »gewissenhaft« durchzuführenden Auslese zur Zwangssterilisation verband Soeken gezielt mit der pädagogisch-fürsorgerischen Forderung, die Erbkranken zu »nützlichen« Mitgliedern der NS-Volksgemeinschaft zu machen (ebd., 137-139.). Diese Überzeugungen schlugen sich auch in ihren pädagogischen Bestrebungen der sogenannten »Schwachsinnigenerziehung« nieder. Mit dem Heim für schwererziehbare Kinder in Borgsdorf (Berlin), das sie zwischen 1934 und 1936 leitete, besaß sie die optimalen Bedingungen, um ihre Ideen in die Praxis umzusetzen. All jene Kinder, die ihrer Meinung nach nicht unter das Sterilisationsgesetz fielen und anderweitig untergebracht werden mussten, sollten systematisch Soekens Fürsorgekonzept unterzogen werden, welches zum Ziel hatte, die betroffenen Kinder von jedweder Bildung fernzuhalten (Soeken 1935, 100f.). Neben vermeintlich fürsorgerischen Motiven, die diesem Konzept zu Grunde liegen, behauptete sie, dass »der Besuch der Schule und Hilfsschule sogar in charakterlicher Beziehung ein[en] Schaden für die Kinder« (Soeken 1935, 101) darstelle. Hinter dieser Argumentation versteckten sich aber vor allem wirtschaftliche Aspekte. Im Sinne einer »gesellschaftlichen Entlastungsstrategie« argumentierte sie, dass der nationalsozialistische Wohlfahrtsstaat bereits Unsummen für Menschen ausgegeben habe, bei denen bereits im Vorhinein klar gewesen sei, dass diese niemals die Verantwortung für ihre eigene Lebensführung übernehmen oder dem Staat auch nur in geringster Weise etwas durch ihre Leistungen zurückgeben könnten (ebd., 102). Demnach war es für sie zwingend erforderlich, dass die wirtschaftliche Entlastung der NS-Gesellschaft »Hand in Hand gehen [müsse] mit der seelischen Entlastung des öffentlichen Lebens« (Soeken 1935, 104).

Ein Erfahrungsbericht über ihre zur selben Zeit ausgeübte Tätigkeit in der »Beratungsstelle für nervöse und schwererziehbare Kinder« des »Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhauses« in Berlin-Wedding findet sich in der Zeitschrift *Gesundheit und Erziehung*. Zentrales Ziel dieser Gesundheits- und Bevölkerungspolitik sei es, »wirklich abwegige Anlagen frühzeitig zu erkennen und auszuschalten und den erbbiologisch Wertvollen den Erziehungsweg zu ebnen« (Soeken 1935, 274). Aus Angst vor möglichen Zwangssterilisationen waren die Sprechstunden jedoch wenig nachgefragt, wie Soeken zugab (ebd., 273). So fand der Großteil der Patient*innen nur auf Anregung der »Schulfürsorge« oder durch die »Beratungsstellen für Erb- und Rassenpflege« den Weg in ihre Sprechstunde. Aus der

Perspektive einer nationalsozialistischen Gesundheitspolitik forderte Soeken jedoch eine flächendeckende Einrichtung solcher Beratungsstellen, die mit der Schule und den zuständigen sozialen Fürsorgeeinrichtungen eng kooperieren sollten (ebd.). Die Beispiele Borgsdorf und Weddinger sowie ihre angeführten Publikationen spiegeln Soekens eindeutig rassenpolitische und eugenische Einstellungen wider, die im NS in den bereits erwähnten Aktivitäten gipfelten. Dabei kam Soeken nicht nur als Ärztin bzw. als »biologische Soldatin des Volkes« (von Schnizer 1934, 121) eine herausragende Funktion zu, sondern im Zuge einer ideologischen, d.h. rassenpolitischen Aufklärungsarbeit auch als Frau. Als »Gausachbearbeiterin für Rassenpolitik-, Frauen- und Mädelarbeit« in Schöneberg im Stab der Gaufrauenenschaft Berlin oblag Soeken die rassenpolitische Erziehung in der Mütterschule. Diese ideologischen Schulungen erschienen nur konsequent, galt die Mutter doch als »Trägerin der Erziehung der zukünftigen Generation im Hause« (Soeken 1937, 94; vgl. auch Mitteilung 1937, 56). Der mütterliche Einfluss sollte »den Kindern die Sicherheit mit ins Leben [...] geben, die für die Erhaltung unseres Volkes so unbedingt notwendig ist. Hier steht an erster Stelle ihre Haltung in allen Fragen der Rassenpflege« (Soeken 1937, 94).

Soekens Wirken im NS ist dabei eng mit der theoretischen und praktischen Verquickung antisemitischer und rassenhygienischer Positionen verbunden. Ein Umstand, der sie 1938/39 dazu motivierte, eine Bewerbung beim Reichsgesundheitsamt Berlin einzureichen. Ihre Eingabe schloss sie mit dem Bekenntnis: »Als Mitglied der NSDAP habe [ich] den Wunsch, mich ganz den Fragen der Erbbiologie und Rassenhygiene zu widmen« (BArch R86/3978).

Hirnforschung und Krankenmord

Die Klinik des KWI für Hirnforschung ist in einer Reihe von Studien zum Thema Hirnforschung und Euthanasie in der NS-Zeit gut untersucht worden. Vor allem die Einbindung in die »Begleitforschung zur Euthanasie« seit 1933 stand dort im Fokus (Martin/Karenberg/Fangerau 2016, 31f.; Wolff/Kalinich 1996, 75). Es ist in diesem Kontext wichtig anzumerken, dass unter der Leitung von Oskar Vogt und seiner Frau Cécile bereits vor dem Machtbeginn des NS »eindeutig Rassenforschung« betrieben wurde (Martin/Karenberg/Fangerau 2016, 31; Satzinger 2003, 146). Um mit der »bislang unmögliche[n] klinisch- und erbbiologisch-genalogische[n] Untersuchung von Menschen mit ‚striären Erkrankungen‘« (Satzinger 2003, 178; dies. 1998, 232-236, 275-290) zu beginnen, hatte Oskar Vogt schon vor 1912 die Errichtung einer speziellen klinischen Forschungsabteilung eingefordert, was letztlich zur Implementierung der Klinik für Hirnforschung am KWI (1932) führte. Während sich die Vogts vornehmlich für die Funktion und Struktur gesunder Gehirne interessierten, forschte Nachfolger Hugo Spatz primär zu »kranken Gehirnen«.

In diesem Zusammenhang rückte er die Frage der Vererbung zunehmend in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses (Martin/Karenberg/Fangerau 2016, 32), wodurch das KWI für Hirnforschung endgültig eine Öffnung gegenüber der Rassen- und Erbgesundheitspolitik im NS erfuhr (Topp/Pfeiffer 2002, 1108).

Flankiert war diese inhaltliche Neuausrichtung von einer Vielzahl von institutionellen und personellen Veränderungen. Institutionell wurden die bereits angesprochenen Kooperationen des KWI mit den Berliner psychiatrischen Kliniken intensiviert, was sich insbesondere in der Funktionserweiterung der pathologisch-anatomischen Abteilung der Anstalt Görden als Außenstelle des KWI widerspiegelte (Martin/Karenberg/Fangerau 2016, 32; Schmuhl 2002, 570). Personell äußerte sich die Neuorientierung u. a. durch die Anstellung von Julius Hallervorden. Er war sowohl Leiter der Zentralprosektur der psychiatrischen Anstalten für den Raum Berlin-Brandenburg als auch der histopathologischen Abteilung des KWI (Schmuhl 2000, 17).

Diese personelle Verbindung sollte insbesondere vor dem Hintergrund der sogenannten »Euthanasie-Aktion« relevant werden. Die systematische Ermordung von körperlich und geistig erkrankten Menschen in Deutschland forderte seit Beginn des Zweiten Weltkrieges schätzungsweise über 200.000 Todesopfer (Martin/Karenberg/Fangerau 2016, 36). Der unter der Tarnbezeichnung bekannte »Reichsausschuß zur wissenschaftlichen Erfassung von erb- und anlagebedingten schweren Leiden« war zentral für die Umsetzung der »Kinder-Euthanasie« (1939-1945) verantwortlich. Mittels spezieller Meldebögen konnten nun die zur Euthanasie bestimmten Kinder erfasst werden (ebd. 37; Klee 2010, 80). Die vom Reichsausschuß bestellten Gutachter Werner Catel, Hans Heinze und Ernst Wenzler beurteilten dann lediglich auf Grundlage des Meldebogens, was mit den Kindern geschehen sollte. Ein Pluszeichen stand dabei für »Behandlung« (Tötung) des jeweiligen Kindes, ein Minuszeichen war für all jene Kinder, die nicht getötet werden sollten. Ein »B« wurde immer dann vermerkt, wenn die Gutachter zu keinem eindeutigen Ergebnis kamen. Diese Kinder wurden dann von der Euthanasie vorläufig zurückgestellt und zur weiteren Beobachtung in eine »Kinderfachabteilung« eingewiesen. Den dortigen Mediziner*innen wie Soeken oblag es, für den »Reichsausschuß« einen genaueren Beobachtungsbericht zu erstellen. Zentrales Kriterium für eine positive oder negative Beurteilung war die prognostizierte Arbeits- und Bildungsunfähigkeit (Hohendorf et al. 1999, 223f.). Ein Thema, das Soeken 1943 im Rahmen ihrer »Konstitutionsforschung im Kindesalter« eingehender beleuchtete. Die Konstitutionsforschung stellte für sie eine wissenschaftlich fundierte Basis dar, um die potenzielle Leistungsfähigkeit von Kindern in ihrer »körperliche[n] und seelisch-geistige[n] Art« (Soeken 1943, 101) valide zu bestimmen. Dennoch war es für sie unerlässlich, die durch diese Forschung gewonnenen Erkenntnisse durch eine erbbiologische Familienanamnese für den Einzelfall absichern zu lassen (Soeken 1943, 1039). Dass auch Soeken

eine enge Kooperation mit den »Erbgesundheitsgerichten« und dem »Reichsausschuß« pflegte, demonstriert der aus dem Vogt-Archiv überlieferte Briefwechsel mit dem Forscherpaar. Zu ihnen hatte Soeken auch nach deren zwangsweisem Ausscheiden und dem Weggang nach Neustadt (Schwarzwald), wo sie ein neues Hirnforschungsinstitut aufbauten, intensiven Kontakt. Dieser diente vor allem dem wissenschaftlichen Austausch. Hierzu schickten sich die Vogts und Soeken auch Gehirnschnitte oder Krankenakten gegenseitig zu. Der früheste Briefwechsel stammt dabei aus dem Jahr 1937. In diesem bat Soeken um die Zurücksendung entliehener Akten, da sie von mehreren Patienten die klinischen Befunde für Auskünfte an das Erbgesundheitsgericht benötigen würde (Soeken 1937 CuOVogt-Archiv.). Welchem Zweck die Auskünfte im Speziellen dienen sollten, wird nicht klar. Sicher ist, dass es zum üblichen Vorgehen gehörte, dass die Erbgesundheitsgerichte von den behandelnden Kliniken auch erbbiologische Informationen einholten (Schwoch 2006, 322). Neben der Eheauglichkeit berieten und entschieden die genannten Gerichte auch über Zwangssterilisationen. Ob Patienten des KWI ebenfalls Opfer der NS-Zwangssterilisationen geworden sind, konnte bislang nicht geklärt werden (ebd., 332).

Ihr Kontakt zum »Reichsausschuß« lässt sich ebenfalls über ihre Korrespondenz mit den Vogts rekonstruieren. So berichtete sie dem Ehepaar von ihren Aufgaben als Chefärztin der Kinderklinik des Städtischen Krankenhauses Buch, worunter auch die Beurteilung von Kindern fiel, die ihr der »Reichsausschuß« zur Begutachtung zuwies: »An Kranken wird es mir nicht fehlen, da der Reichsausschuss für die wissenschaftliche Erforschung schwerer erblicher Leiden mich zur Mitarbeit aufgefordert hat und mir Fälle zuweist« (Soeken 1942 CuOVogt-Archiv). Ihre Beziehung zum »Reichsausschuß« lässt sich aber auch aus einem Schreiben des bereits erwähnten Wentzler aus dem November 1942 ableiten: Getrud Soeken »hat sich gestern mir gegenüber grundsätzlich zu einer Mitarbeit im Reichsausschuß bereit erklärt und kommt morgen zwecks einer ausführlichen informatorischen Besprechung zu mir« (Wentzler, zit.n. Schwoch 2006, 333). Ob das hier angesprochene Treffen tatsächlich stattgefunden hat, lässt sich rückblickend nicht mehr rekonstruieren (ebd., 334). Genauso wenig wie die Frage, inwieweit Soeken in die »Begleitforschung zur Euthanasie« involviert war, ob sie von den Krankenmorden wusste oder an diesen sogar beteiligt war. Es ist jedoch stark davon auszugehen.

Entnazifizierung

Für Gertrud Soeken brachte das Kriegsende eine einschneidende berufliche Zäsur mit sich. Ihr Entnazifizierungsverfahren endete mit einem Berufsverbot, dem sie sich nur durch eine Flucht nach West-Berlin entziehen konnte. Im Rahmen der drei Hauptverhandlungen vor der zuständigen Entnazifizierungskommission

beim Magistrat von Groß-Berlin (LArch Berlin C Rep. 375-01-21 Nr. 291) hatte sie neben den gängigen Exkulpationsstrategien, sie sei lediglich ein rein nominelles Mitglied gewesen, versucht, durch eindeutige Falschaussagen bzw. Auslassungen Einfluss auf das Urteil zu nehmen (ebd.). So hatte Soeken zwar im Fragebogen des »Military Government« die Mitgliedschaft in der NSDAP und der NS-Frauenschaft zugestanden, die leitenden Positionen jedoch verschwiegen; ein Umstand, der sich im Laufe des Verfahrens als Fehler erweisen sollte. Trotz der insgesamt 21 Leumundszeugen, die Soeken zu ihrer Entlastung beibringen konnte, konzentrierte sich das Verfahren überwiegend auf den Tatbestand ihrer zahlreichen NS-Mitgliedschaften und das Verschweigen der leitenden Funktionen. Dies wurde als Beweis bewertet, dass sie mehr als eine reine Mitläuferin gewesen war (Schwoch 2006, 339). Soeken betrachtete die Situation hingegen völlig anders: »Ich glaube, damals immer eine einwandfreie Haltung gehabt zu haben« (LArch Berlin C Rep. 375-01-21 Nr. 291). Die Entnazifizierungskommission kam am 25. August 1947 zu dem Urteil, dass Soeken auf Grund ihrer Mitgliedschaften und Funktionen im NS als aktive Nationalsozialistin zu bezeichnen sei (ebd.). Die Folge war eine vorläufige Beurlaubung. Damit galt das Entnazifizierungsverfahren im sowjetischen Sektor am 31. Dezember 1948 als beendet (Schwoch 2006, 343).

Zwar wurde Gertrud Soeken 1948 unter dem Vorwurf verhaftet, an Euthanasieverbrechen gegen Kinder beteiligt gewesen zu sein, aber auf Grund fehlender Beweise wieder entlassen (Wolff/Kalinich 2006, 155). Trotz politischer Belastung gelang es ihr nach ihrer Flucht, ihren beruflichen Werdegang im Westsektor ohne größere Probleme in der bereits erwähnten Kinderabteilung fortzusetzen. Ihre Forschung zu »Untersuchungen über die Symptomatologie der extrapyramidalen Störungen« wurde dabei mit der Sachbeihilfe der DFG und der institutionellen Unterstützung des Genetikers Hans Nachtsheim, der nachweislich in die Humanexperimente an der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Brandenburg-Görden verstrickt war, wieder aufgenommen und erweitert (Schmuhl 2003, 221, 250f.). Nachdem Soeken erfolglos versucht hatte, die Forschungsergebnisse 1953 als Habilitationsschrift an der FU einzureichen, mutmaßte sie, dass sich der Dekan der medizinischen Fakultät der FU, Max Heinrich Fischer, in ihr Habilitationsverfahren eingemischt habe (Schwoch 2006, 344). 1958 publizierte Soeken unter dem Titel »Kernikterus und Morbus haemolyticus neonatorum« die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit am KWI. Untersuchungsgegenstand waren dabei auch vier Kinder, deren Gehirne am KWI und dem Vogtschen Institut durch Frontalschnitte untersucht worden waren. 30 Jahre später waren es diese Frontalschnittserien, die eine umfängliche und letztendlich ergebnislose Debatte auslösen sollten, ob sich unter diesen von Gertrud Soeken genutzten Exponaten auch Gehirne von Euthanasie-Opfern befinden (Bogerts/Gershon 1988, 774-776; Schwoch 2006, 345). Beim Kind Ursula K. (gest. 1941 an Pneumonie) liegt die Vermutung zumindest sehr nahe (Soeken 1957). In den Akten stehen allerdings nur Kürzel der Patient*innen oder unvoll-

ständige Namensangaben, weshalb die Nachverfolgung und -prüfung in der Regel kaum möglich ist.

Fazit

Gertrud Soeken war eine Medizinerin, die von Beginn ihrer fachlichen Tätigkeit an ehrgeizige Pläne verfolgte. Das zeigt sich nicht nur durch das politische Engagement in einer Vielzahl von NS- bzw. NS-nahen Organisationen. Auf Grund ihrer in der NS-Frauenschaft hervorgehobenen Position als Medizinerin trug sie entscheidend dazu bei, die Schulung und Erziehung des Volkes im Sinne einer menschenverachtenden NS-Gesundheitspolitik nicht nur zu beeinflussen, sondern auch zu praktizieren. Obwohl die alleinerziehende Soeken nicht dem allgemeinen Rollenmuster einer NS-Frau entsprach, verschaffte ihr ihre Position als Medizinerin einige Vorteile. So verwässerte der NS-Staat die propagierte Trennung der Geschlechtersphären immer dort, wo die Praxis ein verstärktes Frauenengagement verlangte. Ein Umstand, dem seit Anbeginn des Zweiten Weltkrieges im Sinne von »vernichten und heilen« eine zunehmende Bedeutung zukam (Kompisch 2009, 14). Durch die Verbindung von medizinischer Profession, einer am »Volkskörper« ausgerichteten staatlichen NS-Gesundheitspolitik und »typisch weiblichen« Fähigkeiten gelang es, aufstiegsorientierte Medizinerinnen für die sozialen und gesundheitspolitischen Bereiche des NS-Staates »verwertbar zu machen« (Schwoch 2006, 327). Propagandistisch verpackt wurde dies als höchste Form eines weiblichen Volks- und Kriegsdienstes, wie aus dem Bericht der *NS-Frauen-Warte* hervorgeht. Als unvermeidbare Konsequenz ergab sich die direkte Beteiligung an der menschenverachtenden Medizin im NS (Blecker 1993, 128). Getragen durch ihrer Selbstwahrnehmung als »Trägerin der Erziehung zukünftiger Generationen« vermochte Soeken sich in exponierter Stellung im NS zu etablieren. Diese Tätigkeit beurteilte sie nach 1945 nicht als schuldhaft, was aber nicht ungewöhnlich für eine Vielzahl von NS-Biographien ist.

Soeken muss in Anbetracht ihres beruflichen Werdegangs als zweifelsfreie Vertreterin einer am »Volkskörper« ausgerichteten nationalsozialistischen Gesundheitspolitik und menschenverachtenden NS-Ideologie im Allgemeinen betrachtet werden. Ihre Kooperation mit den »Erbgesundheitsgerichten« und dem »Reichsausschuß« sowie ihre eindeutig antisemitische und NS-konforme gesundheitspolitische Gesinnung im Rahmen ihrer Publikationen (Schwoch 2006, 348f.) sprechen für eine überzeugte Täterin, die durch ihr Tun auch den Tod Unschuldiger billigend in Kauf nahm. Ob sich unter Soekens Patient*innen auch Opfer der Euthanasieaktion befunden haben, ist auf Grund der Quellenlage kaum nachzuvollziehen, aber der Verdacht liegt nahe.

Wie wichtig ihr Wirken in der Zeit des NS jedoch für ihre Zeitgenoss*innen war, lässt sich rückblickend im Rahmen ihrer Erwähnung in der *NS-Frauen-Warte* von 1943 festmachen. Trotz politischer Belastung gelang es ihr durch die hinreichende Rückendeckung ihres professionellen (männlichen) Netzwerkes, in der Nachkriegszeit beruflich tätig zu bleiben.

Betrachtet man das Urteil des Entnazifizierungsverfahrens im Fall Soeken, das mit einem zeitweiligen Berufsverbot (in der Ostzone) endete, im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen, wie dem nachweislich an den Krankenmorden beteiligten Julius Hallervorden, der nach 1945 nicht nur in Amt und Würden blieb, sondern 1956 sogar mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde, muss dieses als deutlich härter bewertet werden. Unter genderspezifischer Perspektive bildet Soeken einen Beleg dafür, dass dort, wo der Krieg die Geschlechterrollen aufweichte, diese Geschlechtergrenzen in Friedenszeiten umso vehementer wieder eingefordert wurden (Higonnet/Higonnet 1987, 31). Angesichts der gewonnenen Erkenntnisse ist Soeken der Täterinnendefinition von Kathrin Kompisch zuzuschreiben, da sie die ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten innerhalb der NS-Strukturen nutzte, um auf die körperliche und seelische Unversehrtheit ihrer Patient*innen und auch anderer Personen zu deren Nachteil einzuwirken (Kompisch 2009, 17). Durch ihre Aktivitäten als Ärztin, ihre Kollaboration mit dem NS-(Gesundheits-)System und der belegbaren Verbreitung der NS-Ideologie hat Soeken sich durch und durch an den Verbrechen des NS schuldig gemacht, indem sie diese ideologisch verbreitete, rechtfertigte oder befürwortete.

Quellenverzeichnis

Bundesarchiv Berlin (BArch)

Bestand R86/3978:

Lebenslauf Soeken undatiert (etwa 1938/39).

Karteikarte RÄK (Reichsärztekammer):

Soeken, Gertrud: geb.: 14. 5. 1897.

Cécile und Oskar Vogt-Archiv (CuOVogt-Archiv), Düsseldorf

Schreiben Soekens an Oskar Vogt vom 10. 5. 1937.

Schreiben Soekens an Oskar Vogt vom 30. 12. 1942.

Dokumentation »Ärztinnen im Kaiserreich«. Institut für Geschichte der Medizin, ZHGB Charité-Universitätsmedizin Berlin (Dokumentation Ärztinnen)

Lebenslauf Charité: Mappe Soeken mit undat. Lebenslauf Soeken.

Abbildung Getrud Soeken.

Landesarchiv Berlin (LArch Berlin)

Bestand C Rep 375-01-21 Nr. 291 Karton14 Akte16:

Entnazifizierungsakte Soeken, Gertrud.

Bestand B Rep 008-10 Nr. 227:

Personalfragebogen Bezirksamt Berlin, Soeken, Gertrud.

Bestand B Rep. 075 Nr. 312:

Landesarbeitsgericht Berlin, Urteil.

Archiv der Max-Planck-Gesellschaft (MPG), Berlin

Bestand II. Abt. Rep. 67:

Personalia Soeken, Gertrud (gest. 21.10.1978).

Univeritätsarchiv Rostock (UA Rostock)

Akte betr. die ärztliche Vorprüfung des Studierenden für Medizin: Gertrud Soeken.

Gedruckte Quellen

Buresch-Riebe, Ilse: Der Kriegsbeitrag unserer Wissenschaftlerinnen, in: NS-Frauen-Warte. Die einzige parteiamtliche Zeitschrift 3 (1943), S. 40.

Mitteilung betr. Soekens Benennung zur »Sachbearbeiterin für Rassepolitik im Sta-be der Gaufrauenschaftsleiterin in Berlin«, in: Die Ärztin 13 (1937), S. 56.

Soeken, Gertrud: Aufgaben der Erziehung und Sterilisationsgesetz, in: Aufgaben und Ziele 1 (1934), S. 137-141.

—: Beratungsstellen für schwererziehbare und nervöse Kinder, in: Gesundheit und Erziehung 48 (1935), S. 273-274.

—: Ziel und Weg in der Hilfsschulfrage, in: Die Ärztin 11 (1935), S. 100-104.

—: Rassenpolitische Erziehung in der Mütterschule, in: Die Ärztin 13 (1937), S. 94-96.

—: Kernikterus und Morbus haemolyticus neonatorum, Stuttgart 1957.

Literaturverzeichnis

Bleker, Johanna: Die Frau als Weib: Sex und Gender in der Medizingeschichte, in: Meinel, Christoph/Renneberg, Monika (Hg.): Geschlechterverhältnisse in der Medizin, Naturwissenschaft und Technik, Stuttgart 1996, S. 15-29.

Betzien, Petra: Selbstverständnis, Dienst an den Patientinnen und (Nachkriegs-)Reflexion der drei Ärztinnen des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück, in: Rauh, Philipp/Voggenreiter, Marion/Ude-Koeller, Susanne/Le-

- ven, Karl-Heinz (Hg.): *Medizintäter. Ärztinnen und Ärzte im Spiegel der NS-Täterforschung*, Köln 2021 (im Druck).
- Bock, Gisela: *Ganz normale Frauen. Täter, Opfer, Mitläufer und Zuschauer im Nationalsozialismus*, in: Heinsohn, Kirsten/Vogle, Barbara/Weckel, Ulrike (Hg.): *Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland* Frankfurt a.M./New York 1997, S. 245-277.
- Bogerts, Bernhard/Gershon, Elliot S.: *Letters to the Editor*, in: *Archives of General Psychiatry* 8 (1988), S. 774-776.
- Bullinger, Ruth Elisabeth: *Belastet oder entlastet? Dachauer Frauen im Entnazifizierungsverfahren*, München 2013, S. 83-138.
- Ebbinghaus, Angelika: *Opfer und Täterinnen: Frauenbiographien des Nationalsozialismus*, Nördlingen 1987.
- Eckelmann, Christine: *Ärztinnen in der Weimarer Zeit und Nationalsozialismus. Eine Untersuchung über den Bund Deutscher Ärztinnen*, Wermelskirchen 1992.
- Herkommer, Christina: *Frauen im Nationalsozialismus – Opfer oder Täterinnen? Eine Kontroverse der Frauenforschung im Spiegel feministischer Theoriebildung und der allgemeinen historischen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit*, München 2005.
- : *Der Diskurs zur Rolle von Frauen im Nationalsozialismus im Spiegel feministischer Theoriebildung*, in: Künzel, Christine/Temme, Gaby (Hg.): *Täterinnen und/oder Opfer? Frauen in Gewaltstrukturen*, Hamburg 2007, S. 25-45.
- Higonnet, Margaret R./Higonnet, Patrice L.-R.: *The Double Helix*, in: Higonnet, Margaret R. u.a. (Hg.): *Behind the Lines. Gender and Two World Wars*, New Haven, CT/London 1987, S. 31-47.
- Hohendorf, Gerrit u.a.: *Die »Kinderfachabteilung« der Landesheilanstalt Eichberg und ihre Beziehung zur Forschungsabteilung der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg unter Carl Schneider*, in: Vanja, Christina u.a. (Hg.): *Wissen und irren. Psychatriegeschichte aus zwei Jahrhunderten – Eberbach und Eichberg. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen*, Kassel 1999, S. 221-243.
- Klee, Ernst: *Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 2007.
- Klee, Ernst: *»Euthanasie« im Dritten Reich. Die »Vernichtung lebensunwerten Lebens«*, vollständig überarb. Neuausg., Frankfurt a.M. 2010.
- Kompisch, Kathrin: *Täterinnen. Frauen im Nationalsozialismus*, Köln/Weimar/Wien 2008.
- Koonz, Claudia: *Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich*, aus dem Englischen von Cornelia von der Tann, Hamburg 1994.
- Kuhn, Annette/Rothe, Valentine: *Frauen im deutschen Faschismus: eine Quellensammlung mit fachwissenschaftlichen und fachdidaktischen Kommentaren*, Bd. 1: *Frauenpolitik im NS-Staat*, Düsseldorf 1982.

- Lanwerd, Susanne/Stoehr, Irene: Frauen- und Gesellschaftsforschung zum Nationalsozialismus seit den 1970er-Jahren. Forschungsstand, Veränderungen, Perspektiven, in: Gemacher, Johanna/Hauch, Gabriella Hauch (Hg.): Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschung, Innsbruck/Wien/Bozen 2007, S. 22-68.
- Martin, Michael/Karenberg, Axel/Fangerau, Heiner: Neurologie und Neurologen in der NS-Zeit: Hirnforschung und »Euthanasie«, in: Nervenarzt 87 (2016), S. 30-41.
- Mitscherlich, Magarete: Die friedfertige Frau. Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter, 6. Aufl., Frankfurt a.M. 1985.
- Nebe, Julia: Kann Schuld auch weiblich sein? NS-Täterforschung am Beispiel des vergessenen »Fräulein Professor« Dr. med. dent. Elsbeth von Schnizer (1900-1998), in: Rauh, Philipp/Voggenreiter, Marion/Ude-Koeller, Susanne/Leven, Karl-Heinz (Hg.): Medizintäter. Ärztinnen und Ärzte im Spiegel der NS-Täterforschung, Köln 2021 (im Druck).
- Peiffer, Jürgen: Hirnforschung im Zwielficht: Beispiele verfuhrbarer Wissenschaft aus der Zeit des Nationalsozialismus. Julius Hallervorden – H.-J. Scherer – Berthold Ostertag, Husum 1997.
- Puschner, Uwe: »...die höchste und hehrste Hüterin der Rasse«. Die Frau im völkischen Weltanschauungsdiskurs, in: Niehuss, Merith/Lindner, Ulrike (Hg.): Ärztinnen – Patientinnen, Frauen im deutschen und britischen Gesundheitswesen, Köln 2002, S. 131-145.
- Radonić, Ljiljana: Die friedfertige Antisemitin? Kritische Theorie über Geschlechterverhältnis und Antisemitismus, Frankfurt a.M./Wien 2004.
- : Von der friedfertigen Antisemitin zur queer-theoretischen Post-Zionistin, in: Busch, Charlotte/Gehrlein, Martin/Uhlig, Tom David (Hg.): Schiefheilungen: Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus, Wiesbaden 2016, S. 201-208.
- Sadowski, Tanja: Die nationalsozialistische Frauenideologie: Bild und Rolle der Frau in der »NS-Frauenwarte« vor 1939*, in: Mainzer Geschichtsblätter 12 (2000), S. 161-182.
- Satzinger, Helga: Krankheiten als Rassen: politische und wissenschaftliche Dimensionen eines internationalen Forschungsprogramms am Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung (1919-1939), in: Schmuhl, Hans-Walter (Hg.): Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933, Göttingen 2003, S. 145-189.
- Schmuhl, Hans-Walter: Hirnforschung und Krankenmord. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung 1937-1945, Berlin 2000.
- : Medizin in der NS-Zeit: Hirnforschung und Krankenmord, in: Deutsche Ärzteblatt 19 (2001), A-1240 bis A-1245.
- (Hg.): Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten.

- Schubert-Leinhardt, Viola: Zur Beteiligung von Frauen an nationalsozialistischen Verbrechen im Gesundheitswesen: Fallstudien aus der Region des heutigen Sachsen-Anhalt, in: Frietsch, Elke/Herkommer, Christina (Hg.): Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, »Rasse« und Sexualität im »Dritten Reich« und nach 1945, Bielefeld 2015, S. 298-311.
- Szepansky, Gerda (Hg.): Blitzmädel, Heldenmutter, Kriegerwitwe, Frankfurt a.M. 1987.
- Thümer-Rohr, Christina: Vagabundinnen. Feministische Essays, 2. Aufl., Berlin 1987.
- : Mittäterschaft von Frauen: Die Komplizenschaft mit der Unterdrückung, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, 3. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 88-93.
- Topp, Sascha/Pfeiffer, Jürgen: Das MPI für Hirnforschung in Gießen. Institutskrise nach 1945, die »Hypothek der NS-Euthanasie« und das Schweigen der Fakultät, in: Oehler-Klein, Sigrid (Hg.): Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit. Personen und Institutionen, Umbrüche und Kontinuitäten, Stuttgart 2007, S. 539-607.
- Trittel, Katharina: Hermann Rein und die Flugmedizin. Erkenntnisstreben und Entgrenzung, Paderborn 2018.
- Schnizer, Elsbeth: Über die Erziehung zur Patientenbehandlung und über die Aufgabe der Frau im zahnärztlichen Beruf, in: Zahnmedizinische Mitteilungen 3 (1934), S. 118-122.
- Windaus-Walser, Karin: Gnade der weiblichen Geburt? Zum Umgang der Frauenforschung mit Nationalsozialismus und Antisemitismus, in: Feministische Studien 6 (1988), S. 102-115.
- Frietsch/Herkommer (Hg.): Nationalsozialismus und Geschlecht.

Internetressourcen

- Neurologie KKH: PATIENTENVERSORGUNG. Bewegungsstörungen/Parkinson/THS; [https://www.neurologie-kkh.de/patientenversorgung/bewegungsstoerungen-parkinson-ths/\(28.2.2021\)](https://www.neurologie-kkh.de/patientenversorgung/bewegungsstoerungen-parkinson-ths/(28.2.2021)).
- Storror, Eva: »Ich bin unschuldig« – Aufseherinnen im KZ Ravensbrück. NDR 1 Radio MV ungekürzte Fassung, <https://www.ndr.de/geschichte/chronologie/Ich-bin-unschuldig-Aufseherinnen-im-KZ-Ravensbrueck,kzravensbrueck100.html> (28.2.2021).

Erinnerung in Nachkriegszeiten

Abwesende Väter, defizitäre Mütter und problematische Kinder

Geschlecht in Erziehungsratgebern der Nachkriegszeit

Sebastian Engelmann

Die pädagogischen Hefte mit dem vielsagenden Titel *Kindernöte* erschienen von 1950 bis 1957 im Verlag Öffentliches Leben. Die in ihnen enthaltenen, zumeist acht bis 15 Seiten umfassenden Beiträge verstehen sich als Ratgeber für Eltern sowie alle mit Erziehungsaufgaben betrauten Personen und wurden von Pädagog*innen, Psycholog*innen und Lehrer*innen verfasst. Auf Grund des Erscheinungszeitraums in der Nachkriegszeit ist der Krieg samt anhaltender Auswirkungen auf Kinder, Familie und Gesellschaft in den Beiträgen der *Kindernöte* unweigerlich explizit und auch implizit Thema. So wird direkt im Vorwort zur ersten Folge der *Kindernöte* darauf hingewiesen, dass die Umstände »schlechter geworden [sind], unter denen unsere Kinder leben, arbeiten, spielen und schlafen« (Specht 1950/51, i). Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ist hier als Zeit der Entbehrung markiert; Unterstützung in der Erziehung scheint geboten.

Bis jetzt wurde in der bildungshistorischen Forschung lediglich am Rande auf die sich selbst als »Freund [...], der ins Haus kommt und hilft, ohne zu fragen« (Specht 1950/51, ii) verstehende Reihe verwiesen (Nitsch 2016). Seltene und beiläufige Hinweise auf die *Kindernöte* bezeichnen diese als »progressive Erziehungsreihe« (Eschner 2017, 66) und führen sie als Beispiel für die sich wandelnde Erziehungskultur nach dem Zweiten Weltkrieg an. Eine ausführliche Betrachtung der insgesamt 42 erschienenen Beiträge steht weiterhin aus. Diese Aufgabe wird im vorliegenden Beitrag partiell geleistet. Mit den *Kindernöten* liegt eine von exilierten Pädagog*innen wenige Jahre nach dem Krieg herausgegebene Reihe von kürzeren Publikationen in Heftform vor, die ein differenziertes Bild der Pädagogik der Nachkriegszeit vermitteln.

Vor diesem Hintergrund werde ich in diesem Beitrag auf Grundlage ausgewählter Beiträge der *Kindernöte* – die in drei Folgen zusammengefasst vorliegen und einen Zeitraum von sieben Jahren umspannen (Specht/Friedländer 1950/51; 1955; 1958) – die Frage beantworten, wie der Rat zur Erziehungspraxis unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse konstruiert und wie diese

mit den Kriegserfahrungen verbunden wurden. Der Fokus auf die erste Folge ist dadurch begründet, dass in den Beiträgen die Kriegserfahrungen am deutlichsten benannt werden. In den späteren Beiträgen treten diese in den Hintergrund. Durch die Beantwortung der aufgeworfenen Fragestellung wird zum einen herausgearbeitet, wie Erziehung und Geschlecht im Deutschland der Nachkriegszeit im pädagogischen Kontext der Ratgeberliteratur verknüpft waren. Zum anderen wird ein Beitrag zur Erforschung der pädagogischen Ratgeberliteratur geleistet. Abgesehen von älteren grundlegenden Arbeiten zur Geschichte des Genres (vgl. Höffer-Mehlmer 2003) berücksichtigt diese aktuell vermehrt die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg (Schmid 2008; Volk 2018) oder aktuelle Ratgeberliteratur (Sauerbrey et al. 2019). Die Nachkriegszeit wird nur als Teil einer längeren Geschichte berücksichtigt (Schmid 2011, 102ff.), obgleich ihr in jüngeren Publikationen als großes Experiment einer demokratischen Art des Zusammenlebens vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt wird (van Rahden 2019). Die in dieser Zeit angestoßenen Veränderungen in der Erziehung sind bis heute wirkmächtig (Levsen 2019). Die 1950er-Jahre zeichnen sich insgesamt durch eine Ambivalenz von Restauration und Fortschritt aus, die zwar immer wieder erwähnt, aber nur selten genauer betrachtet wird.

Um die Frage zu beantworten, werde ich in einem ersten Schritt einen kurzen Einblick in Leben und Werk der Herausgeber*innen sowie die Behandlung von Erziehungsratgebern der Nachkriegszeit in der erziehungswissenschaftlichen Ratgeberforschung geben. Verbunden damit werde ich das Vorgehen einer historisch-systematischen Ratgeberforschung skizzieren (vgl. Schmid/Sauerbrey/Groszkopf 2019, Kost 2019). In einem zweiten Schritt werde ich anhand der Beiträge der *Kindernöte* genau herausarbeiten, wie Erziehung und Geschlecht in der Ratgeberliteratur der Nachkriegszeit verbunden und auf welche Art diese mit den Erfahrungen des Krieges verknüpft sind. Die These, die ich in diesem Beitrag plausibilisieren werde, ist die, dass Männer in den Ratgebern als in der Erziehung anwesend-abwesend imaginiert werden, was zur Festschreibung einer klar definierten und hierarchischen Vorstellung von Geschlechterverhältnissen in der Erziehung führt. Ein Fokus auf die Bedeutung der Abwesenheit scheint angebracht, da »Vaterlosigkeit durch Tod oder Kriegsgefangenschaft [...] die meisten Familien aus[zeichnete], sodass nahezu die Hälfte der Familien nur aus einem Elternteil bestand« (Schmid 2011, 102). Männer werden zwar angesprochen, aber adressiert werden durchweg die Mütter. Auf diese Art wird nicht nur ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit pädagogischer Ratgeberliteratur selbst geleistet, sondern auch tentativ ausgewiesen, wie sich Topoi des Krieges und Kriegserfahrungen in der pädagogischen Diskussion nach 1945 in Verbindung mit der Kategorie Geschlecht fortgeschrieben haben und wirksam wurden.

Ratgeber in erziehungswissenschaftlicher Perspektive – Anmerkungen zum Forschungsstand

Dass die Rollenverteilung in der familiären Erziehung in den *Kindernöten* nicht vehementer aufgebrochen wird, irritiert insbesondere deshalb, weil beide Herausgeberinnen einer demokratischen Tradition der Reformpädagogik zuzuordnen sind. Der Name der Herausgeberin Minna Specht wird in der aktuellen erziehungswissenschaftlichen Diskussion nur selten genannt (Engelmann 2018; Hansen-Schaberg 1992). Wenn er angeführt wird und ihr Werk in den Blick gerät, werden ihre Zeit im Exil (Nielsen 1985), ihre Bemühungen im Landerziehungsheim Walkemühle (Engelmann 2017), ihr potenzieller Status als »verdrängte Klassikerin« (Hansen-Schaberg 2013) oder ihre Pläne zur Reeducation der Jugend Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg berücksichtigt, die sie im Rahmen ihrer Tätigkeit beim German Educational Reconstruction Committee (GER) als wissenschaftliche Mitarbeiterin anfertigte. All diese Überlegungen eint, dass sie die Auseinandersetzung mit Minna Specht auf ihr Wirken in der Walkemühle, ihr pädagogisches Werk während der Zeit im Exil oder die Arbeit an der Odenwaldschule nach dem Zweiten Weltkrieg beschränken. Wenig Beachtung hat bisher Spechts Tätigkeit als Herausgeberin der *Kindernöte* nach dem Zweiten Weltkrieg erfahren. Ebenso vernachlässigt ist das pädagogische Wirken der jüdischen Pädagogin Martha Friedländer, die als Lehrerin in Spechts Schule im Exil in Dänemark mitwirkte und ebenfalls als Herausgeberin der *Kindernöte* fungierte. Friedländer setzte sich über die gesamte Zeit ihres Lebens mit Sprachförderung auseinander und wirkte im Jüdischen Landschulheim Caputh bei Potsdam. Während ihrer Zeit im Exil war sie wie auch Specht im GER aktiv. Nach ihrer Rückkehr nach Bremen konnte Friedländer an ihre Tätigkeit vor dem Zweiten Weltkrieg anknüpfen. In Bremen übernahm sie die Leitung einer Schwerhörigen- und Sprachheilschule, wurde später Mitglied der SPD und auch Mitglied der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft. Beide Pädagog*innen eint, dass sie im Dunstkreis der sozialistischen Reformpädagogik verortet werden (Engelmann 2018), die sich bereits vor und während dem Zweiten Weltkrieg für eine demokratischere Pädagogik einsetzte:

»Sozialistische Reformpädagogik [...] bezieht schulreformerisches Engagement immer zugleich auf gesellschaftspolitische Kategorien wie Chancengleichheit und Partizipation bzw. auf pädagogische Leitziele wie Erziehung zur Demokratie und Mündigkeit. Eine gesellschaftskritische Perspektive für eine solidarische, menschenwürdige und soziale Gesellschaft ist der sozialistischen Reformpädagogik immanent« (Pehnke 2018, 65).

Dieser Kategorisierung des Werks von Specht und Friedländer entsprechend erscheint es nur nachvollziehbar, diese Ausrichtung auch in den *Kindernöten* zu vermuten. Bevor ich mich aber den Beiträgen aus der Zeitschrift zuwende, ist noch

zu klären, was es mit Erziehungsratgebern als Genre auf sich hat. Betrachtet man das Medium Ratgeber gesondert, wird schnell deutlich, dass es sich um eine erziehungswissenschaftlich relevante Textform handelt. Die erziehungswissenschaftliche Ratgeberforschung erfährt aktuell – insbesondere mit Bezug auf die Rezeption und konkrete Anwendung des erteilten Rats – verstärkt Berücksichtigung. Vermehrt werden systematische und empirische Arbeiten angefertigt, die erziehungstheoretisch fundiert das Phänomen des Ratgebens erschließen und diskutieren. Die eingehende historische Betrachtung von Ratgebermedien findet in den jüngsten Publikationen allerdings weniger Beachtung. Als Anlaufpunkt der neueren Forschung zum Thema ist die Dissertationsschrift von Michaela Schmid (2011) zu nennen. Schmid versteht Erziehungsratgeber als Informationsträger,

»die in unterschiedlichster medialer Form darauf abzielen, auf das erzieherische Tun bezogene Informationen zu vermitteln, so dass der Ratsuchende eine auf seine spezielle Situation bezogene Handlungsorientierung als Ergebnis des angelegten Reflexions-/Bildungsprozesses erhält« (Schmid 2011, 22).

Ratgeber vermitteln folglich Informationen und sind an spezifische Themen bzw. Situationen gebunden. Dabei fragt die erziehungswissenschaftliche Ratgeberforschung im Sinne der Quellenkritik nach der *Produktion*, der *Verbreitung* und der *Verwendung* des Materials. Orientierende und allgemeine Fragerichtungen zielen entsprechend darauf, wie das Material beschaffen ist, von wem es produziert wurde, welches Wissen (nicht) repräsentiert wird, wo die Ratgeber angeboten und verkauft werden, wer sie kauft, liest und wie die Informationen schließlich verwendet werden. All diese Fragestellungen sind möglich – es bietet sich dennoch an, eine Fragerichtung in Abhängigkeit des übergeordneten Erkenntnisinteresses auszuwählen, wie es auch hier geschieht (Sauerbrey u.a. 2018).

Das alles weist bereits auf die triviale Erkenntnis hin, dass jeder Ratgeber in sich selbst voraussetzungsreich ist. Ratgeber sind wie andere Quellen ebenso in gesellschaftliche Verhältnisse, wissenschaftliche Diskussionen und politische Kämpfe eingebunden. Zugleich beanspruchen sie einen besonderen Status, da sie Wissen vermitteln wollen oder zumindest so aufgenommen werden können:

»Wesentlich ist dabei, dass es sich um einen Prozess der Wissensvermittlung und Aufklärung handeln sollte, bei welchem unter dem Aspekt der Bildung die Herstellung, Beibehaltung und/oder Optimierung der Mündigkeit des Ratsuchenden leitend sein muss« (Schmid 2011, 22).

Obwohl Ratgeber allgemeingültiges Wissen vermitteln wollen, sind sie jederzeit situiert. Zusätzlich zu dieser formalen Bestimmung wird bei Schmid auch ein normatives Kriterium mitgeliefert, das Erziehungsratgeber charakterisiert. Ratgeber sollen die Mündigkeit – hier operationalisiert als eigenständige reflektierte Handlungsfähigkeit in spezifischen Situationen – der lesenden Subjekte fördern. Im

Zusammenspiel von vermittelter Intention und subjektiver Aneignungsdisposition der Leser*innen können Lesesituationen als massenwirksames Erziehungsphänomen verstanden werden.

Denn Ratgeber sind »eine durchaus geeignete Textgattung, um auch Fertigkeiten zu vermitteln« (Sauerbrey 2019, 51f.), die die bereits vorhandenen Wertesysteme und Wissensordnungen repräsentiert. Kurz: Ratgeber stellen Wissen bereit, um Menschen eine reflektierte Praxis zu ermöglichen. Die zunächst triviale Aussage, Ratgeber würden Wissen bereitstellen, offenbart sich somit als keineswegs trivial, denn »Qualitätsstandards für Ratgeber gibt es nicht, hier entscheidet allein der Markt« (Oelkers 2019, 213) – und der Markt wiederum wird von den Moden der Zeit bestimmt und ist keineswegs inklusiv, liberal oder demokratisch. Welche Ratschläge zu welchem Zeitpunkt gegeben werden und wie sie ausformuliert sind, unterscheidet sich folglich in Abhängigkeit von spezifischen Zusammenhängen und Voraussetzungen. Ratgeber verfügen somit über ein nicht zu verachtendes zeitdiagnostisches Potenzial. Schon in ihrer Zeit selbst sind sie auf Grund der hervorgehobenen Position ein Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse und der jeweils vorherrschenden Vorstellungen davon, wie beispielsweise Geschlecht mit Erziehung verbunden wird. Ratgeber thematisieren »die Probleme und Lösungsversuche einer je spezifischen gesellschaftlichen, kulturellen und historischen Konstellation. Sie sind für sich allein genommen immer schon Zeitdiagnosen« (Engelmann 2021, 150). Durch den Bezug auf Ratgebermedien können die jeweils aktuellen Verschiebungen in Erziehungsvorstellungen, Geschlechterhierarchien, Familienbildern und viele andere pädagogisch relevante Aspekte in ihrer Veränderbarkeit markiert werden – was sie als nützliche Quelle zur Historisierung von Erziehung und Bildung markiert.

Für die Ratgeber der Nachkriegszeit in Deutschland hält Markus Höffer-Mehlmer explizit fest, dass diese eher die tradierte Ordnung fortschrieben:

»Ratgeber-AutorInnen der Nachkriegszeit konzentrierten sich meist auf die im Privathaushalt stattfindende Kindererziehung, wie dies der vorherrschenden Tradition der Gattung [der Ratgeber, Anm. S.E.] entspricht, und brauchten daher die gewissermaßen auf der anderen Seite der Haustür stattfindenden politischen Veränderungen kaum wahrzunehmen« (Höffer-Mehlmer 2019, 252).

Dieser Befund wird dadurch untermauert, dass Ratgeber, die bereits im Nationalsozialismus erschienen sind, wie Hildegard Hetzers »Seelische Hygiene – Lebstüchtige Kinder«, nach dem Zweiten Weltkrieg ohne Veränderungen erneut verlegt wurden. Hetzer selbst steuerte einen Beitrag zu den *Kindernöten* bei, was ebenfalls für die Kontinuität der Erziehungsvorstellungen spricht. Eine ähnliche Kontinuitätslinie lässt sich auch für die Ratgeber von Johanna Haarer konstatieren, die von »1934 bis 1987 mit einer Gesamtauflage von über 1,2 Millionen Exemplaren immer wieder aufgelegt« (Eschner 2017, 66) wurden und erst 1949 eine Überarbeitung er-

führen, welche die nationalsozialistischen Grundtöne der Erziehung ohne liebevolle, individuelle Bindung nie völlig entfernte. Haarer ist in den *Kindernöten* nicht vertreten, was möglicherweise auch in Verbindung mit der antifaschistischen Haltung Minna Spechts steht.

Die Ratgeberliteratur der 1950er Jahre präsentiert zumeist eine »Idealisierung der bürgerlichen Familie mit der ihr eigenen Rollen-, Funktions- und Machtverteilung zwischen Mann und Frau, der Unterordnung der Kinder und der Orientierung an christlichen Maßstäben« (Höffer-Mehlmer 2019, 255). Zugleich wird aber auch davon gesprochen, dass sich »Ansätze zu einem partnerschaftlicheren und weniger an der rigiden Durchsetzung von Normen orientierten Verständnis von Erziehung« (ebd., 255) Bahn brechen. Diese Spannung zeigt sich auch in Ratgebern zu Ehefragen und romantischen Paarbeziehungen (Eckhardt 2013; Pestel 2013). Die Überprüfung der These, dass sich die »Demokratisierung des Erziehungsdenkens« in der Ratgeberliteratur nach dem Zweiten Weltkrieg nahezu durchgängig beobachten lasse (Höffer-Mehlmer 2019, 255), erfordert größere Vergleichsarbeiten. Fakt ist, dass die Geschichte der Demokratisierung nach dem Zweiten Weltkrieg auch eine Geschlechtergeschichte ist und ebendiese Kategorie besondere Aufmerksamkeit erfahren muss (Richter 2020, 15), was hier nun in Grundzügen für einen Erziehungsratgeber der Nachkriegszeit geschehen soll.

Das Geschlecht der Kindernöte – Rekonstruktionen

Geschlecht ist ein in der erziehungswissenschaftlichen Ratgeberforschung regelmäßig verhandeltes Thema. So liegen Studien zu vergeschlechtlichten Ernährungspraktiken in der Pädagogik der frühen Kindheit auf Grundlage von aktueller Ratgeberliteratur (Heimerdinger 2019) oder auch Arbeiten zum Mutterbild in Ratgebern von der Weimarer Republik bis zum Nationalsozialismus vor (Schmid 2008). Von Kontinuitäten im Geschlechterbild ist auszugehen, obwohl jüngere Arbeiten thesenhaft von Demokratisierungstendenzen in der Ratgeberliteratur nach dem Zweiten Weltkrieg sprechen. Aber die postulierte Demokratisierung – verstanden als konkrete Veränderung der Lebensform hin zu einer egalitären Ausübung von Aufgaben bei gleicher Verteilung von Handlungsmöglichkeiten – zeigt sich in den untersuchten Beiträgen der *Kindernöte* keineswegs. Deutlich wird hingegen, dass Mütter als zugleich defizitäre und zur Verbesserung ihrer eigenen Defizite in der Erziehung aufgerufene Akteurinnen angesprochen werden. Zugeschriebenes Geschlecht und die biologische Mutterschaft bestimmten weiterhin die gesellschaftliche Aufgabenverteilung. Die Markierung der Kindernöte als »progressive Erziehungsreihe« (Eschner 2017, 66) muss daher konsequent in ihrer Zeit verstanden und differenziert betrachtet werden.

Unweigerlich ist der Krieg auch in den Jahren 1950 und 1951 explizit und implizit Thema in den Beiträgen. So erwähnt eine der Herausgeberinnen der *Kindernöte*, Minna Specht, den Krieg als einen nachhaltig wirksamen Einfluss auf die soziale Situation, in der Kinder und Eltern sich zu dieser Zeit noch befinden: »Der Krieg hat die soziale Not vergrößert, und wir können sie nicht von einem Tag auf den anderen beseitigen« (Specht 1950, 1). Die Ratgeberliteratur ist in dieser klar durch die Nachwirkungen des Krieges bestimmten Situation eine »stille Hilfe; wir können selber überlegen, ob das, was uns Sorgen macht, richtig gesehen ist« (Specht 1950/51, 2). Statt normative Vorgaben zu machen und eine präskriptive pädagogische Praxis zu skizzieren, versteht zumindest die Herausgeberin die von ihr verantwortete Reihe als Reflexionsanlass und unterstützende Reaktion auf die durch den Krieg verursachte soziale Not. Ohne Handlungsdruck aufzubauen, sollen die Ratgeber laut Specht Anregung und Unterstützung sein. Das dennoch normativ wirksame und machtvollen Ordnungen reproduziert werden, ist bereits dort ersichtlich, wo als Adressat*innen zwar auch Lehrer und Jugendpfleger genannt werden, die Ratgeber sich aber vornehmlich den Müttern zuwenden, »den Müttern, die sich sorgen, weil das Bett wieder naß war, weil unlustig im Essen gestochert wird, Ermahnungen nur patzige Antworten finden« (ebd.). Kurz: Angesprochen sind Mütter, die den Erziehungsalltag offenbar in erster Linie allein und voller Sorgen zu bewältigen haben.

Dieses Muster zieht sich durch die gesamten Beiträge der ersten Folge der *Kindernöte*. An keiner Stelle lassen es die Beiträge aus, die hervorgehobene Rolle der Mutter bei der Kindererziehung zu betonen. Die Rollenverteilung wird bereits auf einer sozialontologischen Ebene festgeschrieben und psychologisch begründet. Der Psychoanalytiker Rudolf Haarstrick verabsolutiert in seinem Beitrag die Mutter-Kind-Beziehung und bindet das Gelingen der Erziehung an die Beziehung:

»Die Kind-Umwelt-Beziehung wird im wesentlichen vom Verhältnis des Kindes zur Mutter bestimmt. Störungen können z.B. eintreten durch bestimmte Erziehungsfehler, vor allem während der Reinlichkeitsgewöhnung, zum anderen durch gewisse ungünstige familiäre oder Umweltverhältnisse, die wir als atmosphärische Störungen bezeichnet haben« (Haarstrick 1950/51, 12).

Die Figur einer Kind-Umwelt- bzw. Kind-Mutter-Beziehung findet sich auch bei der Bremer Reformpädagogin Marianne Lebek, die von einer »Mutter-Kind-Gemeinschaft« (Lebek 1950/51, 1) schreibt. Bei einer Veränderung der Beziehung – wie beim von Lebek bearbeiteten »Problem« eines neuen Geschwisterkindes in der Familie – sei es die »Aufgabe der Erwachsenen seiner Umgebung, besonders der Mutter, [...] das Kind innerlich darauf vorzubereiten« (ebd., 1). Bei Lebek ist es die Mutter, welcher die Aufgabe zukommt, potenzielle Probleme mit dem Kind zu verhindern oder zu beheben. Die dyadische Beziehung von Mutter und Kind wird durchweg »als eine nicht weiter begründbare Gegebenheit und Selbstverständ-

lichkeit konstruiert« (Lenz/Scholz 2013, 258). Gerade deshalb wird die Mutter auch durch die Ratgeber angesprochen, denn wie Hans Hajek es für den Umgang mit Problemen beim Essen formuliert, habe eine vorausschauende Problematisierung und Auseinandersetzung mit potenziellen Defiziten nur Vorteile: »Die Mutter, die sich damit rechtzeitig vertraut macht, erspart sich viel Ärger, Sorge und überflüssige Kosten« (Hajek 1950/51, 2).

In der Argumentation der Autor*innen der *Kindernöte* sind Erziehungsprobleme also durch die spezifische Konstellation der naturalisierten Mutter-Kind-Beziehung bedingt. Sie können zudem nur durch die Mutter gelöst werden. Das wiederum erzeugt das Bild, es als Mutter nicht richtig machen zu können. Den Vätern, die in den Texten zwar indirekt auch als Elternteil angesprochen werden, wird in den frühen Beiträgen der *Kindernöte* kaum Wirkmächtigkeit zugeschrieben. Sie wirken eigentümlich abwesend, was auch mit dem Krieg, der bei Erscheinen der ersten Beiträge der *Kindernöte* erst wenige Jahre zuvor endlich ein Ende gefunden hatte, in Verbindung gebracht wird. In späteren Beiträgen werden aber auch sie für Fehler verantwortlich gemacht. Dennoch ist festzuhalten, dass die Beiträge aus den Jahren 1950 und 1951 in exakt die Zeit fallen, in der sich neue Vorstellungen von Männlichkeit in der Bundesrepublik andeuteten und sich »Beratungsliteratur über Fragen der Kindererziehung [...] zunehmend an Väter richtete« (van Rahden 2019, 89). Mit Blick auf die Ratgeberliteratur der Nachkriegszeit ist daher mindestens von einer Gleichzeitigkeit zu sprechen. Wo auf der einen Seite nach dem Zweiten Weltkrieg werdende Väter dazu ermutigt wurden, »ihre Frauen bei den Arztbesuchen während der Schwangerschaft zu begleiten [...] und bereits bei der Säuglingspflege eine aktive Rolle zu übernehmen« (ebd.), waren – und sind – diese Vorstellungen einer demokratisierten Kindererziehung auf der anderen Seite noch lange nicht flächendeckend etabliert.

In den zahlreichen kurzen Beiträgen der *Kindernöte* – die sich jeweils fallspezifisch mit beispielsweise dem Bettnässen, dem Nägelkauen, der Geburt eines Geschwisterkindes, dem Stottern oder dem altbekannten Problem von Kindern, die keine Lust haben zu essen, auseinandersetzt – werden oftmals gleichförmige Geschichten erzählt, die den Krieg erwähnen und ihn mit der Kindererziehung verbinden. Die Beiträge erinnern ihre Leser*innen nicht nur an den Krieg, wenn in der Auseinandersetzung von Hajek mit dem Essverhalten von Kindern beiläufig auf die »vergangenen Hungerjahre« (Hajek 1950/51, 1) verwiesen wird, sondern nutzen Kriegserfahrungen als relevante Elemente ihrer narrativen Entfaltung von Erziehungsproblemen. So berichtet Martha Friedländer von einem Kind, das in der Nachkriegszeit zu stottern begann. Der Vater wird hier auf Grund des Krieges als abwesend eingeführt: »Es war Krieg, der Vater mußte ins Feld, die Mutter litt sehr unter der Trennung; sie evakuierte in eine Gegend, in der man einen dem Kinde unverständlichen Dialekt sprach« (Friedländer 1950/51, 2). Nach dieser für Mutter und Kinder traumatisierenden Situation kehrte der Vater nach unbestimmter Zeit

zurück und sah sowohl seinen größeren Sohn Heini als auch sein jüngeres Kind wieder: »Nach Kriegsende kam der Vater heim und bewunderte das Brüderchen; an Heini sah der Vater vieles, was ihm nicht gefiel« (ebd., 3). Eine ähnliche Situation zeigt sich auch im Artikel von Haarstrick zum Bettnässen: »Der Vater war damals Soldat, und sie hatte gewiß keine Erinnerung mehr an ihn als er mehr als zwei Jahre nach dem Krieg aus der Gefangenschaft entlassen wurde« (Haarstrick 1950/51, 1f.). Beide Situationen eint die temporäre Abwesenheit des Vaters sowie die als überaus traumatisch beschriebenen Erfahrungen von Evakuierung, Trennung von der Familie und negativer Beurteilung durch den abwesenden Vater. Der Vater geht – und kehrt nach einer längeren Zeit der Trennung wieder zur Familie zurück. Aber auch wenn er nicht im Krieg gestorben war, dann war »Vati [...] meist schon in seiner Arbeitsstelle, wenn das Kind früh aufwachte und kam erst am späten Nachmittag wieder nach Haus« (Lebek 1950/51, 3), wie Lebek in ihrem Text zum Umgang mit neuen Geschwistern hervorhebt.

Wenn die Väter nicht anwesend waren und die Normalvorstellung von Erziehung an die Mutter gekoppelt wurde, ist diese als zu adressierende Akteurin gesetzt. Sie wurde durch professionelle Akteur*innen wie die Autor*innen der *Kindernöte* mit Rat unterstützt, sie sollte handlungsfähig werden und die alltäglichen Probleme der Erziehung bewältigen. Die konsequenten »Anrufungen zur Mutterschaft« (Pestel 2013, 225) weisen darauf hin, dass die Betreuung der Kinder durch die Mütter die angenommene Normalität der Nachkriegszeit war. Konkret gewendet könnte man sich nun einen empowernden Ratgeber vorstellen, der sowohl Kinder als auch Mütter in den Blick nimmt, beide entlastet und Bewältigungsstrategien für eine immer komplexer werdende Realität voller Herausforderungen bereitstellt – eine positive Lesart der Beiträge lässt diese Deutung zu, denn schließlich *wollen* die Beiträge unterstützen und Rat geben. Dies ist jedoch nur die eine Seite der Medaille. Denn wenn qua psychologisch-naturalistischer Zuschreibung die Mutter für die Erziehung als zuständig markiert wird, die Väter nicht anwesend waren und Erziehung nicht als gesellschaftlich beeinflusst, sondern als individueller Akt verstanden wird, ist die Quelle des Problems bei den involvierten Personen zu suchen. Dies geschieht auch in den *Kindernöten*, was uns zu dem oben bereits erwähnten Beitrag von Martha Friedländer zurückführt. Friedländers Beispiel zur möglichen Begründung des Stotterns macht diese Zuweisung der Wirkmächtigkeit und die damit einhergehende Inverantwortnahme der Mütter besonders deutlich: »Viele Mütter, die das Sprachleiden ihres Kindes auf Kriegsgeschehnisse zurückführen, haben nicht ganz recht mit ihrer Behauptung« (Friedländer 1950/51, 1). Entgegen der Vermutung, den Grund für das Stottern in der Traumatisierung durch den Krieg zu sehen, sollten die Mütter selbst zunächst auf ihr Verhalten schauen, das in dem Beitrag als potenzieller Auslöser für das Stottern ausgemacht wird: »Wie viele Mütter können von sich sagen, daß sie sich während eines Bombenangriffs um der Kinder wegen wenigstens äußerlich zur Ruhe zwingen

konnten, um das Kind zu beruhigen« (ebd.). Statt die gesellschaftlichen Umstände als Problem zu markieren, wird der pädagogische Rat an die individuelle Mutter adressiert, um hier überhaupt einen konkreten Rat erteilen zu können. Ein altbekanntes Scheinargument wird aufgenommen: Mütter würden Fehler machen, weil sie überlastet sind oder schlicht nicht wollen. Wie schon in Rousseaus »Emil« wird den Müttern zugeschrieben, dass sie teilweise unfähig seien, ihre Kinder korrekt zu behandeln, wie die Leiterin einer Erziehungsberatungsstelle in Berlin, Annette Baudert, festhält: »Aber die Mutter ist dazu nicht immer fähig. Sei es aus Überlastung, aus Bequemlichkeit oder aus Mangel an Einsicht, allzuoft beschränkt sie sich auf die unvermeidliche leibliche Ernährung und wird den wachsenden Ansprüchen des Kindes nicht gerecht« (Baudert 1950/51, 3). Die den Müttern zugesprochenen Pflichten der Erziehung werden von den Autor*innen der *Kindernöte* umfassender gefasst, als nur für die leibliche Ernährung zu sorgen, was auch dann deutlich wird, wenn die Diplompsychologin Magda Ferenbach in ihren Ausführungen zur Sprachentwicklung bei Kindern die Reaktion auf das Rufen von Säuglingen beschreibt: »[D]ie Mutter kommt, sie wickelt ihn neu, singt ihn in Schlaf, gibt ihm zu trinken« (Ferenbach 1950/51, 2). Die Mutter ist hier diejenige, die sowohl auf das Signal des Kleinkinds reagiert und notwendige Sorgearbeit leistet als auch die grundlegenden Bedürfnisse erfüllt. Dass der Vater auf den Ruf des Säuglings reagiert, ist in Ferenbachs Ausführungen kein Thema. Und auch die weitere Unterstützung beim Erlernen der Sprache wird vornehmlich von der Mutter geleistet. Obwohl die Eltern laut Ferenbach beide mit der Erziehungsaufgabe betraut sind, ist es wieder die Mutter, die im Alltag mit dem fragenden Kind konfrontiert und als überfordert dargestellt wird: »War's der Mutter vorher schon ein bisschen viel mit seiner Fragerei, jetzt weiß sie oft nicht mehr, wo ihr der Kopf steht« (ebd., 3). Sprachentwicklung – so die Vorstellung von Ferenbach – brauche zudem klare Sprache: »Nicht jede Mutter denkt rechtzeitig darüber nach, daß diese infantile Sprechgewohnheit [...] dem Kind später seinen Weg in der Schule [...] erschweren kann« (ebd., 7). Statt das Kind zu verstehen – »Mütter leisten ja viel auf diesem Gebiet« (ebd., 10) – müsste eingegriffen werden. Die »allzu große Anpassungsfähigkeit der Mutter [ist] ein schlimmes Hindernis für die Sprachentwicklung des Kindes« (ebd.). Hier wird erneut eine doppelte Adressierung der Mutter sichtbar. Bei Friedländer, Baudert und Ferenbach wird der Mutter die unbedingte Zuständigkeit für das Wohl des Kindes zugesprochen. Auf Grund der angenommenen Beziehung zwischen Kind und Mutter muss sie reagieren, da sie sonst weitere Probleme produziert. Die Reaktionen sind aber allemal falsch, defizitär und die Mutter bleibt fehlerhaft, was gravierende Folgen haben kann. Die Väter hingegen sind in den *Kindernöten* doppelt abwesend. Zum einen waren sie für viele Kinder in einer kritischen Phase des Aufwachsens nicht greifbar: Sie waren im Kriegseinsatz, in Gefangenschaft oder sind verstorben. Zum anderen war Abwesenheit auf Grund von Lohnarbeit ihre normalisierte Position im Erziehungsverhältnis. Sie waren nicht oder kaum da. Und wenn sie da

waren, hatten sie für die Kinder nur Kritik übrig. All dies führte dazu, dass sie auch auf der Ebene der konkreten Ratschläge, die in der Form neutral an die Eltern gerichtet sind, seltener mit einbezogen wurden, der Mutter durch die Autor*innen ungleich mehr Wirkmächtigkeit zugesprochen wurde. Mit dieser geht allerdings auch die Verantwortung einher, die realen Kindernöte zu bearbeiten, also potenzielle Fehler in der Erziehung zu vermeiden oder zu berichtigen. Die Väter können nicht scheitern, da sie nicht anwesend sind. Sie werden nicht zum Subjekt des Rates, da sie auf Grund ihrer Abwesenheit nicht angesprochen werden können, was in den Beiträgen sowohl durch die Naturalisierung der Mutter-Kind-Beziehung als auch durch ihre Abwesenheit auf Grund des Krieges oder der traditionellen Lohn-tätigkeit begründet wird.

Von Erziehungsproblemen, defizitären Müttern und abwesenden Vätern – Ein Fazit

Die Frage danach, wie der Rat zur Erziehung unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse konstruiert und mit den Kriegserfahrungen verbunden wird, konnte im Durchgang durch die Beiträge beantwortet werden. In den Beiträgen der *Kindernöte* findet sich ein hierarchisiertes Verhältnis der Geschlechter, das sich insbesondere durch die Abwesenheit der Väter auszeichnet und die Mutter in ihrer Rolle festschreibt. Die Mutter wird so zur konstant defizitären Empfängerin des Rats erklärt. Wo der Vater entweder lange Zeit auf Grund des Krieges abwesend war oder nun infolge der Lohnarbeit abwesend ist, fällt die Erziehungstätigkeit auf die Mutter zurück. Erziehungsfehler finden sich zumeist bei ihr oder werden ihr zugeschrieben. Sie ist diejenige, die als defizitär markiert wird, Probleme selbst produziert, etwas versäumt haben könnte, was sich nun im Verhalten des Kindes äußert. Die Erziehungsaufgabe wird im privaten Bereich durch die Autor*innen beinahe vollständig der Mutter zugesprochen, die selbst mit den traumatischen Erfahrungen des Krieges zum Wohle des Kindes souverän umzugehen hat. Gewiss werden die Väter benannt, auch wird von den Eltern als Kollektivsubjekt gesprochen. Väter machen in den Ratgebern aber keine Fehler. Sie können gar keine Fehler machen, da sie nicht anwesend sind. Demnach können sie die Fehler auch nicht beheben. Ihre Abwesenheit wird normalisiert und damit der Großteil der Sorgetätigkeit bei den Müttern abgeladen. Die von etablierten Erzieher*innen, Psycholog*innen und Lehrer*innen vorgebrachten Positionierungen können zwar dahingehend als progressiv beschrieben werden, als dass sie eine individualisierte Perspektive auf das Kind entwickeln und dessen Probleme ohne Zwang und Druck lösen wollen. Die Erziehung, wenn sie denn als Einwirkung auf das Kind verstanden werden soll, gesteht dem Kind mehr Freiheit und Individualität zu. Zugleich wird aber auch die tradierte Geschlechterordnung zementiert: Die

Autor*innen machen Frauen für die Erziehung verantwortlich. Dabei geben sie nicht nur unterstützenden Rat zum Umgang mit herausfordernden Situationen, sondern bauen auch Druck auf. Sie laden Verantwortung ab, naturalisieren die Beziehung von Mutter und Kind und tradieren die vorhandenen Vorstellungen von althergebrachter Erziehung. Der Krieg, so kann geschlussfolgert werden, ist dafür mitverantwortlich, denn er hat die Abwesenheit der Väter begründet und ihre Integration in das Erziehungsgeschehen sicherlich für viele Jahre verhindert. Obwohl Konzepte von liebender Vaterschaft wenige Jahre später ebenfalls aufkommen sollten, hat der Vater in den Beiträgen der *Kindernöte* (noch) keinen festen Platz. Weiterhin muss er abwesend sein und die Mutter muss laut den Autoritäten der Ratgeber die Erziehung übernehmen. Der »Freund [...], der ins Haus kommt und hilft, ohne zu fragen« (Specht 1950/51, ii), bringt so gesehen seine eigene Ordnung der Geschlechter, seine eigene Wissensordnung und seine eigene Vorstellung von Erziehung mit. Diese Erziehungsvorstellungen der Nachkriegszeit noch differenzierter auf die reproduzierte Kontinuität und den zeitgleich einsetzenden Wandel im Umgang mit der Kategorie Geschlecht zu befragen, ist weiterhin Aufgabe einer historischen Ratgeberforschung, die hier noch viel zu tun hat, wenn sie die Demokratisierung des Erziehungsdenkens dieser Phase in all seiner Ambivalenz nachvollziehen will. Erst so können wir verstehen, wie es dazu kommt, dass Vorstellungen von Erziehung weiterhin feminisiert werden, noch immer vornehmlich Mütter die Verantwortung für vermeintliche »Erziehungsfehler« tragen und Vorstellungen von der Nähe zu den eigenen Kindern erst langsam als Kernbestandteil von Vaterschaft angesehen werden.

Literaturverzeichnis

- Baudert, Annette: Geschwister, in: Specht, Minna/Friedländer, Martha (Hg.): *Kindernöte*. Erste Folge, Frankfurt a.M. 1950/51, S. 1-8.
- Engermann, Sebastian: Die Pädagogin Minna Specht – Erziehung für den Frieden, in: *Wissenschaft und Frieden* 1 (2017), S. 29-31.
- : *Pädagogik der sozialen Freiheit. Eine Einführung in das Denken Minna Spechts*, Paderborn 2018.
- : Ein pietistischer Erziehungsratgeber aus Baden – Oder: Christian Heinrich Zeller über Kleinkinderpflege und physische Erziehung, in: Böckmann, Laura/Engermann, Sebastian/Reichrath, Philipp/Rohstock, Anne (Hg.): *Creativity. Courage. Chances*. Karin Amos zum 60. Geburtstag, Tübingen 2021, S. 135-153.
- Eckhardt, Sarah: Zwischen Konkurrenz und Synthese. Christliche und romantische Deutungsmuster in Eheeratern der 1950er Jahre, in: Scholz, Sylka/Lenz, Karl/Dressler, Sabine (Hg.): *In Liebe verbunden: Zweierbeziehungen und El-*

- ternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute, Bielefeld 2013, S. 79-98.
- Eschner, Carmen: Erziehungskonzepte im Wandel. Eine qualitative Inhaltsanalyse von Elternratgebern 1945-2015, Wiesbaden 2017.
- Ferenbach, Magda: Unser Kind lernt sprechen, in: Specht, Minna/Friedländer, Martha (Hg.): Kindernöte. Erste Folge, Frankfurt a.M. 1950/51, S. 1-11.
- Friedländer, Martha: Warum stottert mein Kind? in: Specht, Minna/Friedländer, Martha (Hg.): Kindernöte. Erste Folge, Frankfurt a.M. 1950/51, S. 1-8.
- Haarstrick, Rudolf: Was machen wir mit unserem Bettnässer? in: Specht, Minna/Friedländer, Martha (Hg.): Kindernöte. Erste Folge, Frankfurt a.M. 1950/51, S. 1-12.
- Hajek, Hans: Mein Kind ißt so schlecht! in: Specht, Minna/Friedländer, Martha (Hg.): Kindernöte. Erste Folge, Frankfurt a.M. 1950/51, S. 1-12.
- Hansen-Schaberg, Inge: Minna Specht – Eine Sozialistin in der Landerziehungsheimbewegung (1981-1951). Untersuchung zur pädagogischen Biographie eine Reformpädagogin, Frankfurt a.M u.a. 1992.
- : Minna Specht (1879-1961) »...es gibt kein zaudern wenn man weiter will«, in: Kluge, Sven/Borst, Eva (Hg.): Verdrängte Klassiker und Klassikerinnen der Pädagogik, Baltmannsweiler 2013, S. 128-143.
- Heimerdinger, Timo: Brust oder Flasche? – Säuglingsernährung und die Rolle von Beratungsmedien, in: Schmid, Michaela/Sauerbrey, Ulf/Großkopf, Steffen (Hg.): Einleitung. Ratgeberforschung in der Erziehungswissenschaft. Grundlagen und Reflexionen, Bad Heilbrunn 2019, S. 119-134
- Höffer-Mehlmer, Markus: Elternratgeber. Zur Geschichte eines Genres, Baltmannsweiler 2003.
- : Den Rat immer neu erfinden – Zur Geschichte der Ratgeberliteratur. in: Schmid, Michaela/Sauerbrey, Ulf/Großkopf, Steffen (Hg.): Einleitung. Ratgeberforschung in der Erziehungswissenschaft. Grundlagen und Reflexionen, Bad Heilbrunn 2019, S. 239-262.
- Kost, Jakob: Möglichkeiten und Grenzen, das Feld pädagogischer Ratgeber zu systematisieren, in: Schmid, Michaela/Sauerbrey, Ulf/Großkopf, Steffen (Hg.): Einleitung. Ratgeberforschung in der Erziehungswissenschaft. Grundlagen und Reflexionen, Bad Heilbrunn 2019, S. 17-28.
- Lebek, Marianne: Wir bekommen noch ein Kindchen, in: Specht, Minna/Friedländer, Martha (Hg.): Kindernöte. Erste Folge, Frankfurt a.M. 1950/51, S. 1-11.
- Lenz, Karl/Scholz, Slyka: Das idealisierte Kind. Elter(n)-Kind-Beziehungen in populären Erziehungsratgebern, in: Dies./Dressler, Sabine (Hg.): In Liebe verbunden: Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute, Bielefeld 2013, S. 257-274.
- Levsen, Sonja: Autorität und Demokratie. Eine Kulturgeschichte des Erziehungswandels in Westdeutschland und Frankreich 1945-1975, Göttingen 2019.

- Nielsen, Birgit S.: Erziehung zum Selbstvertrauen. Ein sozialistischer Schulversuch im dänischen Exil 1933-1938, Wuppertal 1985.
- Nitsch, Ulla: Eine Erziehungsnot sondergleichen, ein herzergreifendes Bild von Hilfsbedürftigkeit. Von Kindernöten und Erziehungsvorstellungen in der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren, in: Zeitschrift für Museum und Bildung 80-81 (2016), S. 47-66.
- Pehnke, Andreas: Sozialistische Reformpädagogik und Pädagogik im realexistierenden Sozialismus, in: Barz, Heiner (Hg.): Handbuch Reformpädagogik und Bildungsreform, Wiesbaden 2018, S. 65-78.
- Pestel, Franziska: (Ehe-)Frau ≠ Mutter?! Weiblichkeitskonstruktionen in Ehe- und Beziehungsratgebern, in: Scholz, Sylka/Lenz, Karl/Dressler, Sabine (Hg.): In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute, Bielefeld 2013, S. 217-234.
- Richter, Hedwig: Demokratie. Eine deutsche Affäre. Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2020.
- Sauerbrey, Ulf. u.a.: Elternratgeber zur Kindergesundheit. Ein Überblick über populärmedizinische Themen auf dem deutschen Buchmarkt, in: Zeitschrift für Allgemeinmedizin 94 (2019) 6, S. 269-275.
- Schmid, Michaela: Erziehungsratgeber und Erziehungswissenschaft. Zur Theorie-Praxis-Problematik populärpädagogischer Schriften, Bad Heilbrunn 2011.
- : Erziehungsratgeber in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – eine vergleichende Analyse. Kontinuität und Diskontinuität im Mutterbild sowie der (früh-)kindlichen Pflege und Erziehung in ausgewählten Erziehungsratgebern der Weimarer Republik und der NS-Zeit, Berlin 2008.
- Schmid, Michaela/Sauerbrey, Ulf/Großkopf, Steffen: Einleitung, in: Dies. (Hg.): Ratgeberforschung in der Erziehungswissenschaft. Grundlagen und Reflexionen, Bad Heilbrunn 2019, S. 7-14.
- Specht, Minna: Vorwort, in: Specht, Minna/Friedländer, Martha (Hg.): Kindernöte. Erste Folge, Frankfurt a.M. 1950/51, S. i-ii.
- Specht, Minna/Friedländer, Martha (Hg.): Kindernöte. Erste Folge, Frankfurt a.M. 1950/51.
- (Hg.): Kindernöte. Zweite Folge, Frankfurt a.M. 1955.
- (Hg.): Kindernöte. Dritte Folge, Frankfurt a.M. 1958.
- Van Rahden, Till: Demokratie: Eine gefährdete Lebensform, Frankfurt a.M. 2019.
- Volk, Sabrina: Elternratgeber der Weimarer Republik. Wissensordnungen über Familienerziehung zwischen zwei Weltkriegen, Wiesbaden 2017.

Rosi Wolfstein – Ein Leben im Schatten der Kriege des 20. Jahrhunderts

Riccardo Altieri

Rosi Frölich, geb. Wolfstein, wurde fast 100 Jahre alt und war die längste Zeit ihres Lebens überzeugte Antimilitaristin. Im Folgenden möchte ich mit einem kurzen Abriss über ihr Leben unter Berücksichtigung des Wechselverhältnisses Krieg und Biographie beispielhaft eine Frau vorstellen, die zahllose Konflikte, Kriege und einen Kalten Krieg selbst erfahren hat. Dabei ergeben sich diverse Forschungsfragen: Wodurch war die antimilitaristische Haltung Rosi Wolfsteins gekennzeichnet und was war das Besondere daran? Gab es eine Transformation dieser Grundeinstellung oder wurde ihre ansonsten ungetrübte Meinung durch Kompromissbereitschaft und Konzessionen beeinflusst? War ihr Handeln vom Geist ihrer Überzeugungen durchdrungen oder widersprachen sich Wort und Tat womöglich, was im »Zeitalter der Extreme« (Eric Hobsbawm) durchaus nachvollziehbar wäre? Inwieweit ist ihre Stellung innerhalb der Arbeiter*innenbewegung und der Frauenbewegung zu bewerten, wo unterschieden sich ihre Standpunkte von denjenigen Gleichgesinnten und weshalb?

Methodisch möchte ich dabei derart vorgehen, dass ich die Momente, in denen Kriege und militärische Konflikte im Leben Rosi Wolfsteins eine Rolle spielten, chronologisch vorstelle und dabei historische, psychische und soziale Einflussfaktoren der Kriege auf ihre Biographie aufzeige. Entwickelte Rosi Wolfstein als Sozialistin und Kommunistin ein ähnlich bürgerliches Bedürfnis nach Frieden und Freiheit wie ein Großteil ihrer Zeitgenoss*innen, wie es Siegfried Kracauer (1930, 77) bereits in den 1930er Jahren für die Zwischenkriegszeit der 20er Jahre konstatierte? Oder veränderte sich ihre kämpferische Haltung gegen alle Kriegstreiberei mit zunehmendem Alter und realen Extremerfahrungen (Flucht, Exil, Ermordung von Angehörigen in der Shoa)?

Kindheit und Jugend

Für ihre Kindheit liegt ein entsprechendes Egodokument vor, das sie allerdings im Alter von 31 Jahren retrospektiv und bereits als Parteikommunistin verfasst hatte und aus dem ihre Haltung zu Kriegen hervorgeht. Darin heißt es:

»Ich entsinne mich deutlich, dass schon in der Schule alle Betriebsamkeit mich weder für Kriege, Schlachten, deren Helden, noch den modernen Militarismus zu begeistern vermochten; ich sah darin – infolge der historisch sinnlosen Darstellung – *nur* etwas Verabscheuungswürdiges, eine Auffassung übrigens, die weder im Elternhause, in dem rein bürgerl[iche] Tendenzen herrschten, eingegeben war, noch im geringsten dort bestärkt wurde. Noch ehe die Schulzeit beendet war, hatte ich den Willen, später die auf Frieden u[nd] Verständigung der Völker gerichteten Bestrebungen zu unterstützen« (zit.n. Laschitza 2017, 28f., Fn. 53).

In dieser Selbstdarstellung präsentiert sich Wolfstein hinsichtlich ihrer politischen Haltung bereits als Kind in ihrer Familie isoliert, dennoch fand ihre politische Sozialisation nachweislich erst während des Berufslebens statt; ob diese Rückblende daher tatsächlich Erfahrenes mit politisch motiviertem Wunschdenken vermischte, sei dahingestellt (vgl. Altieri 2021a). Neben arbeitsrechtlichen Fragen, die sich in ihrer Tätigkeit als Kontoristin bei einer Hagener Möbelwerkstatt stellten, war es vor allem das Frauenwahlrecht, das Wolfstein nachhaltig politisierte. Anfang 1908, nachdem sie nicht nur mehrere entsprechende Demonstrationen zu dieser Thematik wahrgenommen, sondern auch von der brutalen Polizeigewalt erfahren hatte, mit der gegen die Demonstrierenden vorgegangen wurde, entschied sie sich für den Parteieintritt in die SPD. Doch damals galt noch das restriktive preußische Vereinsgesetz vom 11. März 1850 und dieses verbot ihr an ihrem Wohnort, das heißt im Regierungsbezirk Westfalen-Lippe, einer Partei oder einem politischen Verein beizutreten. Später erinnerte sie sich: »Bis dahin durften sich Frauen nicht politisch organisieren. Das war Unmündigen, Geistesgestörten und den Frauen verboten« (Wolfstein [undat.], 62).¹ Ein Vierteljahr später wurde das Gesetz novelliert und Wolfstein SPD-Mitglied (Altieri 2021a, 13-15). »Das war eine Riesenorganisation, wenn man so will – eine Avantgarde. Wir Frauen wurden dort sehr nett aufgenommen, was man heute nicht so ohne Weiteres feststellen kann«, attestierte sie Jahrzehnte später der SPD in der Bundesrepublik (Dischereit 1995, 24f.).

1 Am 15. Mai 1908 trat schließlich das Reichsvereinsgesetz vom 19. April desselben Jahres in Kraft, das den bisherigen Zustand, nach dem in allen preußischen Landen unterschiedlich verfahren werden konnte, vereinheitlichen sollte und jegliche Deutungshoheit unter eine zentrale Verantwortung stellte. Der erste Paragraph des Gesetzes lautete: »Alle Reichsangehörigen«, auch Frauen, »haben das Recht, zu Zwecken, die den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, Vereine zu bilden und sich zu versammeln« (Reichsgesetzblatt 1908, 151).

In den folgenden Jahren wurde Wolfstein vor allem durch Vertreter*innen des linken Flügels sozialisiert: Da waren zuerst Hermann Duncker und Otto Rühle, später auch Karl Liebknecht und zuletzt und sicher am wichtigsten: Rosa Luxemburg, die ihre Förderin, Lehrerin und zuletzt auch Freundin wurde (Altieri 2021a, 15; vgl. Altieri 2021b; Mills 2021, 38–41). Damit ging auch eine kritische Haltung am preußischen Militarismus einher, noch zentraler jedoch eine politische Entwicklung von der Pazifistin zur Antimilitaristin, als 1914 realiter der Erste Weltkrieg begann (vgl. Luban 2010). Diesen Prozess stufte Helga Grebing als »nicht untypisch für die sozialistische Bewegung« (Grebing 1995, 47) ein und Heinz Niggemann erkennt darin gar »[e]inen weitgehend typischen Politisierungsprozess« (Niggemann 1981, 113).

Vor dem Ersten Weltkrieg

Schon im Wahlkampf für die Reichstagswahlen von 1912 hatte sich Rosi Wolfstein für das Frauenwahlrecht und gegen die Kriegsgefahr positioniert – ein Damoklesschwert, das mit den Konflikten auf dem Balkan und in Marokko durchaus bedrohlich war (Dischereit 1988, 160; Heid 1993, 403; Vinschen 1992, 166). Als Frau von 23 Jahren wurde sie in derartigen Debatten – auch von SPD-Genossen – nicht überall ernstgenommen. Als sie bei einer Wahlkampfveranstaltung in Bocholt auftrat, »fiel [ein Mann, der sie am Bahnhof abholte, Anm. R.A.] fast in Ohnmacht. So ein verhältnismäßig junges Geschöpf und das als Gegenrednerin in einer ziemlich festgefahrenen Zentrumsveranstaltung«, erinnerte sie sich später. »Sie versuchten mir klar zu machen, dass ich dort wohl nicht sprechen könne und dass es das Beste sei, sofort zurückzufahren.« Ein weiterer Sozialdemokrat am Bahnsteig wollte Wolfstein Angst machen und ergänzte: »Hast du schon mal 'ne Stuhlbeindiskussion mitgemacht?« (Wolfstein [undat.], 63f.). Doch die Einschüchterungsversuche hatten keinen Erfolg, Wolfstein trat auf und sprach in einem Saal, der mit einem Seil durchtrennt war, damit Frauen und Männer sich nicht vermischen konnten (Buschfort 1986, 49). Am 12. Januar 1912 wählten die Männer mehrheitlich die SPD.² Die auf politische Beteiligung fokussierten »neuen Frauen« (Beuys 2014) mussten den Parlamenten und Wahllokalen jedoch zunächst weiterhin fernbleiben.

In der Folgezeit wurde Rosi Wolfstein von der SPD als Wanderrednerin eingesetzt und hielt überall im Rhein- und Ruhrgebiet Vorträge gegen einen bescheidenen Obolus, auf den sie infolge unerwarteter Erwerbslosigkeit auch angewiesen war (Dischereit 1988, 160). Von Herbst 1912 bis Frühjahr 1913 durfte sie zum Dank

2 Mit 34,8 Prozent erhielt die Sozialdemokratie einen Stimmenzuwachs von 5,9 Prozentpunkten. Das Zentrum hatte mit 16,4 Prozent drei Prozentpunkte eingebüßt; auch andere konservative Parteien mussten Stimmverluste hinnehmen (vgl. Hohorst/Kocka/Ritter²1978, 173–176).

für ihren aktiven Wahlkampfeinsatz die SPD-Parteischule in Berlin besuchen. Sie war eine von nur zwei Schülerinnen, ihre einzige weibliche Lehrkraft war Rosa Luxemburg.³ »Diese Schule versuchte, den Nachwuchs heranzubilden für die Redaktionen, Sekretariate, auch für eventuelle Mandate zu den Parlamenten oder Kommunalvertretungen« (Guthmann 1995, 16). Rosa Luxemburgs Unterricht sah unter anderem eine historische Betrachtung kriegerischer Ereignisse aller vergangenen Epochen vor, um insbesondere auch auf Befreiungsmomente eingehen zu können, was Rosi Wolfstein abends nach der Schule in privaten Notizen festhielt (vgl. Mitschriften 2017). »Die [...] Schulung ließ mich erkennen«, schrieb sie, »dass Kriege wie alle politischen Vorgänge, dass das soziale Unrecht u[nd] dass der wirtschaftliche Widersinn dieser Gesellschaftsordnung Wirkungen ökonomischer Ursachen, in diesem Falle der kapitalistischen Produktionsweise, sind« (zit.n. Laschitzka 2017, 28). Wegen ihrer Teilnahme an der Parteischule geriet Wolfstein erstmals in den unliebsamen Fokus der politischen Polizei (Luban 2010, 124). Unmittelbar vor Beginn des Ersten Weltkrieges war sie als Kontoristin beim sozialdemokratischen Duisburger Konsumverein beschäftigt, engagierte sich im Kreisvorstand der SPD für Frauen-, Jugend- und Friedenspolitik und avancierte nach und nach zur »Sprecherin der Parteilinken im Rheinland«, wie Ludger Heid zusammenfasst (Heid 1993, 403; vgl. ferner Dischereit 1995, 27; Speck/Wieland 1989, 94).

Opposition im Ersten Weltkrieg

Die Julikrise und der Kriegsbeginn im August 1914 brachten schließlich das, wogegen Rosi Wolfstein so lange angekämpft hatte – die »Maschine zur Brutalisierung der Welt« (Eric Hobsbawm; vgl. ferner Weipert/Oberhaus/Nakath/Hüttner 2017). Eine schwerwiegende Krise durchlief dabei auch die europäische Sozialdemokratie. Die allgemeine Parole vom Zusammenhalt des internationalen Arbeiter*innenlagers und die Versprechungen, sich nicht gegenseitig in einem Krieg zu töten, waren innerhalb kürzester Zeit passé. Hinzu kam, dass die Köpfe des antimilitaristischen Flügels, der sich weiterhin jeder Kriegseuphorie verschließen wollte, bereits mit einem Bein im Gefängnis standen (Frölich 2013, 103). Ottokar Luban umreißt die Situation, wie sie für Rosi Wolfstein erfahrbar war: »Der linke Flügel der SPD wurde besonders geschwächt, weil die jungen männlichen Genossen sehr bald zur Armee mussten«, das trifft zum Beispiel auch auf ihren späteren Partner Paul Frölich zu, »und die Linken der mittleren Jahrgänge bei oppositioneller Tätigkeit in der SPD wegen des Belagerungszustandes schnell in Gefahr gerieten, verhaftet oder strafweise eingezogen [...] zu werden.« Und Luban ergänzt: »Deshalb fiel häufig den Genossinnen die Aufgabe zu, die antimilitaristische Agitation

3 Die andere Schülerin hieß Margarete Kaschewski (vgl. [Frölich et al.] 1970 [1929], 63).

innerhalb und außerhalb der Partei mit zu organisieren« (Luban 2010, 124). Rosi Wolfstein bildete dabei das Bindeglied zwischen Liebknecht und Luxemburg sowie den oppositionellen Kräften in Düsseldorf, Elberfeld-Barmen und Essen (ebd.). Was sich da im Sommer ereignet hatte, war für Wolfstein »die Krise [der] Arbeiterbewegung. Man hat nicht geglaubt, dass das viereinhalb Jahre Krieg bedeuten würde. Das war der Zusammenbruch der Partei« (zit.n. Dischereit 1988, 161).

Das prominente Schicksal Luxemburgs und Liebknechts, wegen ihrer Anti-kriegshaltung inhaftiert zu werden, blieb auch den Genoss*innen auf der mittleren und unteren Parteiebene nicht erspart, wenn sie sich auf ähnliche Weise öffentlich positioniert hatten. Esther Dischereit schreibt, dass Wolfstein die erste Frau des Ruhrgebiets war, die während des Krieges verhaftet wurde, und zitiert sie: »Die Behörden waren verunsichert, wie sie denn mit mir umgehen sollten« (zit.n. ebd., 160). Doch was war der Grund für ihre Inhaftierung?

Rosi Wolfstein und ihr direktes politisches Umfeld gaben sich einige Mühe, bei der Agitation nicht beobachtet zu werden. Zwar verwendeten sie keine Tarnsprache oder sonstigen Codes in ihrer Korrespondenz, doch sie deklarierten Zusammenkünfte schlicht als Familienfeiern und aus Genoss*innen wurden Tanten, Onkel, Nichten und so weiter, damit die Behörden nicht auf sie aufmerksam wurden (Luban 1969). So konnte Wolfstein bis ins Frühjahr 1916 unbehelligt agieren und an unterschiedlichsten Orten gegen den Krieg auftreten. Doch am Osterwochenende jenes Jahres nahm sie an einer oppositionellen Jugendkonferenz in Jena teil, die von den Behörden illegalisiert worden war. Ungeschickter Weise hinterließen die Beteiligten nicht nur eine Namensliste, auf der beinahe alle Anwesenden unterzeichnet hatten, sondern schossen auch noch ein Gruppenfoto. »Es musste sehr teuer bezahlt werden, denn die Gerichte bekamen dadurch Beweismaterial in die Hand, wie sie es sich besser gar nicht wünschen könnten« (Rose Frölich⁴ an Ottokar Luban, 2.9.1969, 1r.). Obwohl die 27-Jährige nicht mit allen Anwesenden in ihrer Haltung übereinstimmte, der Konsens hauptsächlich in der Ablehnung der »Burgfriedenspolitik« begründet lag, behielt Wolfstein ihre Verbündeten als »jung«, »idealistisch« und »zu jedem Opfer bereit« in Erinnerung (Rose Frölich an Ottokar Luban, 28.4.1968, 1r.).⁵

4 Rosi Wolfstein hatte 1948 Paul Frölich geheiratet. Bei ihrem Vornamen findet sich seit der Zeit im US-Exil auch die Schreibweise »Rose«.

5 Begreift man die letztgenannte Formulierung in ihrer grausamen Wörtlichkeit, so ist dies vereinzelt tatsächlich der Fall gewesen. Karl Becker beispielsweise wurde 1941 im Pariser Exil festgenommen, der Gestapo ausgeliefert, am 4. September 1942 vor dem Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am 1. Dezember desselben Jahres im Strafgefängnis Plötzensee hingerichtet (Schumann/Werner 1958, 47). Vom Schicksal dreier anderer Genoss*innen zeigte sich Rosi Wolfstein noch betroffener, da sie im »Vaterland der Werktätigen« durch die Schuld des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten (NKWD) zu Tode kamen. Robert Hauschild und Otto Dattan wurden beide Opfer der »Stalin'schen Säuberungen«, wie der Mas-

Schon vor der Osterkonferenz stand Wolfstein unter Beobachtung, die antimilitaristischen Aktivitäten in Jena hatten daran nichts geändert. Als sie am 1. Oktober 1916 am Düsseldorfer Bahnhof einige Jugendliche versammelt hatte, um sie für den Übertritt zur Spartakusgruppe zu gewinnen, wurde sie verhaftet (Scholze 1995, 36-39). So begann eine Serie von Gefängnisaufenthalten, die alle letztlich darauf zurückzuführen waren, dass sie sich gegen den Krieg positioniert hatte oder auch nur in einem entsprechenden Umfeld agitierte. Vom 10. Oktober bis zum 18. Dezember 1916 wurde sie vom königlichen Generalkommando des VII. Armeekorps in Münster in militärische Sicherheitshaft genommen. Als Grund wurde ihr die »Verbreitung aufrührerischer Schriften« zur Last gelegt (RGWA Prozessakte, Bl. 53r.). Nach fast zehn Wochen wurde das Verfahren mangels Beweisen eingestellt und Wolfstein kam vorläufig auf freien Fuß. Bei einem Prozess im Januar 1917, auf dem der Fall nachverhandelt wurde, vertrat der Sozialdemokrat Hugo Haase die inzwischen Freigelassene – das galt aber eher der politischen Öffentlichkeit, denn das Strafmaß von zwei Wochen hatte sie ohnehin mehrfach abgesessen. Überraschender Weise wurden alle Angeklagten, neben Wolfstein auch alle Jugendlichen, die am Bahnsteig mit ihr zusammengetroffen waren, nachträglich freigesprochen – eine Entschädigung für die erlittene Haft gab es nicht (Luban 2010, 127).

Kurz nach dem Gründungsparteitag der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) im Frühjahr 1917 in Gotha, an dem Wolfstein teilgenommen hatte, wurde sie erneut verhaftet. Schon seit Dezember 1916 hatte die Kriegsgegnerin ein Postverbot auferlegt bekommen, weshalb ihre Korrespondenz über Deckadressen laufen musste. Eine davon war der Lagerarbeiter Joseph Groß in Duisburg, an den ein Paket mit illegalen Flugschriften ging, das von Arthur Wolf aus Berlin an Wolfstein versandt worden war. Obwohl der Tag der Arbeit schon verstrichen war, galt der spätere polizeiliche Fund eines Streikaufrufs zum 1. Mai 1917⁶ sowie die Flugblätter »Krieg und Justiz« von Karl Liebknecht und »Das Menschengeschlachthaus« von Wilhelm Lamszus als Grund genug, die Kontoristin direkt am Arbeitsplatz zu verhaften und erneut einzusperren (RGWA Prozessakte, Bl. 54r.). Diesmal lauteten die Vorwürfe: Verstoß gegen die Paragraphen 43, 47, 73, 81, 82 und 89 des Strafgesetzbuches (StGB), also: »Aufforderung zum Hochverrat und Verbrechen des versuchten Landesverrates« (RGWA Prozessakte, Bl. 103v.). Im Rahmen des Verfahrens sollte festgestellt werden, ob Wolfstein in Zusammenarbeit mit den Verfassern der Flugschriften reichsweit daran beteiligt gewesen sein

senmord euphemistisch genannt wurde (Weber/Herbst ²2008, 177, 351). Dasselbe Schicksal ereilte wohl auch den Schweizer Ehemann von Gertrud Fischbach-Rüegg (1895-1956), die beide an der Osterkonferenz als Gäste teilgenommen hatten (vgl. Frölich an Luban, 28.4.1968, 1v.).

6 Im Verfahren stellte sich heraus, dass es sich um die Flugschrift »Krieg dem Kriege« handelte (RGWA Prozessakte, Bl. 127f.).

könnte, »durch die so bewirkte Arbeitseinstellung die Kriegsmacht des Deutschen Reiches zu schädigen (§ 89 StGB), und ob sie ferner den Vorsatz hatte, dass die Arbeiter durch das Flugblatt aufgefordert werden sollten, den alsbaldigen Abschluss des Friedens und die Einführung einer deutschen Republik durch einen gewaltsamen Aufstand zu erzwingen (§ 85 StGB)« (ebd., Bl. 104r.). Wolfsteins Reaktion auf diese Vorwürfe blieb nüchtern: »Offenbar hält mich der Oberreichsanwalt oder wer sonst darüber beschließt für eine Jakobinerin der allergefährlichsten Sorte« (ebd., Bl. 235r.). Natürlich war sie darüber informiert, wenn Liebknecht, Luxemburg oder andere Vertreter*innen der linken Opposition ebenfalls inhaftiert wurden. Sie erinnerte sich an einen Ausspruch Ferdinand Lassalles: »Wir Sozialisten gehen in den Kerker wie andere in den Ballsaal« (zit.n. Luban 2010, 126).

Aus ihrer Familie erfuhr Rosi Wolfstein während dieser Zeit fürsorgliche Zusage gepaart mit politischer Ablehnung. Ihre liberal gesinnten Schwestern Bertha und Gisella hatten ebenso ein Problem mit Rosis Radikalisierung während des Weltkrieges wie ihre Mutter Clara Wolfstein. Als ihr eine Freundin namens Else Beck Zigaretten als Ersatzwährung des Gefängnisses schicken wollte, lehnte sie ab: »Ich bin übrigens Nichtraucherin wie ich mir auch alle Untugenden des bürgerlichen Heldendaseins (Rauchen, Trinken, Kriegsbegeisterung) abgewöhnt habe, was nicht alles so einfach war, von der Schlachtenbegeisterung abgesehen« (RGWA Prozessakte, Bl. 345r.). Eine andere Freundin, Selma Spies, bekräftigte die Inhaftierte in ihrer politischen Überzeugung: »Dass es Dich nicht unterkriegen kann, weiß ich. Du bist ja einer von den wenigen Menschen, denen die Idee des Lebens über ihrer Person steht« (ebd., Bl. 343r.). In Verhören gab Wolfstein nur zu, was die Behörden ohnehin bereits durch Beweise ermittelt hatten. Hauptgrund für ihre Verschwiegenheit war die Hoffnung, keine anderen Oppositionellen in Gefahr zu bringen, die über Adresslisten leicht hätten ausfindig gemacht werden können.⁷ Ohne Wolfsteins Kenntnis wurden auf Basis ihrer Aussagen zahlreiche weitere Befragungen durchgeführt. Am 25. November 1917, nach mehr als einem halben Jahr Untersuchungshaft, musste Rosi Wolfstein auf Grund fehlender Beweise aus der Haft entlassen werden (RGWA Prozessakte, Bl. 6). Den Behörden galt Wolfstein in der Zeit des Krieges und für die Zeit danach als »feindliche Agentin« (Geheimer Bericht 1995 [1917], 99). Aus einem intersektionalen Verständnis lässt sich urteilen, dass Wolfstein von ihren politischen Gegner*innen mehrfach diskriminiert wurde: als Frau, als Jüdin, als Linke und als vermeintliche Russin (Heid 1995, 266).⁸

7 Durch solch eine Adressliste wurde bspw. bekannt, dass Paul Frölich, Wolfsteins späterer Partner, an der Ostfront die illegale Flugschrift »Was ist mit Liebknecht?« verbreitet hatte. Er und sämtliche anderen Empfänger*innen wurden daraufhin inhaftiert (vgl. Frölich 2013, 134f.).

8 Für die weiteren Haftstrafen, denen Wolfstein teilweise auf spektakuläre Weise entfliehen konnte, vgl. Altieri 2020, 216.

Transnationaler Antimilitarismus

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde Rosi Wolfstein in den Arbeiter- und Soldatenrat Düsseldorfs gewählt (Dischereit 1995, 27). Helga Grebing hält fest: »[W]ir finden Frauen eigentlich überall dort, wo auch die Männer für ihre politischen Angelegenheiten kämpfen. Die Revolution hatte es möglich gemacht: Politik war keine reine Männersache mehr« (Grebing 1994, 8). In der Tat waren sie allerdings zahlenmäßig noch eine auffällige Minderheit. Nur in 28 Städten gab es überhaupt Frauen in den neu gegründeten Räten, insgesamt waren es 50 Vertreterinnen (Thuns 2020, 104). Auf einflussreichen Stellen waren sie zudem fast nirgendwo positioniert (Weipert 2020). Die wichtigste Rolle kam den Rätinnen zu, die in industriellen Zentren tätig waren, also auch im Rhein-Ruhr-Gebiet (Grebing 1994, 11). Gegen Jahresende ist Rosi Wolfstein von ihrer lokalen Spartakusgruppe zu dem Treffen nach Berlin delegiert worden, das später als der Gründungsparteitag der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) bezeichnet werden sollte. Als Schriftführerin war sie für das Protokoll verantwortlich und gelangte durch ihre Freundschaft zu Rosa Luxemburg sowie Clara Zetkin an einen Posten im Frauensekretariat der Partei (Heid 1993, 404).

Während der Begriff des »Friedens« von Brest Litowsk suggerierte, es habe in Osteuropa urplötzlich keine militärischen Handlungen mehr gegeben, entbrannte dort vielmehr ein Bürgerkrieg zwischen den Bolschewiki und ihren zahlreichen politischen Gegner*innen. Vom Ende des Ersten Weltkrieges im November 1918 unberührt, verloren auf diese Weise fast zehn Millionen Menschen ihr Leben (Smele 2015, 1331). Paul Frölich bekundete auf dem Gründungsparteitag der KPD dazu: »Genossen, wenn Ihr Euch den ungeheuer scharfen Bürgerkrieg klarmacht, der da drüben geführt wird, dann werdet Ihr Euch auch klar werden, dass er mit allen Mitteln geführt werden muss, die zu Gebote stehen; und dazu gehören auch die Mittel des Terrors« (Weber 1993, 202). Dem konnte sich Wolfstein nicht anschließen. Sie blieb auf einer Linie mit Rosa Luxemburg, auch nach deren Ermordung und bis zu ihrem eigenen Tod.

Das hatte ihr im März 1919 eine Verhaftung durch die Freiwillige Brigade Reinhard eingebracht. Als diese im Zuge der »Berliner Märzkämpfe« das Redaktionsgebäude der »Roten Fahne« eroberte, fand sie die kaufmännische Angestellte dort vor. Wolfstein kam in das von der Brigade kontrollierte Gefängnis in Alt-Moabit 12a, in dem sich 4.500 politische Gefangene, vorwiegend Linksradikale und Kommunisten, aufhielten (Drabkin 1983, 153). Nun war Wolfstein den einstigen Soldaten des Ersten Weltkrieges, die nun als Paramilitärs ihr Unwesen trieben und gegen deren Treiben sie sich mehrfach positioniert hatte, direkt ausgeliefert. Am 23. März 1919 schrieb ein anonymes Mitglied der Freiwilligen Brigade Reinhard ausgerechnet an Gustav Noske, der für die Ermordung Luxemburgs und Liebknechts mitverantwortlich war: »Die Beschwerdeführerin [Rosi Wolfstein, Anm. R.A.] ist in Verfolg

des Befehls des Oberbefehlshabers NOSKE vom 4.3.19 in Sicherheitshaft genommen worden, weil sie als leitendes Mitglied der kommunistischen Partei der Polizei seit längerem bekannt ist. [...] Sie ist bei der Redaktion der Roten Fahne angestellt und gilt als beinahe so gefährlich wie Rosa Luxemburg« (LA NRW, Abt. Rheinland, Gerichte Rep. 17, Nr. 189, Bl. 16r.; Herv. i.O.). Die enthaltene Chiffre wurde zum Glück missinterpretiert, Wolfstein blieb allerdings inhaftiert, wurde später ins Rheinland verlegt und konnte dort gewaltsam aus dem Gefängnis befreit werden (ebd., Nr. 187, Bl. 89).

In den folgenden Monaten hielt sie sich im Untergrund auf, wechselte manchmal täglich ihre Unterkunftsmöglichkeiten und war der rheinischen Polizei und insbesondere dem geheimdienstlichen Büro Kölpin, das nach ihr fahndete, immer einen Schritt voraus. Als im Juli 1920 der Zweite Weltkongress der Kommunistischen Internationale (Komintern) in Moskau stattfand, war Wolfstein als Vertreterin der KPD delegiert worden, musste allerdings im Kohletank eines Schiffes und als Schiffsjunge verkleidet reisen, um nicht von Behörden oder Bediensteten entdeckt zu werden (Weber 1988, 245). Auf dem Landweg wäre eine Reise nicht möglich gewesen, da er unweigerlich durch diejenigen Territorien Polens geführt hätte, in denen der Krieg mit Russland in vollem Gange war. Konkret lagerte die Rote Armee vor Warschau. Der ehemals sozialistische Marschall Jozef Piłsudski hatte 1919 den östlichen Nachbarn angegriffen und musste zwischenzeitlich schwere Verluste in Kauf nehmen. Am 28. Juli 1920 ging Białystok an die Bolschewiki. Als der Weltkongress begann, sah die Situation derart aus, dass man polnischerseits ein Halten der Hauptstadt nicht mehr für wahrscheinlich hielt (Krause 2014, 239). Eher am Rande des Kongresses fand ein Gespräch verschiedener Delegierter über den Krieg mit Polen statt, an dem auch Wolfstein beteiligt war.

»[Währenddessen] kam Lenin durch den Korridor, blieb stehen bei der Gruppe, die sich gerade vor der Karte versammelt hatte, und hörte sich das Gespräch aufmerksam an« (IfS/FFM, »Ich stritt mit Lenin«, 16). Wolfstein erinnerte sich, dass zu diesem Thema unterschiedliche Meinungen existierten. »Es gab schon ein Für und Wider, ein Für, dass es richtig gewesen ist, in Polen einzumarschieren, um revolutionäre Kräfte eventuell in die Macht zu heben. Und andere Kräfte, zu denen ich gehörte, [...] vertraten die Position, Anm. R.A.), dass es nicht richtig war« (ebd., 15f.). Lenin lauschte den Diskutierenden zunächst nur, ehe er schließlich die Haltung der Bolschewiki verteidigte: »Wir haben das unternommen, weil wir versuchen wollten, [...] die revolutionären Kräfte zu unterstützen« (ebd., 16). Natürlich war Russland von Polen angegriffen worden und befand sich zunächst in einer Verteidigungshaltung. So vertrat Piłsudski 1919 den Standpunkt, dass die Rote Armee etwa bis zum Juli 1920 brauchen würde, um sich auf einen militärischen Konflikt mit Polen vorzubereiten. Dem wollte er mit seinem Präventivschlag entgegenwirken (Krause 2014, 238). Doch die gewählte Strategie war zunächst erfolglos und Warschau stand kurzzeitig vor dem Kollaps. Das Wissen hierüber im Hinterkopf,

antwortete Wolfstein auf Lenins Ausruf: »Politik mit den bewaffneten Kräften zu unterstützen, halte ich nicht für gut, halte ich nicht für richtig« (IfS/FFM, »Ich stritt mit Lenin«, 16). Darauf entgegnete Lenin mit einer Floskel, die auf mannigfaltige Weise von ihm überliefert ist: »[M]an muss zuweilen versuchen, mit dem Bajonett zu untersuchen, wie reif eine Situation ist« (ebd.; vgl. ferner Scherstjanoi 1993, 295). »[D]a habe ich noch eingewandt, dass ich glaube, dass es dieser Situation nicht gut tut, wenn man mit dem Messer an sie herangeht; so eine schwache Gegenantwort. Robbespierre sagte einmal in einer ähnlichen Debatte: das Volk liebt nicht bewaffnete Missionare. Und das, um das ging es auch in diesem Moment, aber das war mir nicht gegenwärtig, aber ich habe es oft bedauert« (IfS/FFM, »Ich stritt mit Lenin«, 16).

An ihrer grundlegenden politischen Haltung konnte dieser Konflikt mit dem Kopf der russischen Partei nichts ändern, Wolfstein blieb vorerst Kommunistin und wurde 1921 sogar für die KPD in den Preußischen Landtag gewählt. Erst durch diesen Moment einer wenigstens teilweise parlamentarischen Immunität konnte sich die Politikerin in Deutschland wieder frei bewegen. Mit der sogenannten Märzaktion im selben Jahr konnte sie zeigen, wie sie bewaffneten Konflikten gegenüberstand, die im Dienste der eigenen Sache auftraten. Doch was war im März 1921 vorgefallen und wie stand Wolfstein dazu?

Seit dem Kapp-Putsch vom März 1920 hatten sich in Mitteldeutschland revolutionäre Unruheherde erhalten (Wilde 2013, 222). Als es im Bergbaugebiet Mansfeld-Eisleben und in den Leuna-Chemie-Werken zum Aufstand kam, den Max Hoelz von der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands (KAP), einer Splittergruppe ehemaliger KPD-Leute, anführte, kam es auch zu Debatten im Landtag. Feuergefechte, Sprengstoffanschläge und Zugentgleisungen gingen auf das Konto der KAP und ihrer Verbündeten, zu denen Wolfstein von ihren politischen Gegner*innen gezählt wurde. Die Antimilitaristin rechtfertigte sich gegenüber den Vorwürfen folgendermaßen: »Hölz [sic!] ist ein Revolutionär, der allerdings seinen Weg geht, der nicht der unsrige ist. Aber [...] wir müssen schon sagen, dass wir das Revolutionäre, das Hölz erstrebt hat, und das er mit falschen und von uns verurteilten Methoden verwirklichen wollte, billigen, das Revolutionäre, diese kapitalistische Gesellschaft zu bekämpfen bis aufs äußerste, um die Kapitalisten und ihr ganzes Geschmeiß und ihren Anhang zum Teufel zu jagen« (Sitzungsberichte 1921, 29. Sitzung, 16.6.1921, Sp. 1858f.). Dabei wurde sie von chauvinistischen Zwischenrufen mehrmals unterbrochen: »(Zuruf rechts:) Blamier' dich nicht, mein liebes Kind! [...] Die blutige Rosi! Rosi, nicht so giftig! Das ist der Düsseldorfer Ton!« (ebd.). Wolfstein entgegnete: »Ich habe die Hoffnung, dass die Stenographen alle Ihre geistvol-

len Zurufe in das Protokoll aufnehmen, damit diese Kulturkuriosa des deutschen Geistes auch erhalten bleiben« (zit. n. Wolfstein 1995, 121).⁹

Im Zuge der »Bolschewisierung« der KPD – also der Vereinheitlichung des Meinungsbildes, das die Partei nach außen hin verkörpern sollte – wurde Rosi Wolfstein 1924 nicht mehr zur Wahl für den Preußischen Landtag aufgestellt und demissionierte auch von allen sonstigen Parteiämtern. Sie war fortan für das Editionsprojekt der Luxemburg-Werke tätig und arbeitete auf diese Weise direkt mit Paul Frölich zusammen (Streichhahn 2019, 366). Als 1928 die »Stalinisierung« dem Willen zur Meinungseinheit noch eine Verschwörungskomponente hinzufügte und Ernst Thälmann die Partei durch diverse Mittel zu »säubern« begann, wurden erst Paul Frölich und Anfang 1929 auch Rosi Wolfstein aus der KPD ausgeschlossen. Sie gingen in die neu gegründete Kommunistische Partei Deutschlands-Opposition (KPO) und von dort 1931 in die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP). Grund für den erneuten raschen Wechsel war einmal mehr die Ausrichtung ihrer Partei an Moskau und der Komintern (Altieri 2021a, 29-34).

Die Machtübergabe an Adolf Hitler im Januar 1933 legte schließlich den Grundstein für die Transnationalisierung der Biographie Rosi Wolfsteins. Sie floh im unmittelbaren Nachgang des Reichstagsbrandes nach Belgien, wo sie für drei Jahre getrennt von Paul Frölich leben musste. Erst 1936 kam sie nach Paris, wo die beiden sich gemeinsam in der Auslandszentrale der SAP engagierten, die ihren Sitz nun in Frankreichs Hauptstadt hatte. Im dortigen Hotel Lutetia hatten sich bereits seit 1935 einflussreiche Größen des Exils versammelt, um über die Zukunft der verlassenen Heimat zu verhandeln. Rosi Wolfstein war mehrmals als Vertreterin der SAP zu diesen Versammlungen delegiert und letztlich eine Mitunterzeichnerin desjenigen Dokuments, für das der Lutetia-Kreis berühmt geworden ist: den »Aufruf an das deutsche Volk« vom 19. Dezember 1936, der mit den Worten »Frieden, Freiheit und Brot« einsetzte (vgl. Aufruf 1936). Bekanntermaßen waren derartige Bemühungen, sich gegen einen drohenden Krieg einzusetzen, erfolglos geblieben. Den Beginn des Zweiten Weltkrieges, den die SAP-Exilanten bereits mehr als ein Jahr vor der Annexion Österreichs vorhergesagt hatten, erlebten Wolfstein und ihre Verbündeten in Gefangenschaft.

Mit dem Überfall der Wehrmacht auf Polen wurden in Frankreich sämtliche Immigranten zu »Feinden der Nation« erklärt und in entsprechenden Camps interniert (Benz 2007, 41-62). Während Frölich in ein sogenanntes *camp répressif*, also ein reines Straflager, verbracht wurde, kam Wolfstein in ein *camp d'internement*, also ein Gefangenenlager. Bis kurz vor der Emigration nach New York war sie nun erneut von Frölich getrennt, diesmal für mehr als ein Jahr (Walter 1988, 91). Obwohl

9 Der Begriff »Kulturkuriosa« rekurriert auf den Zuruf »Blamier' dich nicht, mein liebes Kind!« Dabei handelt es sich um eine Verballhornung von Heinrich Heines Gedicht »Zur Heimkehr«, in dem es heißt: »Blamier mich nicht, mein liebes Kind« (Heine 1876, 186).

sich Wolfstein stets gegen den Ersten Weltkrieg eingesetzt hatte, sich in den 1920er Jahren als Abgeordnete bei mehreren Versammlungen der Kommunistischen Partei Frankreichs für Völkerverständigung aussprach und von den Nazis als Jüdin und Kommunistin verfolgt wurde, betrachtete sie die französische Regierung als Kollaborateurin, die in einem Krieg für die feindliche Seite spionieren würde (SAPMO-BArch, R/58/9680). Rückblickend betrachtete Wolfstein ihre Internierungszeit in Anlehnung an Dantes »Inferno« als den »dritte[n] Kreis der Hölle« (Hoover Library, Kurt Grossmann Collection).

Mit Hilfe Varian Frys gelangten sie und Frölich an amerikanische Notvisa und konnten gemeinsam mit fünf anderen Geflüchteten auf einem französischen Truppentransporter von Marseille nach Martinique entkommen, bevor die Gestapo ihren Aufenthaltsort in Frankreich erfuhr (Fry 2009, 220; Walter 1988, 275). Im April 1941 kamen sie an ihrem Zielort New York an (NARA, Series M1463, Roll 31, W 412). Den Zweiten Weltkrieg erlebten sie somit für die längste Zeit seiner Dauer aus sicherer Distanz, freilich ohne sich dessen sicher zu sein. Der Informationsfluss war nahezu vollkommen eingeschränkt, da jeder Kontakt zur Familie aus Sicherheitsgründen vermieden wurde, umgekehrt so aber auch kaum Nachrichten aus Deutschland an Wolfstein und Frölich gelangten. Ein Grund hierfür war das Verlassen der SAP ab 1942, als es zu inneren Streitigkeiten darüber gekommen war, wie sich die Partei im Krieg positionieren sollte. Wolfstein, Frölich und ein weiteres Ehepaar – Josef und Erna Lang – waren der Auffassung, dass nur entschiedener Antimilitarismus das Ziel sein konnte. Der Rest der New Yorker Ortsgruppe teilte die Auffassung Jacob Walchers, dass man auf der Seite der Sowjetunion, das heißt mit der Roten Armee, gegen das Deutsche Reich stehen müsse – trotz aller Konflikte, die mit Josef Stalin noch immer bestanden (Altieri 2021c, 204).

1943, als Rosi Wolfsteins Schwestern Bertha und Wilhelmine Gisella bereits zu Opfern der NS-Verfolgung geworden waren, schrieb Paul Frölich in einem Brief an Freunde: »Wenn einmal die Kriegsschwaden verweht sind, muss man sich auf viele böse Nachrichten gefasst machen« (LBI, Helmut Hirsch Collection AR 3150, Brief vom 3.5.1943). Erst im Sommer 1946 erfuhren sie schließlich vom Schicksal der Wolfstein-Schwestern:

»Gestern kam ein Brief von einer Cousine aus Berlin an, ein sehr sehr trauriger Brief. Sie war mit Elli sehr befreundet und war mit ihr bis zur letzten Stunde zusammen, wo sie in ihre Wohnung ging – zum Abtransport nach unbekannter Station. Sie sagte, dass die beiden bis zum letzten Moment überlegten, ob es keine sichere Unterbringung gäbe und dass Elli nicht den Mut aufbrachte, der dazu gehörte, unterzutauchen. Natürlich ahnte sie damals nicht, wohin die Reise ging. Die Cousine schreibt: Solch einen Gedanken, dass es ein Abschied für immer sein würde, haben wir nicht gehabt, und trotzdem war es herzzerreißend. Die Ärmste

– was mag sie dann noch durchgemacht haben« (Bundesstiftung Aufarbeitung, NL Hermann Weber).

Andere Quellen, die Wolfsteins Umgang mit Nachrichten hinsichtlich ihrer ermordeten Angehörigen aufzeigen könnten, sind nicht überliefert. Wolfstein blieb Antimilitaristin für den Rest ihres Lebens. Doch die Kriegserfahrungen hatten ihre Spuren hinterlassen. Als Paul Frölich seinen 60. Geburtstag im New Yorker Exil feierte, schrieb er in einer Dankeskarte: »Die Hälfte [der Lebensjahre, Anm. R.A.] sind für mich Kriegsjahre gewesen« (LBI, Helmut Hirsch Collection AR 3150, Brief vom 6.9.1944). Die letzten Monate des Zweiten Weltkrieges standen im Zeichen der Hoffnung auf einen Sieg über den Nationalsozialismus und der Angst vor der Zeit danach. »Unsere Herzen sind oft sehr schwer«, schrieb Rosi Wolfstein (ebd., Brief vom 24./28.1.1945). Nach Kriegsende blieb das Paar noch etwa fünf Jahre in den USA, ehe die lange geplante Rückkehr umgesetzt werden konnte. Auch sie stand für Rosi Frölich – die beiden waren seit 1948 verheiratet – unter den Vorzeichen eines Konfliktes, denn seit 1950 tobte der Koreakrieg als Stellvertreterkonflikt des Blockstaatensystems.

Zwar gelang die Überfahrt und auch die Ansässigmachung in Frankfurt a.M., doch schon 1953 verlor Rosi Frölich ihren Mann und lebte die letzten 34 Jahre ihres Lebens allein. Der Kalte Krieg setzte ihr schwerer zu als alle bisherigen. Die weltweiten Konflikte der späten 1960er Jahre, sei es die Berlin-Politik, seien es Terroranschläge im Nahen Osten, der chinesisch-sowjetische Zwischenfall am Ussuri oder der scheinbare Rückzug US-amerikanischer Truppen aus Vietnam, nur um in Kambodscha das Schlachtfeld auszuweiten – all diese Ereignisse beschäftigten Rosi Frölich derart, dass sie bisweilen fast paralysiert war und wochenlang nicht auf Briefe antwortete (IISG, Helmut Hirsch Collection).

Doch diese Phase ihres langen und bewegten Lebens bot zumindest keine reale Kriegsbedrohung mehr für sie persönlich. Rosi Frölich starb am 11. Dezember 1987 in ihrem 100. Lebensjahr und wurde auf dem Frankfurter Hauptfriedhof beigesetzt. Während der Trauerfeier rezitierte Franz Kraemer den Grabgesang »Unsterbliche Opfer«, mit dem seit 1905 die Gefallenen der Revolution betrauert wurden (vgl. Redlin 2009, 63).

Fazit

Während Rosi Wolfstein von der Vorkriegs-SPD zwischen 1914 und 1918 zunächst in den Spartakusbund, dann zur USPD und letztlich zur KPD übertrat, später der KPO und der SAP, dann lange Jahre keiner Partei und zuletzt wieder der SPD angehörte, war ihr überzeugter Antimilitarismus eine Lebenseinstellung, an der sich zu keinem Zeitpunkt etwas änderte. Lediglich im Spiegel militärischer Konflikte wie

Abb. 10: Rosi Wolfstein in ihrer Frankfurter Wohnung, Mai 1980 © FAZ Bildarchiv, Foto: Barbara Klemm



den arabisch-israelischen Kriegen zog Wolfstein eine Intervention zugunsten der Israelis in Erwägung (IISG, Henry Jacoby Papers). Ansonsten wichen ihre Handlungen auch in anderen Fragen nahezu nie von ihrer Überzeugung ab, vielmehr lag sie für einige Zeit nicht auf derselben Linie mit ihrem späteren Partner Paul Frölich, der sich nach und nach ihrer Haltung in Kriegsfragen annäherte. Mit Lenin stritt sie ebenso wie sie die Methoden deutscher Kommunist*innen in den 1920er Jahren kritisierte, wenn sie zum Mittel des »Terrors« griffen. Wolfsteins Rolle in der Arbeiter*innenbewegung, in der Frauenbewegung und in der Antikriegsbewegung ist heute weitgehend unbekannt. Dies ist bisweilen einer androzentrischen Perspektive in der Geschichtswissenschaft geschuldet gewesen, durch die manche Autoren (Vinschen 1992, 168; Schütrumpf 2016, 36, 44) ihr Handeln als demjenigen Paul Frölichs angepasst beurteilen. Es war bisweilen vielmehr umgekehrt, insbesondere in Fragen der Haltung zum Krieg. Wolfstein selbst hatte gelegentlich geäußert, sie möge nicht öffentlich in Erscheinung treten (AdsD, NL Paul Frölich), da Frölich der große Denker in ihrer Beziehung gewesen sei, nicht sie. Bedenkt man, an wie vielen Werken Paul Frölichs Rosi Wolfstein im Stillen beteiligt war, oft weit

mehr als nur in ihrer Funktion als Lektorin, so macht man es sich zu leicht, ihrem Wunsch ohne Widerworte zu entsprechen (vgl. Frölich 1967).

»Obstat sexus« hatte Papst Pius XI. im Jahr 1923 über die Rolle von Frauen in der Kirche gesagt (zit.n. Espín 2019, 145). »Das Geschlecht steht im Weg.« Gleiches galt im säkularen Raum für die Politik. So erfuhr Rosi Wolfstein etwa zur selben Zeit im Preußischen Landtag heftige Widerworte – jedoch keine Sachargumente gegen ihre antimilitaristische Haltung. Vielmehr wurde sie als »liebes Kind« betrachtet, also auf Grund ihres jungen Alters und zweifellos auch ihres Geschlechts nicht ernstgenommen. Das galt für politische Gegner*innen ebenso wie zuvor für ihre eigenen Verbündeten, wenn sie einem »verhältnismäßig jungen Geschöpf« nicht zutrauten, eine Wahlkampfrede erfolgreich bestreiten zu können. Letztlich bedeutete Wolfstein all diese Kritik wohl relativ wenig, hatte sie doch eine Empfehlung Rosa Luxemburgs tief verinnerlicht. Die Lehrerin hatte der Schülerin einmal geschrieben: »Lassen Sie sich durch die Hetze von gewisser Seite nicht entmutigen. Machen Sie [es] wie ich: Pfeifen Sie auf die Erbärmlichkeiten u[nd] gehen Sie Ihren Weg weiter« (SAPMO-BArch, NY 4002/48, Bl. 18i). Es scheint so, als ob sich Wolfstein diesen Ratschlag ein Leben lang zu Herzen genommen hatte – auch im Angesicht mehrerer Kriege.

Quellenverzeichnis:

Archiv der sozialen Demokratie (AdsD), Bonn:

Nachlass Paul Frölich, o. Sig., Ordner 12, unpag.:

Brief Rosi Frölichs an Hanno Drechsler, Frankfurt a.M., 14.1.1961.

Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Berlin:

Nachlass Hermann Weber, 1704, unpag.:

Zusatz Rosi Wolfsteins unter einem Brief Paul Frölichs an »Ihr lieben Vier« [= Maurice Mott mit Familie], Kew Gardens, 31.7.1946.

Hoover Library, Stanford, CA:

Kurt Grossmann Collection, Box 8, Folder 27, unpag.:

Brief Rose Frölichs an Kurt Grossmann, Frankfurt a.M., 29.11.1969.

Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a.M. (IfS/FFM):

Bestand Nitzlig 39 30 53:

Bericht Rosi Wolfsteins [undatiert], in: Geschichten und Episoden aus der Geschichte, hg. v. d. SPD Nordend, S. 62-66.

Sammlungen S 2 Personen, S 2/11.889 Frölich, Rosi:

Abschrift eines Tondokuments des Hessischen Rundfunks mit dem Titel »Ich stritt mit Lenin«, o. Sig.

Internationales Institut für Sozialgeschichte (IISG), Amsterdam:

Helmut Hirsch Collection, German VAR, 46, unpag.:

Brief Rosi Frölichs an »Lieber Helmut«, Frankfurt a.M., 9.3.1969.

Henry Jacoby Papers, Mappe 7, unpag.:

Brief Rosi Frölichs an »Meine sehr lieben Beiden« [= Henry und Frieda Jacoby], [Frankfurt a.M.], 15.6.1976.

Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung Rheinland (LA NRW), Duisburg:

Gerichte Rep. 17, Nr. 187:

Brief des Gefängnisinspektors Dr. Schwabe an den Untersuchungsrichter beim Landgericht Düsseldorf, Lennep, 12.5.1919, Bl. 89.

Gerichte Rep. 17, Nr. 189:

Brief der Freiwilligen Brigade Reinhard an Gustav Noske, Berlin, 23.3.1919 Bl. 16.

Leo-Baeck-Institute (LBI), New York:

Helmut Hirsch Collection, AR 3150, Box 1, Folder 8, unpag.:

Brief Paul [Frölichs] an »Ihr Hirsche« [= Helmut Hirsch mit Familie], Kew Gardens, 3.5.1943.

Brief Paul Frölichs an »Ihr lieben Hirsche«, Hartwick, 6.9.1944.

Brief Paul Frölichs an »Ihr Hirsche«, [Kew Gardens], 24./28.1.1945.

National Archives and Records Administration (NARA), College Park, MD:

Series M1463, Roll 31, W 412:

St. Albans District manifest records of aliens arriving from foreign contiguous territory, Index, 25.7.1947.

Privatarchiv Ottokar Luban, Berlin:

Brief Rose Frölichs an Ottokar Luban, [Frankfurt a.M.], 28.4.1968, Kopie beim Verfasser.

Brief Rose Frölichs an Ottokar Luban, [Frankfurt a.M.], 2.9.1969, Kopie beim Verfasser.

Fragebogen Ottokar Lubans an Rose Frölich, Berlin 1969, Kopie beim Verfasser.

Russisches Staatliches Militärarchiv (RGWA), Moskau:

Prozessakte Rosi Wolfstein, f. 567, op. 3, d. 1128:

Beschluss des I. Strafsenats des Reichsgerichts, Leipzig, 8.2.1918, Bl. 6.

Brief des Ersten Staatsanwaltes an den Oberreichsanwalt in Leipzig, Duisburg, 12.8.1917, Bl. 53f.

Brief des Oberreichsanwaltes an den Untersuchungsrichter des Reichsgerichts, Leipzig, 1.6.1917, Bl. 103.

Brief Rosi Wolfsteins an Else Beck, Duisburg, 13.6.1917, Bl. 345.

Brief Rosi Wolfsteins an »Liebe Frau Hilde«, Duisburg, 6.6.1917, Bl. 235.

Brief von Selma Spies an Rosi Wolfstein, Hagen, 6.6.1917, Bl. 343.

Prozessakte Rosi Wolfstein, f. 567, op. 3, d. 1131:

Vernehmungsprotokoll, Duisburg, 8.6.1917, Bl. 126-128.

Stiftung und Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), Berlin:

NY 4002/48: *Nachlass Rosa Luxemburg*:

Brief [Rosa Luxemburgs] an »Liebe Genossin Wolfstein«, o. O., o. Dat., Bl. 18h-i.

R/58/9680: *Reichssicherheitshauptamt*:

Karteikarte »Fröhlig, geb. Wolfstein, Rosalie« [sic!] im Gestapa-Register.

Gedruckte Quellen:

Aufruf »Bildet die Deutsche Volksfront! Für Frieden, Freiheit und Brot!«, Paris 1936. Deutsches Reichsgesetzblatt 1908, Bd. 18.

Frölich, Paul: Im radikalen Lager. Politische Autobiographie 1890-1921, hrsgg. u. mit einem Nachwort von Reiner Tosstorff, Berlin 2013.

[Frölich, Paul u.a. (Hg.)]: Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, Frankfurt a.M. 1970 [Faksimile der Ausgabe von Berlin 1929].

Fry, Varian: Auslieferung auf Verlangen. Die Rettung deutscher Emigranten in Marseille 1940/41, Frankfurt a.M. 2009.

Geheimer Bericht des Außendienstes vom 10. Mai 1917, in: Rosi Wolfstein im Gespräch, in: Rosi-Wolfstein-Gesellschaft e. V. (Hg.), »Sie wollte und konnte nie etwas Halbes tun.« Die Sozialistin Rosi Wolfstein-Frölich 1914 bis 1924, Witten 1995, S. 99.

Guthmann, Sigurd: »...wie es ihre Überzeugung und ihr Gewissen befiehlt.« Rosi Wolfstein im Gespräch, in: Rosi-Wolfstein-Gesellschaft e. V. (Hg.), »Sie wollte und konnte nie etwas Halbes tun.« Die Sozialistin Rosi Wolfstein-Frölich 1914 bis 1924, Witten 1995, S. 15-18.

Heine, Heinrich: Sämtliche Werke. Ausgabe in 12 Bänden. Neunter Band: Buch der Lieder, Hamburg 1876.

- Mitschrift der Parteischülerin Rosi Wolfstein in den Vorlesungen Rosa Luxemburgs 1912/1913, in: Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke, Bd. 7/1: 1907 bis 1918, hrsgg. v. Annelies Laschitzka und Eckhard Müller, Berlin 2017, S. 409-564.
- Schumann, Heinz/Werner, Gerda (Hg.): *Erkämpft das Menschenrecht. Lebensbilder und letzte Briefe antifaschistischer Widerstandskämpfer*, Berlin 1958.
- Sitzungsberichte des Preußischen Landtags, Berlin 1921.
- Weber, Hermann (Hg.): *Die Gründung der KPD. Protokoll und Materialien des Gründungsparteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands 1918/1919. Mit einer Einführung zur angeblichen Erstveröffentlichung durch die SED*, Berlin 1993.
- Wilde, Florian: *Ernst Meyer (1887-1930) – vergessene Führungsfigur des deutschen Kommunismus. Eine politische Biographie. Dissertationsschrift*, Hamburg 2013.
- Wolfstein, Rosi: *Aus den Debatten des Preußischen Landtages. 1921 bis 1924, in: Rosi-Wolfstein-Gesellschaft e. V. (Hg.), »Sie wollte und konnte nie etwas Halbes tun.« Die Sozialistin Rosi Wolfstein-Frölich 1914 bis 1924*, Witten 1995, S. 121-130.

Literaturverzeichnis

- Altieri, Riccardo: *Damned to Do Nothing. The Transnational Network of Rosi Wolfstein and Paul Frölich in American Exile (1941-1950)*, in: Jacob, Frank/Keßler, Mario (Hg.): *Transatlantic Radicalism. Socialist and Anarchist Exchanges in the 19th and 20th Centuries*, Liverpool 2021, S. 191-219.
- : *Rosa Luxemburg in Leben und Werk Paul Frölichs und Rosi Wolfsteins*, in: Jacob, Frank/Scharenberg, Albert/Schütrumpf, Jörn (Hg.): *Rosa Luxemburg. Bd. 2: Nachwirken*, Marburg 2021b, S. 53-82.
- : *Rosi Wolfstein (1888-1987). Einblicke in eine Jahrhundert-Biographie*, in: Hawel, Marcus u.a. (Hg.): *Work in Progress – Work on Progress. 10 Jahre Beiträge kritischer Wissenschaft*, Hamburg 2020, S. 210-226.
- : *Rosi Wolfstein-Frölich. Sozialdemokratin und Antimilitaristin*, Berlin/Leipzig 2021a.
- Benz, Michael: *Der unbequeme Streiter Fritz Lamm. Jude – Linkssozialist – Emigrant. Eine politische Biographie*, Essen 2007.
- Beuys, Barbara: *Die neuen Frauen – Revolution im Kaiserreich. 1900-1914*, München 2014.
- Buschfort, Hermann: *Zwischen Soutane und roten Fahnen. Die Geschichte der Bocholter SPD*, Essen 1986.

- Dischereit, Esther: »...eigentlich könnte es doch viel besser und anders sein«, in: Rosi-Wolfstein-Gesellschaft e. V. (Hg.), »Sie wollte und konnte nie etwas Halbes tun.« Die Sozialistin Rosi Wolfstein-Frölich 1914 bis 1924, Witten 1995, S. 22-28.
- : Rose Frölich. Ein Leben für den Sozialismus, in: Die neue Gesellschaft – Frankfurter Hefte 35 (1988) 2, S. 157-162.
- Drabkin, Jakob: Die Entstehung der Weimarer Republik, Berlin 1983.
- Espín, Oliva M.: Women, Sainthood, and Power. A Feminist Psychology of Cultural Constructions, Lanham/Boulder/New York/London 2019.
- Frölich, Paul: Rosa Luxemburg. Gedanke und Tat. Mit einem Nachwort von Iring Fetscher, 3. Aufl., bearb. v. Rose Frölich, Frankfurt a.M. 1967.
- Grebing, Helga: Frauen in der deutschen Revolution 1918/19, Heidelberg 1994.
- : »...und ist dabei doch eigenständig und unverwechselbar geblieben.«, in: Rosi-Wolfstein-Gesellschaft (Hg.): »Sie konnte und wollte nie etwas Halbes tun.« Die Sozialistin Rosi Wolfstein-Frölich 1914 bis 1924, Witten 1995, S. 46-54.
- Heid, Ludger: Maloche – nicht Mildtätigkeit. Ostjüdische Arbeiter in Deutschland 1914-1923, Hildesheim/Zürich/New York 1995.
- : Wolfstein-Frölich, Rosi (Rose). Partei- und Gewerkschaftspolitikerin, in: Dick, Jutta/Sassenberg, Marianne (Hg.): Jüdische Frauen im 19. und 20. Jahrhundert. Lexikon zu Leben und Werk, Reinbek b.H. 1993, S. 403-406.
- Hohorst, Gerd/Kocka, Jürgen/Ritter, Gerhard A.: Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, Bd. 2: 1870-1914, 2. Aufl., München 1978.
- Kracauer, Siegfried: Die Biographie als Neubürgerliche Kunstform [1930], in: Kracauer, Siegfried: Das Ornament der Masse. Essays, Frankfurt a.M. 1977, S. 75-80.
- Krause, Julian: »Krieg gegen alle« – Polen in der Zwischenkriegszeit, in: Altieri, Riccardo/Jacob, Frank (Hg.): Spielball der Mächte – Beiträge zur polnischen Geschichte 1772-1945, Bonn 2014, S. 228-253.
- Laschitzka, Annelies: Vorwort, in: Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke, Bd. 7/1: 1907 bis 1918, hrsgg. v. Annelies Laschitzka und Eckhard Müller, Berlin 2017, S. 15-72.
- Luban, Ottokar: Rosi Wolfsteins antimilitaristische Aktivitäten 1916/17. Neue Quellenfunde, in: Mittelungsblatt des Instituts für soziale Bewegung 44 (2010), S. 123-133.
- Mills, Dana N.: Rosa Luxemburg and Her Comrade Sisters. The Woman Question in Rosa Luxemburg's Life and Work, in: Jacob, Frank/Scharenberg, Albert/Schürumpf, Jörn (Hg.): Rosa Luxemburg. Bd. 1: Leben und Wirken, Marburg 2021, S. 17-43.
- Niggemann, Heinz: Emanzipation zwischen Sozialismus und Feminismus. Die sozialdemokratische Frauenbewegung im Kaiserreich, Wuppertal 1981.
- Redlin, Jane: Säkulare Totenrituale. Totenehrung, Staatsbegräbnis und private Bestattung in der DDR, Münster/New York/München/Berlin 2009.
- Scherstjanoi, Elke: Neue russische Zeitschriften, in: JHK (1993), S. 290-298.

- Scholze, Siegfried: Zum Wirken Rosi Wolfsteins während des Ersten Weltkrieges, in: Rosi-Wolfstein-Gesellschaft (Hg.): »Sie konnte und wollte nie etwas Halbes tun.« Die Sozialistin Rosi Wolfstein-Frölich 1914 bis 1924, Witten 1995, S. 34-40.
- Schütrumpf, Jörn: Die SPW oder: Erklären heißt aufklären, in: Levi, Paul: Ohne einen Tropfen Lakaienblut. Schriften, Reden und Briefe, Bd. II/1: Sozialdemokratie, Sozialistische Politik und Wirtschaft, Berlin 2016.
- Smele, Jonathan D.: Historical Dictionary of the Russian Civil Wars, 1916-1926, Lanham, MD 2015.
- Speck, Ute/Wieland, Karin: Restbestände, in: Niemandsland 3 (1989) 8/9, S. 86-103.
- Streichhahn, Vincent: Luxemburg und Lenin im Streit – Was bleibt? Eine Kontroverse im Spiegel ihrer Rezeptionsgeschichte, in: Jacob, Frank/Altieri, Riccardo (Hg.): Die Wahrnehmung der Russischen Revolutionen 1917. Zwischen utopischen Träumen und erschütterter Ablehnung, Berlin 2019, S. 361-386.
- Thuns, Anja: Alle Macht den Räten! Keine Macht den Frauen? Zur Geschlechtergeschichte der Rätebewegung 1918/19, in: Streichhahn, Vincent/Jacob, Frank (Hg.): Geschlecht und Klassenkampf. Die »Frauenfrage« aus deutscher und internationaler Perspektive im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 2020, S. 93-120.
- Vinschen, Klaus-Dieter: Rosi Wolfstein-Frölich, in: Heid, Ludger/Paucker, Arnold (Hg.): Juden und deutsche Arbeiterbewegung bis 1933. Soziale Utopie und religiös-kulturelle Traditionen, Tübingen 1992, S. 165-176.
- Walter, Hans-Albert: Deutsche Exilliteratur 1933-1950, Bd. 3: Internierung, Flucht und Lebensbedingungen im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1988.
- Weber, Hermann/Herbst, Andreas (Hg.): Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945, 2. Aufl., Berlin 2008.
- Weber, Hermann: Rose Frölich 1888-1987. Ein Leben lang aktive Parteiarbeit, in: Schneider, Dieter (Hg.): Sie waren die ersten. Frauen in der Arbeiterbewegung, Frankfurt a.M. 1988, S. 240-249.
- Weipert, Axel: »Frauen für die Räte, die Frauen in die Räte«? Konzepte und Praxis von Frauen in der Rätebewegung 1918-1920, in: Streichhahn, Vincent/Jacob, Frank (Hg.): Geschlecht und Klassenkampf. Die »Frauenfrage« aus deutscher und internationaler Perspektive im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 2020, S. 121-135.
- Weipert, Axel/Oberhaus, Salvador/Nakath, Detlef/Hüttner, Bernd (Hg.): »Maschine zur Brutalisierung der Welt«. Der Erste Weltkrieg – Deutungen und Haltungen 1914 bis heute, Münster 2017.

Autor*innen

Riccardo Altieri ist Historiker mit Forschungsschwerpunkten in der Geschichte der Arbeiterbewegung, des Judentums und zum Klassismus-Theorem. Er promovierte an der Universität Potsdam und arbeitet am Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken. Derzeit forscht er zur Rolle von Jüdinnen und Juden in der historischen Arbeiterbewegung.

Catharina Crasser ist wissenschaftliche Hilfskraft an der Professur für Europaforschung und Internationale Beziehungen der Universität Würzburg. Nach dem Bachelorabschluss Political and Social Studies studiert sie derzeit im Master Diversitätsmanagement, Religion und Bildung. Ihre Forschungsinteressen liegen im Bereich Gender, insbesondere in Bezug auf gendertheoretische Ansätze, Forschung in den Internationalen Beziehungen und Intersektionalität.

Sebastian Engelmann ist Erziehungswissenschaftler mit Forschungsschwerpunkten in der Pädagogischen Ideen- und Problemgeschichte, der Erziehungs- und Bildungstheorie sowie der Theorie und Praxis der Demokratiepädagogik. Nach Tätigkeit und Promotion in Jena und Tübingen ist er derzeit Juniorprofessor für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe.

Florian Grafl ist Historiker mit Forschungsschwerpunkten in der Geschichte der kollektiven Gewalt in Spanien, der westeuropäischen Stadtgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert sowie der transatlantischen Wissensgeschichte. Er promovierte an der Universität Gießen und arbeitet am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Universität Ulm. Derzeit ist er in einem Projekt tätig, das die Repression während der Franco-Diktatur unter medizingeschichtlicher Perspektive untersucht.

Jana Günther ist promovierte Sozialwissenschaftlerin mit den Forschungs- und Lehrschwerpunkten soziale Bewegungen, soziale Ungleichheit sowie klassische feministische Theorie. Sie ist Mitherausgeberin der politikwissenschaftlichen Zeit-

schrift »Femina Politica«. Derzeit forscht sie zur Rolle der Frauenbewegungsorganisationen in der Kriegsindustrie.

Anna Horstmann hat Journalistik, Geschichte und Gender Studies studiert. Aktuell promoviert sie als Stipendiatin der Gerda-Henkel-Stiftung an der Ruhr-Universität Bochum am Lehrstuhl für Sozialgeschichte und soziale Bewegungen zum Thema »Frauen im Labor. Weiblichkeit und Geschlechterverhältnis in deutschen Chemie- und Pharmaunternehmen von 1900 bis 1990«. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt in der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts mit Fokus auf den Themen Arbeit und Geschlecht.

Olli Kleemola ist Historiker mit Forschungsschwerpunkten in »Visual History«, Militärgeschichte und der Geschichte der Propaganda. Er promovierte an der Universität Turku (Finnland) zum Thema »Fotografien im Krieg: Die Sowjetunion auf finnischen und deutschen Kriegsfotos aus den Jahren 1941-1945« und arbeitet an der Universität Turku im Fach Zeitgeschichte. Derzeit forscht er zu Schlüsselbildern der finnischen Geschichte sowie zur Rolle der Veteranenverbände in der finnischen Nachkriegsgesellschaft.

Agnes Laba ist Historikerin mit Forschungsschwerpunkten in der Geschichte der Zwischenkriegszeit und der deutschen Besatzung während des Zweiten Weltkrieges. Sie wurde an der Justus-Liebig-Universität Gießen promoviert und arbeitet an der Bergischen Universität Wuppertal. Außerdem ist sie Koordinatorin des Editionsprojektes »Societies under German Occupation – Experiences and Everyday Life in World War II«.

Julia Nebe ist Medizinhistorikerin und promoviert an der Heinrich-Heine-Universität mit einer Arbeit zur »Geschichte der Säuglingssterblichkeit« (Dr. phil.). Ihre Dissertation zum Dr. rer. medic. an der RWTH Aachen beschäftigt sich mit der Rolle von »Zahnmedizinerinnen im Nationalsozialismus«. Am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf ist sie federführend für die Erstellung des Curriculums »Geschichte und Ethik der Zahnheilkunde« zuständig.

Olga Radchenko ist Dr.ⁱⁿ und Assoc.-Prof.ⁱⁿ für Tourismus und Hotelwesen an der Universität Tscherkassy (Ukraine). Als Germanistin und Historikerin forscht sie zur Geschichte des Holocaust und von Flüchtlingen in den Jahren 1939 bis 1941 sowie zum Tourismus in der Ukraine. Sie war Stipendiatin der Gerda-Henkel-Stiftung (2018) und des HERMES-Programms (2016) an der Professur für Europäische Zeitgeschichte der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder), des Zentrums für Holocaust Studien am Institut für Zeitgeschichte in München (2016, 2017), des DHI

in Moskau (2014) und des DAAD am Imre-Kertész-Kolleg der Friedrich-Schiller-Universität, Jena (2012).

Julia Richter ist Historikerin, Juristin und Geschlechterforscherin. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt in der Geschlechter-, Gesellschafts- und Rechtsgeschichte. Sie studierte Geschichte, Rechtswissenschaften und Geschlechterforschung an der Universität Göttingen, Recht und Wirtschaft an der Universität Frankfurt (Oder), Marketing und Kommunikation an der Universität Venedig sowie Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Marburg. Dort forscht sie derzeit zur Entstehung, Entwicklung und Rolle von Frauen in der hessischen Schutzpolizei.

Anna Schiff ist Historikerin und promoviert zur Geschichte der Mädchensexualität (1933-1961) an der Ruhr-Universität Bochum. Sie war u.a. an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, der Universität zu Köln und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg als Lehrbeauftragte tätig. Ihr Forschungsinteresse gilt der Geschichte der Sexualitäten, der Fürsorgeerziehung sowie der Geschlechtergeschichte der Jugend.

Katharina Seibert ist Historikerin und arbeitet an einer Geschlechter- und Kulturgeschichte der Gesundheitsfürsorge in den spanischen Armeen der 1930er und 40er Jahre. Sie promoviert derzeit am Institut für Zeitgeschichte an der Universität Wien. Abseits spanischer Geschichte zählen die vergleichende Zeitgeschichte Europas, Geschlechtergeschichte, kulturhistorische Bürgerkriegsforschung, Geschichte von Staatlichkeit sowie die Geschichte von Medizin und humanitärer Hilfe im 20. Jahrhundert zu ihren Forschungsschwerpunkten.

Ute Sonnleitner, Dr.ⁱⁿ phil., leitet das Bildungsreferat des ÖGB (Österreichischer Gewerkschaftsbund) Steiermark, forscht und publiziert zu den Bereichen Frauen und Geschlechterforschung, Mobilitäts-/Migrationsforschung, Theatergeschichte und Widerstand und wirkt als Lektorin. Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte/Zeitgeschichte der Karl-Franzens-Universität Graz und koordinierte dort das Doktoratsprogramm »Migration-Diversität-Globale Gesellschaften«.

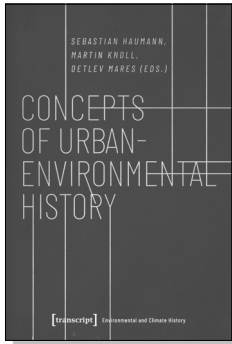
Vincent Streichhahn ist Politikwissenschaftler und Stipendiat der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Er promoviert an der MLU Halle-Wittenburg zur »Theorie und Praxis der ›Frauenfrage‹ in der Sozialdemokratie des Deutschen Kaiserreichs«. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören marxistische und feministische Theorie sowie die Geschichte der deutschen Arbeiter*innen- und Frauenbewegung.

Anja Titze ist Rechtsethnologin und forscht schwerpunktmäßig zu Menschenrechten (insb. Frauenrechten und Rechten indigener Völker), Transitional Justice, Rechtsgeschichte und Rechtspluralismus. Sie hat an der Erasmus Universität Rotterdam promoviert und ist als Referentin für Gleichstellungsfragen an der Universität Heidelberg tätig. Zurzeit ist sie vor allem mit Reproduktiven Rechten in Europa und Lateinamerika befasst.

Messan Tossa ist Germanist mit Forschungsschwerpunkten in der Literatur zu Krieg und Frieden und im Postkolonialismus. Er promovierte an der Université de Lomé und arbeitet dort aktuell als Honorarprofessor sowie als Research Assistant im Staatsarchiv Togos. Derzeit forscht er zu intertextuellen Entanglements zwischen der Holocaustliteratur und der Literatur zum Völkermord in Ruanda.

Anja Zürn arbeitet als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Europa-forschung und Internationale Beziehungen der Universität Würzburg. In ihrer Dissertation untersucht sie gegenderte Klimadiskurse in Bezug auf Indien und die EU. Weitere Forschungsschwerpunkte bilden poststrukturalistische Ansätze sowie Sexual and Gender-Based Violence in Konflikten. Gemeinsam mit Dr. Manuela Scheuermann gab sie den Band »Gender Roles in Peace and Security« heraus.

Geschichtswissenschaft



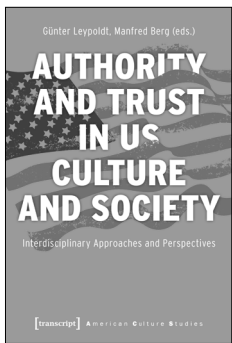
Sebastian Haumann, Martin Knoll, Detlev Mares (eds.)
Concepts of Urban-Environmental History

2020, 294 p., pb., ill.
29,99 € (DE), 978-3-8376-4375-6
E-Book:
PDF: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4375-0



Gertrude Cepl-Kaufmann
1919 – Zeit der Utopien
Zur Topographie eines deutschen Jahrhundertjahres

2018, 382 S., Hardcover,
39 SW-Abbildungen, 35 Farbabbildungen
39,99 € (DE), 978-3-8376-4654-2
E-Book:
PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4654-6

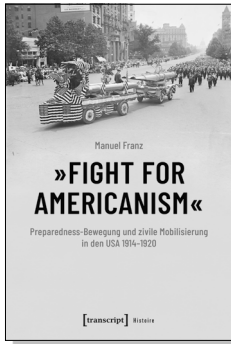


Günter Leypoldt, Manfred Berg (eds.)
Authority and Trust in US Culture and Society
Interdisciplinary Approaches and Perspectives

February 2021, 282 p., pb., col. ill.
37,00 € (DE), 978-3-8376-5189-8
E-Book:
PDF: 36,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5189-2

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Geschichtswissenschaft



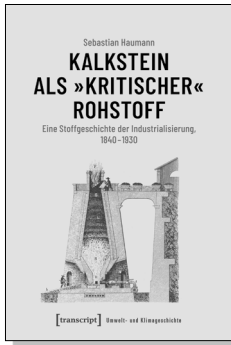
Manuel Franz

»Fight for Americanism« – Preparedness-Bewegung und zivile Mobilisierung in den USA 1914-1920

Februar 2021, 322 S., kart., 1 SW-Abbildung
59,00 € (DE), 978-3-8376-5521-6

E-Book:

PDF: 58,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5521-0



Sebastian Haumann

Kalkstein als »kritischer« Rohstoff Eine Stoffgeschichte der Industrialisierung, 1840-1930

Januar 2021, 362 S., kart., 4 Farbabbildungen
40,00 € (DE), 978-3-8376-5240-6

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5240-0



Verein für kritische Geschichtsschreibung e.V. (Hg.)

WerkstattGeschichte 2020/2, Heft 82: Differenzen einschreiben

2020, 178 S., kart., 26 SW-Abbildungen
21,99 € (DE), 978-3-8376-5299-4

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**